15

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kleine
Weltgeschichte
zum
Unterricht
und
zur Unterhaltung
von

J. G. A. Galletti,
Professor zu Gotha.



Neunter Theil.

Neue verbesserte Auflage.

Gotha,
bey C. W. Ettinger, 1804.

Benz. 15 (9)
Zsw
GEBRUEDER FR. BENZENBERG 1816. ZAHLEN ENTSCHEIDEN
STERNWARTE
DER STADT
DÜSSELDORF

Inhalt.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Gewerbe. Acker- und Gartenbau. Innungen. Mechanische Künste. Wollen- und Seidenmanufakturen. Bildende Künste. Handel. Deutsche Hanse. Schiffahrt. Geldhandel. S. 1

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Schilderung der Lebensweise, Wohnung, Kleidung, Tafel. Hoffeste. Hofstaat. Jagd. Sittenverderbniß. 37

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Glaubenslehre. Christliche Moral. Werth des Klosterlebens und der Casteyungen. Neue Mönchsorden. Bettelmönche. Inquisition. Provisionen, Annaten, und andre päbstliche Anmaßungen. 63

Sechs-

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Studium der Alten. Ausbildung der neuern Sprachen. Ritterpoesie. Neuere Dichtkunst. Geschichte. Länderkunde. S. 82

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Philosophie. Mathematik. Naturgeschichte und Naturlehre. Chemie. Arzneywissenschaft. Rechtswissenschaft. 107

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Geschichte der Universitäten und Schulen. Büchersammlungen. Ursprung der Buchdruckerkunst. 130

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Rittergeist. Turniere. Liebeshöfe. Irrende Ritter. Einfluß des Ritterwesens. Verfall desselben. 157

Neuntes Buch.

Von Columbus bis auf unsere Zeit, über 300 Jahre.

Erstes Kapitel.

Entdeckungen der Portugiesen auf der westlichen Küste von Afrika. Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung. Portugiesische Niederlassungen und Entdeckungen in Asien. S. 173

Zweytes Kapitel.

Entdeckung von Amerika durch Columbus, Vespucci und Cabot. 189

Drittes Kapitel.

Cortez erobert Mexico, Pizarro Peru. Folgen der Entdeckung von Amerika. 217

Viertes Kapitel.

Die Spanier eroberten das maurische Königreich Granada. Sie vertreiben die Juden und Mohamedaner; auch greifen sie die Mauren in Afrika an. 257

Fünftes Kapitel.

Karls VIII und Ludwigs XII von Frankreich unglückliche Feldzüge in Italien. S. 274

Sechstes Kapitel.

Maximilians unglücklicher Schweitzerkrieg. Ligue zu Cambray. Franz I siegt bey Marignano. 305

Siebentes Kapitel.

Geschichte von Spanien und England bis zu den italienischen Kriegen zwischen Karln V und Franz I. — Maximilians deutsche Regierung. 339

Achtes Kapitel.

Die beyden ersten Kriege zwischen Karln V und Franz I. 365

Neuntes Kapitel.

Die beyden letzten Kriege zwischen Karln V und Franz I Karls V Unternehmungen gegen Tunis und Algier. 407

Die Titelvignette stellt die Peterskirche zu Rom vor.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Gewerbe. Acker- und Gartenbau. Innungen. Mechanische Künste. Wollen- und Seidenmanufakturen. Bildende Künste. Handel. Deutsche Hanse. Schiffahrt. Geldhandel.

Während daß die Regierungsform und Gerechtigkeitspflege einen regelmäßigern und festern Gang erhielt; während daß, durch die Erfindung der Kanonen und andrer Feuergewehre, die Kriegskunst eine für die Menschheit nachtheiligere Umänderung erfuhr; während der Zeit verbreiteten sich Acker- und Gartenbau in Europa allgemeiner, erreichten die Künste eine höhere Stufe der Ausbildung, erweiterte sich der Umfang von Manufakturen und Fabriken, und erreichte der Handel des nordlichen Europa seine schönste Blüthe.

Das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert zeigte in manchen Ländern einen Wohlstand, der den spätern Bewohnern derselben gewiß sehr beneidenswerth bleibt.

Der Ackerbau wurde durch die Mönche der vielen Stifter und Klöster, die, zu Ende des vorigen Zeitraums, vornehmlich in Deutschland, so wie in den Ländern des nördlichen und östlichen Europa, entstanden waren, ausserordentlich befördert. Durch den unermüdlichen Fleis von Mönchen und Layenbrüdern verwandelte sich mancher wüste, abgeholzte Landstrich in eine fruchtbare, blühende Gegend. Um das Kloster schloß sich ein Dörfchen, ein Flecken, eine kleine Stadt an, und aus den einzeln Aeckern wurden endlich weitläuftige Fluren, welche da, wo die Einwohner sich sonst nur kümmerlich ernährten, Wohlstand und Frohsinn verbreiteten. Der Landbauer war überhaupt in manchen Ländern in eine angenehmere Lage versetzt worden. Das Christenthum und die Kreutzzüge verschafften manchem die Befreyung von der Leibeigenschaft. Aber durch die unaufhörlichen Fehden wurde Betriebsamkeit und Wohlstand öfters

öfters gehemmt. Die unverwahrten Dörfer, die wehrlosen Bewohner derselben, sahen sich den Räubereyen und Gewaltthätigkeiten am meisten ausgesetzt. Ganz besonders aber schadeten dem Ackerbau die muthwilligen Söldner, die, vornehmlich in Italien, von dem Beyspiele der rachgierigen Bewohner des schönen Landes gereitzt, Dörfer abbrennten, und Getreidefelder verwüsteten. Wie sehr mußte durch den Gedanken, die Früchte seines Fleises durch grausamen Frevel vernichtet zu sehen, die Lust zu arbeiten erstickt werden! Ganz vorzüglich gedieh daher der Landbau in dem westlichen, ruhigern Theile von Deuschland, und in den Niederlanden, wo man ansehnliche und reiche Dörfer, großes und vortreffliches Rindvieh, zahlreiche, feinwollige Schaafheerden, starke und muthige Pferde antraf; wo man ganz vorzügliches Getreide baute; wo Butter, Käse, und Fleisch von besondrer Güte, und in großer Menge, vorhanden war.

Der Obst- und Gemüßebau ward durch die Kenntnisse, die sich die Europäer durch die Kreutzzüge im Orient erwarben, beträchtlich erweitert. Von Pergamus wurde die

Pergamottenbirne, von Ascalon die Schallottenzwiebel, von Cypern der Wirsching und der Blumenkohl, aus Syrien der Borago nach Europa verpflanzt. Auch die Safranzwiebel und das Zuckerrohr wurden durch Kreuzfahrer oder Pilgrime in unsern Erdtheil versetzt. Aber wie viele fehlten noch von den schönen Obstarten, die jetzt eben sowohl unser Auge, als unsern Gaumen ergötzen! Noch lange wurde der Obst- und Gemüßebau weder so allgemein, noch so sorgfältig wie in unsern Zeiten, getrieben. Die Gärten der Großen, vornehmlich in Deutschland, glichen mehr einem Wildpark, als einem Kunstgarten. Selbst in den Gärten der französischen Könige sah man nichts, als Lauben, bedeckte Gänge, und eine große Anzahl von Obstbäumen, die man der Natur überließ, und diese Gärten waren von andern blos durch einen weitläuftigern Umfang, und die größere Anzahl von Bäumen, unterschieden. Die Niederländer waren im nordlichen Europa diejenigen, die zuerst die feinen Gemüße und Früchte des südlichen Europa erzeugten.

Ganz

Ganz vorzüglich hob sich in diesem Zeitraume der Bergbau in Deutschland. Zu den Bergwerken in Böhmen und auf dem Harze kamen noch die reichhaltigen meißnischen Silbergruben hinzu. Ein Salzmann aus Goslar fuhr, wie man erzählt, über das meißnische Gebirge. Er fand im Wege ein Stück Silbererz. Als man es bey der Probe für echtes Silber erkannte, begaben sich Bergleute aus Zellerfeld auf dem Harz in diese Gegend, welche (1169) das Bergwerk zu Freyberg anlegten. Erst 300 Jahre hernach (1470) fieng sich das sehr ergiebige Silberbergwerk zu Schneeberg an. Die Schieferbergwerke im Mannsfeldischen nahmen zu Ende des 12ten Jahrhunderts ihren Anfang. Ein englischer Bergmann, der aus Mißvergnügen sein Vaterland verlassen hatte, machte (1260) die Deutschen auf ihre Zinnbergwerke aufmerksam. Die tyrolischen Bergwerke wurden 1449 angelegt, und das meißnische Bergwerk auf dem Schreckenberg entstand 1490. Deutschland war also schon sehr reich an Silber, welches auf sein Gewerbe einen sehr merklichen Einfluß hatte. In Polen hob sich (um 1482) das Silberbergwerk zu Olkuß

(im

(im Bezirke von Krakau.) In Rußland entdeckte man (1491) Silber- und Kupfererz am Tzylma, einem Nebenflusse der Petschora.

Die Vermehrung der Masse von edlen Metallen beförderte das Gewerbe. Es vermehrten sich besonders die Künstler, die in Metall arbeiten. Schon zu Anfange dieses Zeitraumes hatte man zu Augsburg und zu Worms geschickte Metallgießer. Wenn die Künstler und Handwerker von einer Art in einer Stadt sich zu sehr vermehrten, so that dieß der Nahrung der bereits vorhandenen natürlich Eintrag. Diese sahen daher die Nothwendigkeit ein, sich in eine geschlossene Gesellschaft zu begeben, die man eine Zunft, eine Innung, eine Gilde, nennte. Derjenige, der in eine solche Zunft aufgenommen seyn wollte, mußte Meister werden, mußte seine Kunstfertigkeit durch ein Meisterstück darthun. Um Meister zu werden arbeitete er erst als Geselle, lernte er erst als Lehrbursche. Die ersten Innungen erscheinen um die Mitte des 12ten Jahrhunderts in Norddeutschland.

Das Mittelalter war vorzüglich reich an Erfindungen, welche den Künsten eine größere Vollkommenheit gaben. Die Kunst der Metallarbeiter stieg immer höher. Unter andern bekam man jetzt Räderuhren, Schlaguhren, Thurmuhren. Räderuhren waren in Italien schon im 13ten Jahrhundert bekannt. Kaiser Friedrich II erhielt (1232) von einem ägyptischen Sultane eine Räderuhr, die auf 5000 Ducaten geschätzt wurde. Eine Räderuhr nach der jetzigen Art verfertigte in England ein Abt zu St. Alban (1326). Dondi zu Padua lieferte schon eine Uhr, welche, durch ein einziges Gewicht regiert, den Lauf der Sonne, des Mondes, und der Planeten anzeigte. Zu Ende des 14ten Jahrhunderts erhielt man in Frankreich, zu Paris (1370) und zu Dijon (1382) Räderuhren. Eine Uhr, die Minuten und Secunden anzeigte, verfertigte erst späterhin (um 1500) Purbach zu Wien, der sich derselben zu astronomischen Beobachtungen bediente. Schon ein Pabst des 7ten Jahrhunderts hatte den Befehl gegeben, daß die sogenannten canonischen Stunden, wo die Mönche bethen und singen müssen, durch das Anschlagen an eine Glocke bekannt

kannt gemacht werden sollten. Nun durfte man eine solche Glocke nur mit einer Räderuhr verbinden, so bekam man eine Schlaguhr, die man in den Häusern, und auf den Kirchthürmen, anbringen konnte. Schon zu Ende des 13ten Jahrhunderts gab es in Italien Thurmuhren. Eine solche Thurmuhr bekam Padua 1344, Bologna 1346, Augsburg und Paris 1364, Straßburg 1370, Dijon 1382, Sevilla 1400. Das erste Glokkenspiel wurde (1487) zu Alost in Flandern verfertigt.

Im 14ten Jahrhundert goß man, so viel man weiß, zuerst Schaumünzen mit Bildnissen. Victor Pisani (Pisanello) ein Mahler aus dem Veronesischen, war der erste, der kurz vor dem Jahre 1480 Stempel schnitt, um desto schönere Schaumünzen zu liefern. Das Porzellan-Geschirr, welches man Fayance nennte, wurde (schon vor 1300) zu Faenza im Kirchenstaate erfunden. In Italien gab es auch zuerst Glasfabriken. Eine der ersten befand sich zu Venedig. Von hier wurde sie (1291) nach Murano verlegt. Sonst findet

man

man in diesem Zeitraume noch sehr wenige Glasfabriken.

Die Erzeugnisse des Thierreiches wurden schon sehr fleißig bearbeitet. In der Kunst, Tücher und Zeuge zu weben, hatten es die Niederländer vorzüglich weit gebracht. Die Flanderer waren unter allen Europäern die ersten, die sich die Kunst, wollne Tücher und Zeuge zu weben, und zu färben, recht angelegen seyn ließen. Auch die Weber zu Löwen in Brabant lieferten schon im 14ten Jahrhundert vortreffliche Tücher und Zeuge, zu welchen sie englische Wolle brauchten. Durch harte Einschränkungen bewogen, giengen endlich (1382) viele Wollenweber von Löwen nach England, wo sie den Grund zu den vortrefflichen Wollenmanufacturen dieses Reiches legten.

Seidene Zeuge webten schon seit dem Jahre 827 die Araber in Spanien und Sicilien; aber ihre Seidenweberey pflanzte sich nicht in dem übrigen Europa fort. Dieß geschah erst im 12ten Jahrhundert, als der König Roger von Sicilien aus Athen, Korinth, Theben

und

andern eroberten Städten, einige tausend Seidenweber nach Sicilien und Calabrien versetzte. Von Italien, wo man die Seidenweberey lange allein trieb, breitete sich dieselbe nach Frankreich und andern Ländern, aus. In Frankreich hatte man zu Anfang des 14ten Jahrhunderts (1301) noch keine seidene Zeuge, und Ludwig der XI legte erst 1470 die Seidenmanufakturen zu Tours an. Von Constantinopel erhielt man noch immer vorzüglich gute Seidenwaaren, und besonders auch Sammet.

Die Künste, welche sich mit den Wohnungen, und der Verziehrung derselben, beschäfftigen, machten in diesem Zeitraume wieder merkliche Fortschritte. Um die Veredlung des Geschmackes in der Baukunst erwarb sich im 13ten Jahrhundert ein deutscher Baukünstler, Nahmens Jacob, der das große Franciscanerkloster zu Florenz baute, ausgezeichnete Verdienste. Sein Sohn Arnold machte unter andern den Riß zu der prächtigen im Jahre 1296 erbauten Hauptkirche zu Florenz, die schon ungleich weniger gothische Schnirkel, als andre Kirchen, hatte. Die Kup-

pel

pel dieser Kirche, eins der größten Meisterstükke der Baukunst, baute Brunelleschi. Man schrieb jetzt von neuem über die Regeln der Baukunst. Dieß that besonders der Italiener Alberti. Die Baukunst hob sich, seitdem man in Italien die Ueberbleibsel von den herrrlichen Gebäuden der Alten, mit erneuertem Eifer, zu studiren und nachzuahmen suchte. Dieser Eifer belebte vornehmlich den gedachten Baumeister der Peterskirche zu Rom, den berühmten Brunelleschi. Die meisten Kirchen dieses Zeitalters, von welchen viele, wie z. B. die Domkirche zu Cöln, der Münster zu Straßburg, noch jetzt vor unsern Augen stehen, sind jedoch im gothischen Geschmacke gebaut. Diesen bemerkt man auch an den alten Burgen und Schlössern, die aus diesen Zeiten übrig geblieben sind.

Die Kirchen waren die ersten Gebäude, die man mit Glasfenstern versah. Vorher hatte man Fenster von Marienglas, von weißgesottenem Horn, von Oehlpapier, von dünngeschabtem Leder. Kirchenfenster von gefärbtem Glase gab es schon vor den Kreuzzügen. Im 12ten Jahrhunderte kamen sie schon häufiger

figer vor. Fenster von weißem Glase hatte man in Frankreich erst seit 1350, und am Ende dieses Zeitraumes waren daselbst zwar alle Kirchen, aber noch wenig Wohnhäuser, mit Glasfenstern versehen. In Wien traf man hingegen schon 1458 wenig Häuser ohne Glasfenster an. In England waren bereits um 1180 die Fenster der Vornehmen von Glas.

Die Bildhauerkunst wurde zuerst in Italien wieder in griechischem Geschmacke getrieben. Zu Pisa lebten im 12ten und 13ten Jahrhundert, wo Gewerbe und Handlung unter die Einwohner dieser Stadt Wohlstand und Reichthum verbreiteten, verschiedene geschickte Bildhauer, deren in den Kirchen befindliche Arbeiten noch jetzt Bewunderung ihrer Kunst einflößen. Im 14ten Jahrhundert wurde Andreas Orgagna für den vorzüglichsten italienischen Bildhauer und Mahler gehalten. Im 15ten blüheten, von den Mediceern begünstigt, die bildeten Künste vornehmlich zu Florenz. Hier lebte unter andern der vortreffliche Bildhauer Lorenz Ghiberti, dessen Geschmack sich dem griechischen

nähert. Die Werke seiner Kunst bewundert man an den Heiligenbildern, und den halberhobenen Abbildungen der Domkirche zu Florenz.

In Italien, wo das Künstlertalent durch das herrliche Clima, und durch den Anblick der schönen Kunstwerke der Alten, sich erwärmt und begeistert fühlt, bekam auch frühzeitig die Mahlerey einen neuen Schwung. Cimabue, der zu Ende des 13ten Jahrhunderts lebte, bemühete sich zuerst, seine Gemählde durch etwas Helldunkel zu erheben. Sein Schüler Giotto (der 1336 starb) bildete seinen Geschmack nach den neuausgegrabenen Werken der Alten, und erwarb sich dadurch die Ehre, der Vater der italienischen Mahlerey genennt zu werden. Ganz unrichtig hatte man den bisherigen harten und schneidenden Geschmack mit dem Nahmen des griechischen belegt. Ein vorzüglicher Mahler des 15ten Jahrhunderts war Peter Perugino (von Perugia) durch den der Pabst Sixtus IV den Vatican mit Gemählden ausschmücken ließ. Er war der Vorgänger des berühmten Rafael von Sanzi aus Urbino, der (geb. 1483) seinen

nen Geschmack nach den edlen Abbildungen auf geschnittenen Steinen, und halberhobenen Arbeiten, bis zur bewundernswürdigen Vollkommenheit verfeinerte. In Deutschland wurde, wie man aus den noch vorhandenen Altartafeln und Heiligenbildern sieht, die Mahlerey fleißig genug getrieben. In Nürnberg gab es schon zu Anfang des 14ten Jahrhunderts Mahler. Zu Brügge, in Flandern, lebte hundert Jahre später, Johann von Eyk, den man lange Zeit für den Erfinder der Oehlmahlerey gehalten hat. Aber es gab schon wenigstens 150 Jahre früher Mahler, die ihre Farben mit Oehl vermischten. Es gab zu Eyks Zeit noch einen andern berühmten Oehlmahler, Nahmens Lippo, der zu Bologna lebte. Unmöglich aber würde von Eyk als der Erfinder der Oehlmahlerey gepriesen worden seyn, wenn er nicht wenigstens neue Vortheile derselben erfunden hätte.

Die Kunst, auf harten Körpern Bildnisse hervorzubringen, die Kunst des Steinschneiders, des Münzenstempel-Schneiders, hob sich in diesem Zeitraume auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit. Zu Florenz blühete die

Stein-

Steinschneider-Kunst, welche Lorenz von Medici, durch die gütige Aufnahme verschiedener von Constantinopel geflüchteter Künstler, und durch die Anlegung einer herrlichen Sammlung von geschnittenen Steinen, beförderte. Von jenen lernte Johann Bernardi, den man für den Wiederhersteller dieser Kunst hält.

Im 14ten Jahrhundert erfand man die Kunst, Bilder in Holz zu schneiden. Der älteste Holzschnitt mit der Jahrzahl, den man bisher entdeckt hat, ist vom Jahre 1423. Bald brauchte man die Holzschnitte nicht nur zu Heiligenbilder, sondern auch zu Spielkarten, die anfangs gemahlt wurden. Bald zierte man ganze Bücher mit Holzschnitten aus.

Ein Gold- und Silberarbeiter erfand sehr wahrscheinlich die mit seinen Arbeiten verwandte Kunst des Grabstichels. Die ersten Kupferstiche sind aus dem 15ten Jahrhundert, aber unbekannt ist der Ort oder das Land, wo diese Kunst entstand. In Italien ist Finiguerra, ein Florentiner (um 1460) der

erste

erste Kupferstecher, von welchem man Nachricht hat. In Deutschland gehören Martin Schön oder Schöngauer, imgleichen Israel von Mecheln, zu den Vätern dieser Kunst.

Jemehr die Betriebsamkeit in Künsten, in Manufakturen und Fabriken, sich vergrösserte, um so mehr wuchs die Menge der Waaren, die einen Gegenstand des Handels abgaben. Die Araber waren jetzt nicht mehr die vornehmsten Handelsleute der Welt. Die Stelle derselben hatten die Italiener, die Südfranzosen, und vornehmlich die Deutschen, eingenommen. Der Handel der italienischen Städte stieg, seit dem Zeitraume der Kreutzzüge, seit der durch die Westeuropäer vorgenommenen Theilung des griechischen Kaiserthumes, immer höher. Die Besitzungen, die sich die Venezianer und Genueser im mittelländischen und schwarzen Meere erworben hatten, setzten sie in den Stand, das übrige Europa mit ostindischen, und andern asiatischen, Waaren, zu versorgen. Die Venezianer bemächtigten sich besonders des ostindischen Handels über Aegypten. Sie hatten es dahin gebracht, daß die Sultane von

Ae-

Aegypten und Syrien ihren Handel begünstigten, daß sie zu Alexandrien und Damask Consuln halten durften. Bald hatten sie an vielen andern Orten Niederlassungen mit großen Freyheiten und eigner Gerichtbarkeit. Bald war der Alleinhandel mit dem entferntesten Orient in ihrem Besitze. Sie versorgten fast ganz Europa mit ostindischen Waaren und Gewürzen. Durch verschiedene Handelsstädte in Oberdeutschland, unter welchen sich Augsburg und Nürnberg auszeichneten, wurden diese Waaren über Braunschweig, wo sich eine Niederlage befand, dem nordlichen Europa mitgetheilt.

Doch seit den Kreutzzügen fiengen auch die nordwestlichen Deutschen an, ihre Waaren, durch einen langen Umweg zur See, aus den Häfen von Aegypten und Syrien selbst, abzuholen. Dieß thaten besonders die Kaufleute von Bremen und Lübeck. Manche Flotte von deutschen oder niederländischen Schiffen fuhr nun durch die Nordsee, nnd die Meerenge von Gibraltar, um deutsche Kreutzfahrer nach Syrien zu bringen. Eine niederländische Flotte half (1148) Lissabon den

Mauren abnehmen, und Kaufleute von Lübeck und Bremen verwandelten, als Friedrich I Ptolemais belagerte, ihre Seegel in Zelte. Nach den Zeiten der Kreutzzüge mußten aber die Niederländer und Deutschen, von den mächtigern Italienern von dem Handel auf dem mittelländischen Meere ausgeschlossen, ihre Handelsthätigkeit auf die Nord- und Ostsee einschränken. Dennoch handelten sie fast nach allen europäischen Ländern. Sie hatten in den entferntesten Reichen von Europa Handelscomtoire, und, ihrer Ehrlichkeit wegen, setzte man auf die Geschäffte, die man mit ihnen machte, einen besondern Werth.

Der Handel der Städte an der Ost- und Nordsee wurde aber durch die Seeräuberey, welche seit dem Verfalle der dänischen Macht unter Waldemar II *) gewaltig einriß, so lebhaft beeinträchtigt, daß zwey derselben, Hamburg und Lübeck, die sich stark genug fühlten, die Sicherheit ihrer Schiffahrt zu behaupten, (um 1241) die Verabredung trafen, durch besondre Schiffe, und besondre Mannschaft,

*) Theil VII, S. 342.

schaft, ihre Handelswege zu Wasser und zu Lande, und zwar vornehmlich die Elbfahrt, und die Landstraßen zwischen Lübeck und Hamburg, von Räubern zu reinigen. *) Diese Verabredung, die man eine Hanse, das heißt, einen Bund nennte, sollte erst nur 5 Jahre dauern; sie fand aber so viel Beyfall, daß sie nicht nur erneuert, sondern auch erweitert wurde. Zuerst schlossen sich an Lübeck und Hamburg noch Braunschweig, Bremen und Rostock an. In Zeit von 25 Jahren ließen sich allmählig alle Handelsstädte, von der äussersten Gränze von Liefland bis an den Niederrhein, als Mitglieder der Hanse, aufnehmen. Man zählte nun über 60 Hansestädte. Jetzt war nicht mehr blos Sicherheit, sondern auch erweiterte Betreibung der Handelsgeschäffte, der Zweck der Hanse. Die

*) Der Anfang der Hanse ist noch nicht durch Urkunden erwiesen. Die Verbindung der niederdeutschen Städte äusserte sich erst seit dem 14ten Jahrhundert. Um eben diese Zeit erscheint zuerst in Urkunden die deutsche Hanse. Schriftliche Verabredungen derselben kommen erst 1361 vor. Geschichte des hanseat. Bundes von Sartorius.

Hansestädte, die zu Hause freylich dem Kaiser, oder einem Landesherrn, unterworfen waren, und die so wenig nach Unabhängigkeit strebten, daß sie die Widerspenstigkeit gegen den Landesherrn mit der Ausschließung bestraften; diese stellten im Auslande ein Staatssystem vor, welches bald Furcht, bald Hochachtung einflößte; welches die Freyheit behauptete, nach den ausbedungenen Grundsätzen seines Vereins zu verfahren. Lübeck wurde, seines ausgebreiteten Seehandels wegen, für das Haupt der Hanse angesehen. In Lübeck versammelten sich die Abgeordneten der Hansestädte zum Hansetage; in Lübeck war die Casse zur Bestreitung des Bundes-Aufwandes.

Man theilte die Hansestädte in 4 Quartiere; 1) in das wendische zu Lübeck; 2) in das preussische zu Danzig; 3) in das sächsische zu Braunschweig; 4) in das westliche zu Cöln. Die Gesellschaft hatte auch 4 große Comtoire oder Niederlagen. Diese waren zu Nowgorod, Bergen, London und Brügge. Jedes dieser Comtoire hatte seinen Ober- und seine Unterbeamten. In ihnen flossen alle Ge-

Gegenstände der Ein- und Ausfuhre zusammen. Sie gaben zugleich Bildungsanstalten für junge Kaufleute ab.

Mit den jetzigen Handlungsgesellschaften läßt sich die Hanse gar nicht vergleichen. Die Mitglider derselben handelten nicht in Gemeinschaft, sondern einzeln; indessen unterstützten sie einander doch wechselseitig. Die Hanse schloß in dieser Absicht mit auswärtigen Staaten Verträge, die ihren Mitgliedern Handelsvortheile verschafften; sie suchte wohl gar die Freyheiten der Städte durch gemeinschaftliche Kriege zu behaupten. Ihr Bund strebte daher, selbst während der Kriege und Fehden, die Deutschlands Ruhe in diesem Zeitraume störten, mächtig empor. Die Zahl seiner Mitglieder wuchs, die Verbündeten in den Niederlanden ungerechnet, bis auf 85 an. Hätte sich die Hanse weniger in Staatshändel eingemischt; hätte sie die Erweiterung ihrer Handelsfreyheiten nicht gar zu gewaltsam betrieben, so würde sie die Aufmerksamkeit der Fürsten weniger auf sich gezogen haben; so würde sie weniger ein Gegenstand ihres Hasses und ihrer Feindschaft geworden

seyn.

seyn. Wo man den Hanseſtädten Comtoire oder Factoreyen geſtattete, da verlangten ſie nicht allein vor allen übrigen Fremden, ſondern ſelbſt vor den Einheimiſchen, Vorrechte. Wenn die Fürſten ihre erſchlichenen Freyheiten einſchränken wollten; wenn andre Nationen ihre auſſerordentlichen Vorrechte zu theilen wünſchten; da ſchrien ſie gleich über Verletzung des Völkerrechtes; da griffen ſie wohl gar zu den Waffen. Daraus entſtand manchmahl ein koſtbarer Krieg mit den nordiſchen Mächten.

Die Hanseſtädte maßten ſich eine deſpotiſche Handelsherrſchaft an. Keine mit ihnen verbundene Seeſtadt durfte ihre Schiffe an Auswärtige verkaufen, durfte ihre Waaren in fremde Schiffe laden laſſen. Fremde Getreide-Schiffe wollte die Hanſe weder auf der Oſtſee, noch auf der Weſer und Elbe, dulden. Fremden Kaufleuten wurde, zur Beendigung ihrer Geſchäffte in einer Hanseſtadt, nicht mehr als 3 Monathe Zeit gelaſſen. Kaufleuten, die nicht in einer Hanseſtadt angeſeſſen waren, durfte man keine andern Waaren, als Wein, Bier und Heringe verkaufen.

Ge-

Gewisse Waaren mußten in die Stapelstädte geliefert, oder wenigstens einige bestimmte Zeit hindurch in denselben feil gebothen werden. Die Kaufleute in den Stapelstädten konnten nun die Preise nach ihrem Gefallen erhöhen. Die niederländischen Städte bewiesen sich übrigens weniger eigennützig und tyrannisch, als die deutschen.

Den großen Umfang des hanseatischen Handels beweiset die Geschichte ihrer Comtoire. Vorzüglich wichtig war unter denselben das zu London. Man webte zwar in England (besonders seit 1382) viele Tücher; aber die Engländer ließen sich doch ihre schöne Wolle, an welcher sie einen Ueberfluß hatten, von den deutschen Manufakturisten abkaufen, um sie denselben in rohen und ungefärbten Tüchern wieder abzunehmen. England, das damahls fast von allen Manufakturen entblößt war, oder wenigstens keine vollendete Manufakturen hatte, konnte die Einfuhre der deutschen Manufakturwaaren gar nicht entbehren. Unter diesen befanden sich vornehmlich Stahl- und Eisenwaaren. Daher wurde die Niederlage, die man den Hansestädten zu London,

dicht

dicht an der Themsebrücke erlaubte, der Stahlhof genennt. Die Hansestädte hatten sich in England eine Zollfreyheit verschafft, die den Einwohnern sehr nachtheilig war. Die schwachen, mit dem französischen Kriege so lange beschäfftigten Könige dieses Landes bewiesen sich zu wenig thätig, die übertriebenen und gemißbrauchten Handelsfreyheiten der Hansestädte einzuschränken. Indessen zeigten doch einzelne englische Kaufleute schon viele Betriebsamkeit, ihrem Handel neue Wege zu öffnen. Unter andern bemüheten sie sich, ihre Tücher selbst ganz zubereitet auszuführen, und nach den preussischen Häfen unmittelbar zu handeln. Auch ließen sie die Hansestädter ihren Haß manchmahl durch Seeräuberey fühlen.

Den Versuchen der Engländer, von dem Joche der Hanse sich zu befreyen, arbeiteten die Mitglieder derselben aber mit der größten Entschlossenheit und Standhaftigkeit entgegen. Mehr als einmahl versetzte man die schwache englische Regierung durch die Aufhebung aller Handelsverbindung, in Schrecken; mehr als einmahl verboth man die Einfuhre der englischen rohen Tücher, so unentbehrlich sie auch den

Deut-

Deutschen waren. Die Engländer durften auch kein Comtoir längst der Ostsee errichten, und keine eigne Schiffahrt dahin treiben. Die Hansestädter giengen in ihren Anmaßungen gegen die Engländer so weit, daß sie von ihren Häusern in London keine Abgaben entrichten wollten. Sie verursachten durch ihre Hartnäckigkeit einst (1346) eine Empörung des gemeinen Volkes, welches ihre Häuser und Güter plünderte.

In einer weniger günstigern Lage befand sich der hanseatische Handel in den Niederlanden, wo die Hansestädte schon im Jahre 1252 zu Brügge ein Comtoir errichteten. Flandern und Brabant hatten schon beträchtliche Manufakturen, und sie brauchten die Hanse nur zum auswärtigen Vertriebe derselben. Das den Grafen von Flandern unterworfene Comtoir zu Brügge erhielt nicht nur in Ansehung der Zölle, sondern auch in Ansehung andrer Dinge, große Vorrechte. Weder die Person, noch die Güter, eines zur Hanse gehörigen Kaufmanns durften angehalten werden, und man durfte von demselben weiter nichts, als Bürgschaft, verlangen.

Das

Das Comtoir übte auch seine besondre Gerichtbarkeit aus. Dieß mußte natürlich zu manchen Händeln die Veranlassung geben. Weil unter den Grafen von Flandern und den Herzogen von Brabant, den vornehmsten Herren in den Niederlanden, vieler Handelsneid herrschte, und die Hanse sich darauf verlassen konnte, daß die Landesherren sie nicht entbehren zu können glaubten, so bewiesen sich die Hansestädte nirgends trotziger, als in den Niederlanden.

Mit Nowgorod, welches um diese Zeit lange eine Republik vorstellte, mögen die liefländischen und die deutschen Städte schon lange eine Handelsverbindung unterhalten haben, ehe man an die Errichtung des dasigen Comtoirs dachte. Da die zur Schiffahrt so unentbehrlichen Producte Rußlands den damahligen Seestädten noch nicht so nothwendig waren, und die Bewohner der russischen Städte doch so viele deutsche Manufaktur-Waaren brauchten, so muß der hanseatische Handel nach Rußland sehr beträchtlich gewesen seyn. Einen wichtigen Theil

des-

desselben machten die flandrischen Tücher aus.

Das Comtoir zu Bergen, das im Jahr 1278 entstand, war für die Hanse äusserst wichtig. Erstlich hatte, wegen der damahls allgemeinen katholischen Religion, der Fischhandel eine große Wichtigkeit; sodenn konnte das von allen Manufakturen entblößte Norwegen die deutschen gar nicht entbehren. Lange Zeit durften indessen die Hansestädter, nur während der vier Sommer-Monathe, ihre Buden zu Norwegen offen halten. Endlich befreyte sie aber (1444) der König Christoph von dieser Einschränkung, und er ertheilte ihnen dabey so große Vorrechte, daß das Comtoir zu Bergen gleichsam einen eignen Staat ausmachte. Es hatte seine eigne Residenz, die in 21 Höfe vertheilt war. In dieser wohnten über 1200 Menschen, meistens Handwerker, die nicht heyrathen durften, damit sich nicht einige derselben unter den Norwegern niederlassen, und sie mit den Handwerken bekannt machen möchten. Das Comtoir hatte seine eigne, blos dem Bundes-Directorium zu Lübeck untergeordnete Gerichtsver-

verfassung. Jeder, der ein Mitglied dieses Comtoirs wurde, mußte sich gewissen körperlichen Mißhandlungen unterwerfen, die man Hänseln nennte. Vermuthlich wollte man dadurch die Zahl derer, die sich zu den großen Handelsfreyheiten hinzudrängten, etwas einschränken.

Auf diese vier Comtoire schränkte sich aber der hanseatischen Handel nicht allein ein. In Schweden hatte die Hanse kein Comtoir, und dennoch befand sich der ganze schwedische Handel in ihrer Gewalt. Der Hauptsitz desselben war zu Wisby auf der Insel Gottland *), dem der König Magnus (1342) das Recht der eignen Gesetzgebung zugestand. Dadurch entstand das wisbysche Seerecht, welches im nordlichen Europa zu einem vorzüglich großen Ansehn gelangte. Eben dieser König befreyte die Stadt Lübeck von allen Zöllen und Abgaben. Die ausgezeichnete Gunst,

*) Ihr Wohlstand hob sich von der Zeit an, als nach der schrecklichen Uberschwemmung der Stadt Vineta (VII, 32) viele Bewohner derselben sie zu ihrem Aufenthalte wählten.

Gunst, welche die schwedischen Könige der Hanse bewiesen, war zum Theil eine Wirkung von der Unentbehrlichkeit ihrer Unterstützung. Die Schweden waren damahls in Ansehung der Manufakturen und Künste so unwissend, daß sie ihr vaterländisches Eisen nicht einmahl zu Stangen zu schmieden wußten. Sie überließen vielmehr die rohen Klumpen des Eisenerzes den Hansestädten, die es ihnen, auf allerley Art verarbeitet, wieder zuführten. Auch in die politischen Angelegenheiten Schwedens mischte sich die Hanse sehr stark. Sie leistete dem Könige Albrecht gegen die Margrethe Beystand, und versicherte sich bey dieser Gelegenheit der Stadt Stokholm. Während daß nun Margrethe dieselbe (1392) belagerte, vereinigten sich allerley Leute von den deutschen Küsten der Ostsee, um der deutschen Besatzung in Stockholm mit bewaffneter Hand Lebensmittel zuzuführen. Man nennte diese Leute von ihrer Beschäfftigung Victualienbrüder, oder auch Vitalienbrüder. Sie trieben in der Folge Seeräuberey, die der Hanse selbst beschwerlich fiel. Allein die Schweden vertrieben sie endlich aus Gottland,

land, ihrem Hauptsitze, und sie wendeten sich hierauf in die Nordsee.

In den westlichen Ländern von Europa konnte die Hanse, wegen der italienischen Handelsstaaten, nicht recht aufkommen. Indessen unterhielt sie mit Frankreich, Spanien und Portugal einen nicht ganz unbedeutenden Handel. In Frankreich war Gyenne, und also auch der Weinhandel dieser Provinz, bis in die Mitte des 15ten Jahrhunderts in der Gewalt der Engländer; doch wurden diese Weingegenden auch von französischen Schiffen befahren. Manufaktur-Waaren ließen sich damahls aus Frankreich noch nicht holen; dagegen führten ihm die Schiffe der Hanse nicht nur Heringe und andre Fische, sondern auch Schiffsmaterialien, imgleichen leinene und wollne Zeuge, zu. Aus Spanien holten die Hansestädter die für ihre Tuchmanufakturen so unentbehrliche spanische Wolle. Aus Portugall wurden sie, durch die eigne Handelsthätigkeit der dasigen Kaufleute, bald ganz verdrängt.

So

So groß der Umfang des damahligen Handels, besonders des hanseatischen, war; so sehr fehlte es noch an manchen Beförderungsmitteln und Bequemlichkeiten des Handels. Es fehlte unter andern noch an Chausseen und Kanälen. Gepflasterte Landstraßen traf man fast nirgends an, und Kanäle nur in den Niederlanden, in Brabant und Flandern. Der Transport zu Wasser, oder die Schiffahrt, war durch die Erfindung des Compasses sehr verbessert worden. Noch ist es nicht bekannt, welcher Nation die übrige Welt dieses Werkzeug zu danken hat. Zwar sollen die Chineser, und nach ihnen die Araber, den Compaß zuerst gehabt haben; allein die Europäer kannten ihn früher, als sie nach China schifften, und die Araber hatten für denselben so wenig eine eigne Benennung, daß sie sich der italienischen bedienten. Den italienischen Seefahrern war er schon vor dem Jahre 1250 bekannt. Flavio Gioja, ein Bürger von Amalfi (um 1300) kann also nicht der Erfinder desselben gewesen seyn; aber wahrscheinlich hat er sich um die Verbesserung dieses Werkzeuges verdient gemacht. Vielleicht darf man die Erfindung des Compasses

einem

einem deutschredenden Volke zuschreiben, weil das Wort Bussole von Büchslein (Büchsle) herzurühren scheint, und weil die Nahmen der Winde, nebst der Bezeichnung der Windrose, deutsch sind.

Um Briefe und Pakete fortzuschaffen hatte man damahls noch kein andres Mittel, als reitende Boten. Große Handelsstädte und Universitäten unterhielten daher solche Bothen und Landkutschen. Dieß war jedoch blos eine Privateinrichtung, die von keiner ordentlichen Zeitbestimmung abhieng. Daher mußten Briefe und Pakete von bedeutender Wichtigkeit durch Bediente, oder besondre Bothen, bestellt werden. Ludwig XI von Frankreich legte, zwischen den Jahren 1462 und 1467, zu seinem Privatgebrauche, eine Anstalt von reitenden Bothen an, die nur bis zu einem bestimmten Ort ritten, wo ein andrer die Briefe und Pakete ihnen abnahm. Ein solcher Ort wurde eine Station genennt. Noch hatte man aber in keinem andern Lande eine solche Einrichtung.

In Ansehung des Geldes, dieses großen Hülfsmittels des Handels, hatten sich in diesem Zeitraume merkwürdige Veränderungen ereignet. Die Geldsorten waren durch Groschen und Gulden vermehrt worden. Schon zu Anfange des 12ten Jahrhunderts prägte man zu Tours eine kleinere Dickmünze, die bey den Deutschen Turnosen hießen. Fast 200 Jahre hernach (1296) fieng man zu Kuttenberg in Böhmen an, solche Dickmünzen zu schlagen, die man nach einem lateinischen Worte *) Groschen nennte. Da solcher Groschen 60 auf 1 Mark giengen, so war ein damahliger Groschen den 3ten Theil eines jetzigen Conventionsguldens werth. Wegen des erstern Umstandes rechnete man auch lange nach Schocken von Groschen.

Zu Florenz prägte man seit dem Jahre 1252 goldne Dickmünzen, die man von ihrem Geburthsorte Florenen nennte. Bald ließen die rheinischen Kurfürsten in Deutschland auch solche goldne Münzen schlagen. Dieß waren Goldgülden, und erst seit der Mitte des 16ten

*) Numus grossus.

16ten Jahrhunderts gab es auch Gülden von Silber.

Da das Geld weiter nichts, als eine Waare ist, so steht der Werth desselben mit der vorhandenen Menge im Verhältnisse. Je weniger also in einem Lande baares Geld vorhanden ist, um so mehr wird es gesucht, um so theurer müssen es diejenigen, die es nöthig haben, erkaufen. In Italien, zu Florenz und Venedig, wo man einen beträchtlichen Geldreichthum hatte, konnte man für 5. vom 100 Capitalien geliehen bekommen; in Deutschland gehörten schon 10 vom 100 zu den gewöhnlichen Zinsen, und sowohl hier, als in Frankreich, England und Italien, bezahlte man wohl 12, 24, 42 ja 48 vom 100. Da der Geldwucher durch päpstliche Gesetze den christlichen Kaufleuten untersagt war, so war er um so mehr ein Geschäffte der Juden, die, weil sie weder Ackerbau, noch Handwerke treiben durften, auf den Handel, und vornehmlich auf den Geldhandel, ihre ganze Aufmerksamkeit richteten. Wenn sie nun auch hier und da Bürgerrechte erlangten, so war der Handelsgeist ihrem Charakter

schon

schon so tief eingeprägt, daß ihnen jede Beschäfftigung, zu welcher anhaltende Anstrengung erfordert wird, zur Last fiel, und daß sie, zu derselben gezwungen, sich höchst unglücklich fühlten. Geldwucher war hingegen ihr angenehmster Zeitvertreib, dem sie alle ihre List, allen ihren Erfindungsgeist, widmeten. Die Fürsten dieser Zeit bedienten sich sehr oft der Hülfe der Juden, um aus ihrer Geldverlegenheit herauszukommen. Sie verpachteten ihnen ihre Einkünfte; sie machten sie wohl gar zu Finanzministern, und wenn die Juden auch zuweilen aus einem Lande fortgejagt wurden, so riefen sie die Fürsten, die ihre Hülfe nicht entbehren konnten, bald wieder zurück. Aus republikanischen Staaten, wo der Kaufmann auf die Staatsangelegenheiten Einfluß hat, wurden sie zuerst verbannt. Doch eben diese Kaufleute, besonders die lombardischen, wetteiferten mit den Juden in Ansehung des Geldwuchers.

Die Italiener waren überhaupt unter allen Europäern diejenigen, die am meisten Geldhandel und Wucher trieben. Zu diesem Handel mußten sie aber entweder große Vorräthe

von gängbarer Münze haben, oder sie wenigstens anweisen können. Anweisungen leiteten aber auf das Wechselgeschäffte. Wechsel waren anfangs Anweisungen, für deren Bezahlung man mit seiner Person haftete. Sie waren folglich eben so gut als baares Geld. Man konnte sie also auch an andre verkaufen. Durch solche Wechsel zog die päbstliche Kammer oft ihre Einkünfte aus andern Ländern. Durch einen solchen Wechsel bekam der König Heinrich Raspe die 25000 Mark, mit welchen ihn der Pabst unterstützte. *) Die italienischen Geldwechsler waren auch wahrscheinlich die Erfinder der Assecuranzen, die schon um das Jahr 1450 in den Niederlanden in Gang kamen.

*) Papiergeld hatten schon die Mongolen, zur Zeit ihres Großchans Koblaj. Es bestand aus schwarzen, länglich viereckigen Stückchen aus der feinsten innern Rinde des Maulbeerbaumes.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Schilderung der Lebensweise, Wohnung, Kleidung, Tafel. Hoffeste. Hofstaat. Jagd. Sittenverderbniß.

Die seit dem 13ten Jahrhundert sehr merklich vergrößerte Betriebsamkeit der Bewohner von Europa hatte, in Verbindung mit den herrlichen Erfindungen, durch welche Künste und Wissenschaften zu einer höhern Vollkommenheit gediehen, in manchen Ländern unseres Erdtheiles, vornehmlich in Italien und Deutschland, Wohlstand und Luxus erzeugt. Es gab jetzt sowohl in Deutschland, als in Italien, eine große Anzahl schön gebauter und wohlhabender Städte. Fast alle deutsche Städte, die nur einiges Gewerbe hatten, besonders

ders aber diejenigen, welche die wohlthätigen Einflüsse der Hanse fühlten, waren in diesem Zeitraume erweitert worden, hatten eine Neustadt, und auch wohl mehrere Vorstädte, erhalten. Die Verschönerung und Erweiterung der Städte wanderte aus den Niederlanden, und besonders aus Flandern und Brabant, nach Westphalen, Nieder- und Ober-sachsen. Die hölzernen, budenartigen Hütten verwandelten sich in steinerne, mit Ziegeln gedeckte und mit Schornsteinen versehene Häuser von mehrern Stockwerken mit Glasfenstern. Sonst machten die Viehställe, die, so wie der Mist, gemeiniglich nach der Straße zu angelegt waren, einen großen, ja vielleicht den größern Theil einer deutschen Stadt, aus. In den schmahlen, krummen, ungepflasterten Straßen erhoben sich Hügel von Mist, welche den Durchgang und die Durchfahrt hemmten, welche einen unaufhörlichen Tummelplatz der Schweine abgaben. Jetzt waren Märkte und Plätze dieser Städte, mit großen Kirchen und Rathhäusern, mit Kauf-Gewand- (Tuch) Kornhäusern, Gasthöfen, Hospitälern u. s. w. angefüllt. Unter den schönen Städten des damahligen Deutschlands zeich-

zeichneten sich Cöln mit seinen herrlichen Kirchen und Klöstern; Gent, Brügge, Maynz Worms, Speyer, Straßburg mit dem erstaunenswürdigen Münster; Augsburg, das manche für schöner hielten, als Paris; Aachen, Trier, Regensburg, München, Wien mit seiner prächtigen Stephans Kirche; Prag, Breslau, Lübeck, und Nürnberg, dessen Privathäuser für einen König von Schottland gut genug gewesen wären, besonders aus. In Italien gab es mehrere prächtige Städte, als Venedig, Genua, Florenz, Neapel; sie waren aber im Ganzen genommen nicht schöner, als die deutschen. Die italienischen Städte erhielten übrigens eben so wie die deutschen, ihre meisten Prachtgebäude im 15ten Jahrhundert. In Frankreich, England und Spanien, wo es noch wenig Gewerbe gab, fand man auch wenig gutgebaute Städte. Paris war indessen eine der ersten, die gepflastert wurde.

Der Wohlstand und Luxus der Italiener und Deutschen zeigte sich besonders in ihrem Privatleben. Sie wohnten, sie kleideten sich, sie aßen ungleich besser, als in den vori-

vorigen Zeiten. Die Fürsten, Herren und Ritter wohnten auf ihren Bergschlössern reinlicher und gesünder, als die Bewohner der meisten Städte, denen es noch immer an Reinigungsanstalten fehlte, und die daher noch immer mit Sümpfen angefüllt waren, welche mit der Unsauberkeit der Menschen verbunden, die Luft verpesteten, und Hautkrankheiten hervorbrachten. So gesund aber auch die Fürsten und Herren in Deutschland wohnten, so fehlte ihnen doch noch manche Bequemlichkeit der jetzigen Zeit. Die Tafeln, und die sie umgebenden Bänke, waren von schlecht bearbeitetem Holze, mit Decken und Polstern belegt. Zur Verzierung ihrer Wände dienten pyramidalisch aufgethürmte Trink- und Tafelgeschirre von Gold und Silber, dienten kostbar gearbeitete Tafeln, die blos zur Schau da standen. Der estrichne Boden sowohl der Speisesäle, als der Wohn- und Schlafzimmer, war mit hohen Lagen von Stroh, und im Sommer mit Blumen, Laub und feinen Reisern, auch wohl mit Schilf, belegt, das den Hof- und Hausbedienten zum Sitzen und zur Schlafstätte diente. Sonst war das Sitzen auf Stühlen den deutschen

Her-

Herren so eigen, daß sie es in Constantinopel einführten. Lehnstühle kamen in Frankreich zuerst unter Heinrich III vor. Die Tafeln der Großen waren mit feinen, weißen Tüchern belegt, die aber auf manchen so lange liegen blieben, daß man ihre Grundfarbe gar nicht mehr erkennen konnte. Servietten waren im 14ten Jahrhundert in Frankreich noch nicht allgemein. Noch erhellten die Säle und Zimmer keine Wand- und Kronleuchter, sondern Wachsfackeln, die von Bedienten empor gehalten wurden.

In der Kleidung äusserte sich im Ganzen genommen mehr Pracht, als in der Wohnung. Sie war bey vornehmen und reichen Personen nicht nur prächtig, sondern auch sehr abwechselnd. Die Fürsten und Ritter trugen Waffenröcke von kostbarem, schweren, buntscheckigen Stoffe, die mit Zierrathen überladen waren. Auch die weiten und langen Prachtmäntel, die man über die Rüstung warf, waren von Gold- und Silberstoff, von Sammet, von anderm Seidenzeug, von Scharlach, mit Gold, Silber, Edelsteinen gestickt, mit dem kostbarsten Pelzwerke verbrämt

brämt oder gefüttert, und auch wohl mit Schellen behängt. Diese Mäntel kamen durch die Kreutzzüge nach Europa, weil die Ordensritter sie zu ihrer Kleidung wählten. Schon der h. Bernhard äusserte seinen Unwillen über diese Pracht; aber dennoch erschienen Fürsten, Herren und Ritter nicht nur bey Turnieren, sondern auch bey dem ernstlichen Kampfe, mit griechischen oder morgenländischen weiten Mänteln, welche die Deutschen Hoiken nennten. Ihre gewöhnliche Kleidung aber blieb der kurze, oder der Waffenrock, und noch Karl VI von Frankreich trug einen solchen Rock von schwarzem Sammet. Sein Hut war von Scharlach. Ehedem trug man Mützen von grobem Zeuge, anfangs von weißer Farbe. Seit dem 14ten Jahrhundert machte man diese Mützen, vermuthlich um das Eindringen der Nässe von ihnen abzuhalten, von Filz. Schon 1360 gab es zu Nürnberg Hutmacher. Lange Zeit durfte man mit dem Hute nicht in der Kirche erscheinen. Die Beinkleider, oder Hosen, waren so weitläuftig gemacht, daß man zu einer wohl auf 100 Ellen Zeug brauchte. Die Deutschen nennten sie Pluderhosen. Schnäbel machten damahls

mahls so wie jetzt eine Zierde der Schuhe aus. Mit Schnäbeln und Spitzen trug man sie in Frankreich bis auf Ludwig XI. Der Schnabel war mit Krallen, Nägeln und Hörnern geziert. Im 14ten Jahrhundert bestimmte man das Maß der Schnäbel nach dem Range; eine fürstliche Person durfte sie $2\frac{1}{2}$, ein Freyherr 2, und ein gewöhnlicher Edelmann $1\frac{1}{2}$ Fuß lang tragen. Es gab (1370) zu Zürch Schuhe mit Spitzen, in die man etwas legen konnte. Ueber die spitzigen Schuhe eiferte besonders der Kreutzprediger Capistrano, und seine Vorstellungen bewirkten auch, daß zu Nürnberg (1460) die Länge der Spitze durch den Senat bestimmt wurde. Auch wurden sie, auf Ansuchen des Bischofes von Bamberg, endlich (1473) gar verbothen. In Bern durften sie (seit 1470) nicht länger, als das Vordergelenk eines Fingers seyn. Zur Befestigung der Schuhe dienten noch keine Schnallen, sondern Bänder. Edelsteine und Perlen glänzten nicht allein an den Kleidern, sondern auch an den Waffen, an der Rüstung, an den Decken, und an dem Geschirre der Pferde. Um den Aufwand, den die Kreutz-

züge

züge verursachten, zu vermindern, wurden sie von den Königen Philipp August von Frankreich, und Richard von England, untersagt; aber sie erhielten sich dennoch bey ihrem Werthe. Eine Hauptzierde der Fürsten und Herren war die Scherpe, die aus zwey sich kreutzenden Binden von verschiedener Farbe bestand.

Auf die Kopf-Haare der Herren wurde noch wenig Sorgfalt gewendet; aber der Bart beschäfftigte ihre Eitelkeit um so lebhafter. Die Mönche ließen sich zuerst barbieren. Unter den Weltlichen erschienen mit abgenommenen Bart zuerst einige Größe, die ihre Haare in einer Krankheit eingebüßt hatten. Andre waren auf ihren Bart so stolz, daß sie ihn, um ihn nicht zu missen, lieber falsch trugen. Am Ende ließ sich jedermann rasiren, um einen falschen Bart tragen zu können. Dieß geschah besonders in Castilien so häufig daß der König Pedro sich bewogen fand, dieser Sitte durch ein Verboth Einhalt zu thun. Große und reiche Herren trugen wohl gar goldne Bärte.

Die damahligen Damen durften ihren Männern in Ansehung der Eitelkeit natürlich keine Vorwürfe machen. Sie kleideten sich in die prächtigsten und kostbarsten Stoffe; sie schmückten sich mit Perlen und Edelsteinen. Angnes Sorel, die Geliebte Karls VII, war die erste Dame in Frankreich, die Edelsteine trug. Bald stieg aber der Luxus sowohl hierin, als in dem Putze überhaupt, so hoch, daß der deutsche Adel es nothwendig fand, sich und seine Töchter durch Aufwandsgesetze einzuschränken. Diesen zu Folge sollte eine Dame bey Turnieren nicht mehr als vier mit Perlen oder Edelsteinen gezierte Kleider tragen, sollte sie mit keinem ganz aus Goldstoff verfertigten, und mit Perlen gestickten Kleide erscheinen. Die Moden wechselten damahls zwar nicht so oft als jetzt, aber doch immer schnell genug, ab. Am häufigsten geschah es gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts, wo, mit den spanischen, französischen, italienischen unddeutschen Armeen, auch viele vornehme Herren dieser Nationen mit ihren Weibern und Töchtern herum zogen. Vornehme und reiche Frauenzimmer fanden ein Vergnügen daran mit den verschiedenen Nationaltrachten abzuwech-

wechseln. Zur Befestigung ihrer Kleider brauchten die Damen des Mittelalters lange Zeit kleine Stiftchen von Holz, die man endlich von Metall machte, und schon im Jahre 1370 wurden zu Nürnberg Nadeln verfertigt. Hemden von Leinwand wurden erst im 15ten Jahrhundert gewöhnlich, und Karls VII Gemahlin soll in Frankreich die erste gewesen seyn, die sich eines solchen Hemdes bediente.

Die Kochkunst hatte es damahls noch nicht sehr weit gebracht, den Magen und die Säfte der Vornehmen zu verderben. Die Deutschen, und selbst die Großen aßen gesalzene und geräucherte Fische, Pökelfleisch, Schinken, Wurst, harte Hülsenfrüchte, unverdauliche Mehlspeisen, nebst einigen Kohlarten. Noch zu den Zeiten Friedrichs III war die Tafel der Fürsten zwar mit verschiedenen feinen Gerichten besetzt; aber die Hofbedienten mußten sich mit schwarzem Brode, faulem und stinkendem Fleische von vierfüßigen Thieren und Fischen, mit zähem Kuh- Ziegen- oder Bärenfleisch, und mit fast ungenießbaren Hülsenfrüchten, oder Gemüßarten, begnügen. Von jeher aß man im nordlichen Deutschland ein-

einfachere und härtere Speisen, als im südlichen. Wenn die Domherren zu Bamberg 8 Speisen auf ihren Tafeln hatten, so mußten die Beysitzer der sächsischen Grafengerichte mit 3 Speisen zufrieden seyn. In England liebte man gleichfalls harte und einfache Speisen. Die Franzosen aßen vorzüglich gern frisches und eingesalznes Schweinefleisch. Erbsen mit geräuchertem oder gesalzenem Schweinefleisch war selbst für die Tafeln der Könige nicht zu schlecht. An mehrern Festen trug man blos Gerichte von Schweinefleisch auf. Das Fleisch von jungen Rehen hielt man für unreif. Unter dem Geflügel schätzte man besonders die Gans. Auf die Tafeln der vornehmsten Häuser kamen Reiher, Kraniche, Krähen, Störche, Schwäne, Raben, Rohrdommeln, Geyer, ja selbst Meerschweine und Seehunde, kam das Fleisch und die Zungen von Wallfischen. Die harten und unverdaulichen Speisen veranlaßten einen unmäßigen Gebrauch von Gewürzen. Die damahligen Köche machten viele Brühen von Pfeffer, Zimmt, Nelken, Muscaten, Ingwer, Knoblauch, Safran, der, wie der Zucker, mit welchem man alle Gerichte bestreute, zu den un-

unentbehrlichsten Bestandtheilen derselben gehörte. Jedes Gericht hatte seine eigne Brühe; manche hatten derselben 2 bis 3, von welchen eine immer hitziger und zusammengesetzter, als die andre, war. Zum Nachtische gab man überzuckerte Gewürze, um den Magen zu stärken. Die Rahmen und Formen von diesem Zuckerwerke verriethen einen eben so unzüchtigen Geschmack, als die Figuren auf den Bechern, welche man den Damen zubrachte. Die Menge der Gerichte, welche man auf die Tafeln der Großen setzte, war wenigstens eben so zahlreich und kostbar, als in unsern Zeiten. Dieß veranlaßte (seit 1200) häufige Luxusgesetze der Könige von Frankreich.

Man trank damahls mehr, aber schlechter, als jetzt. Die Weine hatte im Ganzen genommen weniger Güte; man baute sowohl in Frankreich als in Deutschland an manchem Ort Wein, wo das Clima zum Auskochen desselben zu kalt ist. Mancher deutsche Fürst und Edelmann berauschte sich in meißnischem und brandenburgischem Landwein. Die Staaten und Städte, die Handel trieben, wurden mit den feinern griechischen und italienischen Weinen

nen bekannt, und durch die Kaufleute kamen sie auf die Fürstentafeln. Diese Weine waren aber für den Magen der damahligen Großen nicht stark genug. Man kochte sie mit den hitzigsten und kostbarsten Gewürzen ab. Daraus entstand Clairet und Hippokras; daraus entstanden Liquers, die sehr häufig zum Frühstücke, oder vor der Tafel, getrunken wurden. Mit ihnen machte man Fürsten und Gönnern, bey Feyerlichkeiten, ein angenehmes Geschenk. Man vermischte den Wein auch mit Wermuth, mit Honig, mit dem Safte von Beeren und mit Zucker. Der Brantewein, der im Jahr 1333 noch ein chemisches Geheimniß war, wurde jetzt immer allgemeiner getrunken. Zuerst verfertigten ihn die Bürger von Modena in großer Menge. Auch die Venezianer handelten mit demselben, und die deutschen Bergleute fanden ihn bald sehr wohlthätig, um die ungesunden Ausdünstungen der Gruben und Schachte niederzuschlagen. Bier war damahls von den Tafeln der Fürsten und Großen noch nicht verbannt. Ein Braunschweiger, Christian Mumme, braute (1489) eine neue Art von Bier, die nach seinem Nahmen genennt wurde.

Da die Könige und Fürsten damahls noch nicht so viele Geschäfte und Zerstreuungen als jetzt hatten, und da ihr durch die Jagd und andere Leibesübungen gestärkter Magen nicht lange warten konnte, so nahmen sie ihre Mittags- und Abendmahlzeit auch sehr früh ein. Noch zur Zeit des Königes Heinrich VII von England aß man um 10 Uhr zu Mittag, und um 4 Uhr zu Abend. Eben diese Tischzeit dauerte in Frankreich bis ins 16te Jahrhundert fort.

Fast alles war damahls weit einfacher und kunstloser als jetzt. Eben so war es auch das Hofleben. Hoftage waren nur bey großen Familienfesten der Fürsten, z. B. bey Hochzeiten, Kindtaufen und Geburthstägen, gewöhnlich. Alsdenn herrschte aber auch eine fast unbegreifliche Verschwendung und Pracht. Das Vermählungsfest des Vaters der berühmten Markgräfin Mathilde von Toscana dauerte 3 Monathe. Bey der Krönung des Königes Roger von Sicilien (1130) wurden blos goldne und silberne Schüsseln auf die Tafeln gesetzt, und die gemeinsten Hofbedienten waren in Seide gekleidet. Besonders präch-

tig

tig war der Reichstag, den der Kaiser Friedrich I (1182) zu Maynz hielt. Die Stadt Cöln allein schickte 406 Reisige. Ein solcher Reichstag glich einem großen Cavallerie-Lager. In Frankreich wurden (so wie zur Zeit der Karolinger) die Hoftage gemeineglich um Ostern und Allerheiligen gehalten. In England waren die drey hohen Feste dazu bestimmt. Die Kronvasallen wurden durch ein königliches Ausschreiben dazu eingeladen. Der König erschien mit der Krone auf dem Haupte; die Großen zogen die Hofkleider an. In der Folge hielt man die Hoftage nicht mehr zu bestimmten Zeiten. Der Veranlassungen zu denselben wurden immer mehr. Eine Berathschlagung wegen eines Kreutzzuges, eine Krönung, die Einholung und der Empfang einer hohen Braut, oder andrer hohen Gäste, eine fürstliche Vermählung und Geburth, ein Ritterordenfest, ein Turnier, verschaffte eine sehr schickliche Gelegenheit, einen Hoftag zu halten. An solchen Hoftägen wurden von den Vasallen und Städten kostbare Geschenke überreicht, die den königlichen und fürstlichen Schatz bilden halfen. Diese Geschenke bestanden in Frankreich

land öfters aus goldnen und silbernen Schüsseln

Kaiser und Könige ließen sich, an großen Hoftagen, von ihren Fürsten und hohen Vasallen, bey der Tafel, zu Pferde bedienen. Dieß thaten Karl IV von Deutschland und Karl VII von Frankreich. Bey jenem ritten die Kurfürsten bis an die Tafel. Ihre Pferde wurden von den Spielleuten und Bedienten gehalten. Das Andenken an diese Sitte erhält noch jetzt die Feyerlichkeit, welche die Krönungstafel des Kaisers zu begleiten pflegt.

Die Monarchen und Fürsten des Mittelalters waren stolz darauf, eine große Menge Ritter und Knapen, und recht viel Hausgesinde, an ihrem Hofe versammelt zu sehen. Sie gaben ihnen Nahrung, Kleidung, Waffen, Sold. Oft reichten aber zur Unterhaltung derselben ihre Einkünfte nicht hin, und die mehrern hundert Ritter und Knapen hatten weiter nichts, als die Livree ihrer Herren, oder wohl gar nur die bloße Erlaubniß, sie zu tragen. Sie mußten sich also, so gut

als

als sie konnten, zu helfen suchen, und die Fürsten fanden es nicht unter ihrer Würde, einen Theil ihrer Beute sich abgeben zu lassen. Der Fürst oder Herr, dem es nicht an Vermögen fehlte, hielt, ausser der Herrentafel, noch eine Marschallstafel, und einen dritten Tisch für die geringern Bedienten. Dabey machte er sich Gastfreyheit gegen Hohe und Niedre, die unaufhörlich seiner Burg zuströmten, zur Pflicht. Ein Drittel der Couverte rechnete man meistens für die Gäste. Doch die Fürsten und Herren, die auf einer Burg einkehrten, pflegten ihren Wirthen Kleinodien, Pferde und Geld zu schenken. Zuweilen beschenkten die Wirthe ihre Gäste. Als der Kaiser Wenzel den König Karl VI von Frankreich besuchte, verehrte dieser seinem Gaste alle goldne und silberne Geräthschaften, die auf der Tafel gestanden hatten, und deren Werth sich auf 200000 Goldgulden belief. Auch alle Ritter und Herren im Gefolge des Kaisers erhielten Kleinodien.

Im Ganzen genommen war der Hofstaat der Könige und Fürsten des Mittelalters ein-

eingeschränkter, als das Hofgesinde der Grafen und Herren. Die Könige hatten nicht viel Einkünfte. Die Summen, die sie, vornehmlich die französischen Könige, seit dem 13ten Jahrhundert von ihren Unterthanen erpreßten, verschlangen Söldner, Wucherer und geringere Bedienten. Der beständig unterhaltene Hofstaat war daher gar nicht zahlreich. Ludwig IX hatte nicht mehr als 4 Kammerherren, eben so viele Schenken und Stallmeister, imgleichen 3 Truchsesse, einen für den König, und 2 für das Hofgesinde. Seine Hofküche war, verhältnißmäßig am stärksten, und zwar mit 24 Personen, besetzt. Dennoch brauchte man für dieselbe nicht mehr als 2 Wagen mit 4 Pferden, und für die Tafel des Königes einen Karrn mit 3 Pferden. Der Marschall bestand aus 4 Stallmeistern, 2 Hufschmidten nebst 3 Gesellen, 4 Stallknechten und 1 Rechnungsführer. Zur Jägerey gehörten 16 Personen und 18 Hunde. Die ersten Kammerherren und Hofbeamten bekamen täglich nicht mehr als 6 Sous, und es wurden ihnen 3 Bedienten frey gehalten. Sie erhielten jährlich ein oder zweymahl

eine

eine Livree, oder eine Hofkleidung, die nicht mehr als 5 Livres kostete, und ein gutes Pferd zu 16 Livres. Philipp der Schöne hatte schon einen Oberhofmarschall, einen Oberkämmerer, einen Oberschenken, und einen Obertruchses.

Schon die Könige des 15ten Jahrhunderts, die ihre Gewalt und ihre Einkünfte ausserordentlich zu vermehren anfiengen, gaben ihren Höfen eine glänzendere Einrichtung, durch welche die edelsten und reichsten Personen herbeygelockt wurden. Ein wichtiges Beyspiel gab hierin der burgundische Hof. Karl der Kühne, der eben so sehr der prächtigste, als der furchtbarste Fürst seiner Zeit seyn wollte, unterhielt bey seiner Kapelle 40 Personen, eben so viele Kammerdiener, eine Garde zu Pferde von 120 jungen Edelleuten, eine Fußgarde von Armbrustschützen und Pikenierern, und, glänzende Schaaren von Hofdamen. Sein Hofstaat kostete ihm jährlich 400000 Livres; für denselben waren aber auch wenige Städte groß genug.

Zum größten Aufwandte der damahligen Fürsten und Herren gehörte noch eine zahlreiche Menge von Pferden, Hunden und Stoßvögeln. Die letztern führte man nicht nur auf Reisen, und auf Feldzügen in entfernte Länder, sondern selbst in der Kirche, mit sich. In Frankreich hatten mehrere große Herren das Recht, ihre Falken während des Gottesdienstes auf den Altar zu setzen. Alle Verbothe der Päbste und Kirchenversammlungen konnten die Jagdvögel nicht aus den Kirchen entfernen. Ein einziger Graf hielt wohl 1600 Hunde, die gewiß nicht weniger, als eben so viele hundert Bauernfamilien, verzehrten.

Die Jagd machte also ein Hauptvergnügen der Höfe aus. Zu den übrigen häuslichen und geselligen Freuden derselben gehörten Turniere, gehörte die Erzählung von ritterlichen Thaten und verliebten Abentheuern; gehörten Spiel, Gesang und Possen der Menetriers (Meistersänger) und der Hausgeistlichen; gehörten Tänze, Mummereyen, Glücksspiele, Schauspiele u. s. w. Die Hofgeistlichen besorgten nicht allein den

Gottes-

Gottesdienst, und die Schreiberey, sondern auch die Hofmusik, wenigstens den Gesang. Sie theilten das letztre Geschäfte mit den Menetriers, welche in die Erzählungen, die sie vorbrachten, und die Possenspiele, die sie aufführten, so unzüchtige und ärgerliche Reden und Handlungen einfließen ließen, daß sie die Geistlichkeit durch Verbothe zu unterdrücken suchte. Aber die meisten Fürsten und Herren hörten lieber die schmutzigsten, in den liederlichsten Häusern vorgefallnen Geschichten, als die bewundernswürdigsten Heldenthaten. An Hoftagen und grossen Festen waren die Menetriers oft zu hunderten versammelt. In ihrer Gesellschaft erschienen auch Luftspringer, Seiltänzer, Taschenspieler, Gaukler, und Leute, die abgerichtete Thiere sehen ließen. Bey der Tafel wurden pantomimische, dramatische, unsern großern Opern ähnliche Vorstellungen, mit Hülfe von Maschinen, gegeben. Man stellte die Gärten der Hesperiden, die Belagerung von Troja, die Eroberung von Jerusalem u. s. w. in verschiedenen Aufzügen, vor. Die Aufzüge standen zuweilen in gar keiner Verbindung.

Zu den Freuden des Hoflebens durfte man im Mittelalter die Reisen nicht rechnen, weil dieselben mit vielen Unbequemlichkeiten verknüpft zu seyn pflegten. Erstlich waren die meisten Wege noch sehr wenig ausgebessert, und die Brücken schlecht gebaut; sodenn durften die Mannspersonen, nicht so wie die Frauenzimmer, in bedeckten Wagen fahren; ja sie durften nicht einmahl das stärkere und muthige Streitroß gegen die schwächere und zahmere Stute vertauschen. Die auf den Wegen aufpassenden Räuber waren nicht selten auch den Fürsten, und ihrem Gefolge, gefährlich. Die Herbergen befanden sich ausser den Städten und Schlössern, besonders auf den Dörfern, wo man nicht einmahl die nothwendigsten Bedürfnisse antraf. Die Reisen gehörten also zu den größten Mühseligkeiten des Hoflebens. Daher ließen sich die Könige und Fürsten auch nur selten von ihren Gemahlinnen begleiten. Dagegen befanden sich in ihrem Gefolge liederliche Frauenzimmer, die zu Pferde und auch wohl zu Fuße, mit reiseten. Die Könige von Frankreich hatten große Schaaren von solchen Weibspersonen, die gleichsam ihren Ha-

rem ausmachten. Es gab von solchen Buhlerinnen zuweilen auf 1500 bey einer Armee. Noch unterhielten die Könige keine eigentlichen Maitressen, die sich in die Angelegenheiten des Hofes und Staates einmischten. Dergleichen kamen, selbst im 15ten Jahrhunderte, nur bey stillsitzenden geistlichen weltlichen Fürsten Italiens, besonders bey den Päbsten, vor. Eine der ersten königlichen Maitressen war Agnes Sorel, die Geliebte Karls VII, der, nach dem Tode derselben, in die Weichlichkeit und Wollust eines orientalischen Despoten versank. Da, wo Fürsten einkehrten, war es Pflicht, ihnen, bei Lustbarkeiten, die Damen des Hauses und der Nachbarschaft, oder auch wohl die angesehnsten bürgerlichen Frauenzimmer, vorzustellen, und diese wetteiferten in den Bemühungen, die Aufmerksamkeit derselben auf ihre Reitze zu ziehen, weil man diejenigen glücklich pries, welche die Gunst der Monarchen oder Fürsten, auch nur auf eine kurze Zeit, genossen hatten. Sitten-Verderbniß war daher eine gewöhnliche Folge des Aufenthaltes eines Königes, oder Fürsten. Die Könige und Fürsten hatten viele unehliche

liche Kinder, die man, so wie die nachgebohrnen Söhne, Bastarden nennte.

Das Sittenverderbniß und die Schamlosigkeit des vorigen Zeitraumes hatte noch zugenommen. Die durch schlechte Regierungsverfassung gar nicht in den Schranken gehaltene Uebermacht eines unbändigen Adels, und einer noch mächtigern und ausgelassenern Geistlichkeit hatte, in Verbindung mit der Zügellosigkeit der mit allen Lastern Griechenlands und des Orients bekannten Kreutzfahrer, und dem schnell angewachsenen Reichthum der Handelsstädte, die Ausübung der Wollust über alle Gränzen hinausgetrieben. Die Könige und Fürsten unterhielten ganze Haufen von liederlichen Weibspersonen unter der Aufsicht besondrer Marschälle. Die Mädchen, die sich jedermann preis gaben, machten in vielen Städten eine besondre Zunft aus, die der Obrigkeit Abgaben entrichtete, und daher ihren Schutz genoß. Die nicht zunftmäßigen Schwestern konnten gerichtlich belangt werden. Die Schaamlosigkeit der Sitten zeigte sich bey allen Gelegenheiten. Sie zeigte sich sogar bey Festen, bey feyerlichen

lichen Handlungen. Bey dem Narrenfeste tanzten ja sogar nackende Geistliche. Bey dem Einzuge Ludwigs XI von Frankreich stellten die schönsten Mädchen nackende Sirenen vor. Auch bey den Turnieren kam manches Unzüchtige vor. Wie viel wollüstige Handlungen mag man sich da nicht in Privatgesellschaften erlaubt haben? Selbst an Hochzeiten wurde fast ganz nackend getanzt, wurde mit den Jungfrauen ein sehr unehrerbiethiger Scherz getrieben. Die meisten Ehemänner hatten daher das Schicksal, von ihren Weibern gekrönt zu werden. Die Fürsten und Herren betrachteten die Jungfern und Mädchen ihrer Gemahlinnen gleichsam als ihren Harem. Die Geistlichkeit überließ sich den groben Sünden der Unmäßigkeit, und der unnatürlichsten Laster, fast öffentlich. Die Geistlichen baten ihre Nachbaren öffentlich zu Gevatter, und bezahlten den Bischöfen ihre Gebühren. Geistliche Kinder und Hurkinder galten fast für einerley.

Bey aller dieser Unzucht und Schamlosigkeit schien auf der andern Seite äussere Zucht und Frömmigkeit gewonnen zu haben.

Der Fasten, Casteyungen und anderer Buß-werke wurden immer mehr; man trieb seine christliche Demuth so weit, daß man die niedrigsten Arbeiten verrichtete; man stiftete ein Kloster, und eine Kirche nach der andern. Man hatte aber auch in der That recht viele fromme Mittel nöthig, wenn man im Alter die groben Sünden der Jugend wieder gut machen wollte.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Glaubenslehre. Christliche Moral. Werth des Klosterlebens und der Casteyungen. Neue Mönchsorden. Bettelmönche. Inquisition. Provisionen, Annaten, und andre päbstliche Anmaßungen.

Auf die Denkart dieses Zeitalters hatten die christlichen Glaubenslehren den merklichsten Einfluß. Eben diese Glaubenslehren flossen aber, wenigstens zum Theil, aus der philosophischen Denkart des Mittelalters her. Scholastische Philosophie und Kreutzzüge zeigten sich hier sehr wirksam. Des berühmten Scholastikers Lombardus Auszüge aus den Kirchenvätern, nach den Materien geordnet *), übertrafen vielleicht jedes theologische Buch

*) Quatuor libri sententiarum.

Buch an Ansehn. Sie wurden drey Jahrhunderte hindurch erklärt und commentirt. Seitdem wurde es den Päbsten gar nicht schwer, neue Glaubensartikel einzuführen. Seitdem zweifelte niemand mehr an den sieben Sacramenten. Durch die Kreuzzüge erhielten die geistlichen Indulgenzen, oder der Ablaß, einen sehr ausgebreiteten Werth. Die Theilnahme an einem Kreuzzuge war ja der vollgültigste Ablaß, den man sich denken konnte. Nun kam noch der große Ablaßhandel dazu, welchen das Jubeljahr erzeugte, das der Pabst Bonifacius VIII (1300) zuerst einführte. Alle diejenigen, die an diesem alle hundert Jahre zu haltenden Feste nach Rom wanderten, sollten vollkommnen Ablaß, d. i. Erlassung der Sündenstrafen, genießen. Dieß brachte eine große Menge Geld in die päbstliche Casse. Es war demnach ganz natürlich, wenn es die folgenden Päbste für rathsam fanden, das Jubeljahr alle funfzig, alle fünf und zwanzig Jahre, zu halten. Zuletzt ersparte man sogar den Leuten die Mühe, nach Rom zu kommen. Man trug ihnen den Ablaß in ihr Vaterland entgegen. Es zogen nun Ablaß-

laßprediger aus einer Gegend in die andre. Wie die Kreutzzüge aufgehört hatten, dienten die Kriege gegen die Türken, diente der Bau der großen Peterskirche zu Rom, zum Vorwande. Man theilte nun den Ablaß, so wie jede andre Waare, in größere und kleinere Parthieen. Man bekam ihn auf Tage, Wochen, Monathe, Jahre, auf das ganze Leben. Man erhielt ihn eben sowohl für Todte, als für Lebendige. Auf ein gerechtes oder billiges Verhältniß wurde dabey gar keine Rücksicht genommen. Für einen Ehebruch, für einen Mord u. s. w. büßte man nicht so hoch, als für die Vernachlässigung von Fasten und Gebethen, für das Tragen modischer Kleider.

Der Werth des Ablasses wurde durch die Ohrenbeichte, und die Brod- und Wein-Verwandlung, die der Pabst Innocenz III (1215) als Glaubensartikel einführte, noch mehr erhöhet. Man fieng (seit 1250) an, den weltlichen Personen den Abendmahlskelch zu entziehen, den man den Königen bis ins 14te Jahrhundert erlaubte. Durch die Bekanntschaft mit den Griechen, zu welchen die

Kreutzzüge Gelegenheit gaben, gelangten die europäischen Christen zu dem Besitze der vermeynten Gebeine vieler Märtyrer und Heiligen, die zu mancher Wallfahrt, zu mancher abergläubischen Verehrung, die Veranlassung gaben. Ein besonders wichtiger Glaubensartikel wurde nun auch die Verehrung der Marie, die, als die Mutter des Weltheylandes, ohne Erbsünde gebohren seyn sollte. Mit ihrer sündenlosen Geburth nicht zufrieden, glaubte man aber, der göttlichen Eigenschaften ihres Sohnes wegen, annehmen zu müssen, daß sie auf eine ganz unsinnliche Art schwanger geworden sey. Man stritt sich über diese sogenannte unbefleckte Empfängniß mit einer so großen Lebhaftigkeit, daß die Katholiken über dieselbe in zwey Partheyen zerfielen, bis die Universität zu Paris sie feyerlich beschwören ließ.

Den überspannten Glaubenslehren war die Moral angemessen. Strenge Fasten, übertriebene Gelübde, und unbarmherzige Peinigungen des Körpers, hielt man für die wirksamsten Mittel der Frömmigkeit. Der große Haufe verstand unter dem Fasten die Enthalt-

haltsamkeit, die er in Ansehung des Fleisches der Landthiere bewies. Diese Enthaltsamkeit diente dem Reichen und Vornehmen zum Mittel, seinem Genusse der Tafel-Freuden einen neuen Reitz zu verschaffen. Seine Köche wußten, indem sie Fische in allerley Fleisch-speisen verwandelten, ihn auf eine angenehme Art zu täuschen. Seit dem 13ten Jahrhundert fieng man an, das Fasten in weniger beschwerliche gute Werke zu verwandeln, oder für eine Geldsumme gar zu erlassen.

Zu den übertriebensten Forderungen, die man an die Menschheit machte, gehörte unstreitig das Gelübde der Keuschheit. Es war schon hart genug, daß man es den Mönchen und Nonnen zur Pflicht machen mußte. Aber nun kam man in Italien, und zwar zuerst in Mayland, auf den Einfall, auch die Ehe andrer Geistlichen für verdammenswürdige Hurerey zu erklären. Gregor VII verwandelte diesen Einfall in ein allgemeines Verboth der Kirche *), das, ungeachtet

*) Theil VI, S. 329.

achtet es die lebhaftesten Vorstellungen und Widersprüche veranlaßte, endlich doch durchgesetzt wurde. Eben dieses Verboth bewirkte, daß die Geistlichen, die ihren Naturtrieb auf dem ordentlichen Wege nun nicht mehr befriedigen durften, auf allerley Ausschweifungen der Sinnlichkeit verfielen, die ein schreckliches Sittenverderbniß nach sich zogen. Seitdem verwandelte sich der Beichtvater sehr oft in den Verführer der schönen Frau, oder des blühenden Mädchens, die er von ihrer Sündenlast befreyen sollte. Seitdem verleitete der ältre Mönch seinen jüngern Klosterbruder zu Handlungen der Wollust, die ihn frühzeitig zu einer Beute des Grabes machten. Seitdem stellten die Klöster sehr oft Wohnsitze des größten Elendes, und der abscheulichsten Lasterhaftigkeit, vor.

Dennoch wußten die auf ihren Vortheil so listig bedachten Klostergeistlichen den Glauben, daß man durch die Anlegung der Ordenskleider von allen Sünden sich reinigen könne, immer herrschender zu machen. Mancher, der seinen Lebenswandel recht verdienstlich

lich einrichten wollte, verurtheilte sich freywillig zu den niedrigsten und schmutzigsten Arbeiten der Layenbrüder. An den heiligen Peter, der weissagte und Wunder that, schlossen sich so viele vornehme und reiche Leute an, daß man derer, die das Ordenskleid annahmen, über 3000 zählte. Solche Herren nahmen aber das Ordenskleid nicht eher an, als bis sie, am Rande des Grabes, eine lebhafte Gewissensunruhe empfanden. Vom Tode überraschte ließen sich wenigstens im Ordenskleide begraben. In einer Kirche, in der Nähe eines Altars, begraben zu werden, und einen verstorbenen Heiligen zum Nachbar zu haben, mußte für eine von frommen Aberglauben erfüllte Seele einen ganz besondern Werth haben. Dieses Glück erlangte man aber nur für eine ansehnliche Geldsumme, und so wurde dieser fromme Wahn eine ergiebige Quelle für Kirchen und Klöster,

Nach einem ähnlichen frommen Wahne glaubte man, durch Züchtigungen und Mißhandlungen des Körpers, welche zur Dämpfung der Sinnlichkeit dienten, eine hohe

Stufe

Stufe der Verdienstlichkeit zu ersteigen. In dieser Absicht peinigte man sein Fleisch durch Hemden, die von Haaren gewebt, oder aus eisernen Ringen geflochten waren; durch zackige Gürtel oder Ringe, die man anlegte; durch schwere Ketten, mit welchen man sich belastete. Man übte sich, die unleidlichste Hitze, und die grimmigste Kälte, zu ertragen. Man brachte oft ganze Nächte in beeiseten Seen und Flüssen zu. Beulen und Wunden wurden viehisch vernachlässigt, oder durch Reitzung noch verschlimmert. Man unterzog sich gefahrvollen und beschwerlichen Wallfahrten in entfernte Länder und Erdtheile. Man zog mit entblößtem Rücken, den man mit einer schrecklichen Geißel zerfleischte, aus einem Lande in das andre. Solche Schwärmer wurden Flagellanten oder Geißler genennt. Ihre Wuth stieg nach der großen Pest im 14ten Jahrhundert am höchsten. Der heilige Peter peitschte mehrere Geistliche seines Klosters noch in der Todesstunde. Die Idee, durch ununterbrochene Andachtsübungen, und strenge Bußmittel, sich ein gegründetes Recht auf die ewige Seeligkeit zu erwerben, machte manche mit

einer

einer feurigen Phantasie versehene Person, die ihre Lieblingswünsche vereitelt gesehen hatte, zum Religionsschwärmer. Anhaltendes Fasten und Bethen konnte ja eine an Wahnsinn gränzende Ueberspannung hervorbringen. Manche schienen aber schon von der Natur zur Religionsschwärmerey bestimmt. Unter diese gehörten Ludwig IX von Frankreich, und seine Schwester Isabelle, gehörte die thüringische Landgräfin Elisabeth. Aber wie mächtig reitzte hier auch nicht der Gedanke, daß man nach dem Tode unter die Zahl der Heiligen versetzt, oder canonisirt werden könnte! Bey dem Grabe desjenigen, der zu dieser Ehre gelangen wollte, mußten aber Wunder geschehen. Wenn der Bischof, in dessen Sprengel das Grab lag, die Wunder glaubwürdig fand, so erfolgte die Heiligsprechung. Seit dem 12ten Jahrhundert maßte sich der Pabst ein ausschließliches Recht an, diese Promotion vorzunehmen, und Alexander III verboth den übrigen Bischöfen das Canonisiren ganz ausdrücklich.

Unstreitig wuchs die Religionsschwärmerey mit der Zahl der Mönchsorden, die in diesem

diesem Zeitraume sich sehr vermehrten. Mehrere Jahrhunderte hindurch waren alle Mönche entweder Benedictiner, oder Augustiner, als zu Anfang dieses Zeitraumes in kurzer Zeit (1086 — 1120) noch drey neue Mönchsorden hinzukamen. Ein deutscher Edelmann, Bruno von Cöln, Chorherr zu Rheims, wanderte, mit seinem Erzbischofe unzufrieden, in die Wüste bey Chartreuse unweit Grenoble in Dauphiné. Hier widmete er sich, in Gesellschaft von 6 andern Geistlichen, einer äusserst strengen Lebensart. So entstand der unbarmherzige Orden der Karthäuser. Nicht lange hernach (1098) fühlte sich der Abt Robert von Molesme, zu Cisteaux in Bourgogne, zur Verbesserung des Mönchstandes berufen. Die Mönche, die seine Regeln annahmen, hießen nun Cistercienser. Der große Kreutzprediger Bernhard stiftete und verbesserte so viele Klöster dieses Ordens, daß man dessen Mitglieder auch Bernhardiner nennte. Robert, ein niederrheinischer Edelmann, der in der Folge Erzbischof zu Magdeburg wurde, hielt es für nöthig, die Regel des h. Augustins mit einigen strengen Gesetzen zu vermehren.

Da

Da nun das erste Kloster dieses neuen Ordens zu Premontrat im Bisthume Laon seinen Sitz hatte, so wurden die Mönche Prämonstratenser, und, von ihrer Kleidung, auch weiße Canonici, genennt.

Die Mönche waren durch die Freygebigkeit frommer Menschen zu reich geworden. Der Reichthum verleitete sie zu einem bequemen und üppigen Leben, bey welchem sie die ursprünglichen Pflichten ihres Standes fast ganz vergaßen. Besonders geschah dieß seit der Zeit, als sie die mühseligen Geschäfte, denen sie sich ehemahls selbst unterziehen mußten, andern übertragen durften. Man fieng nehmlich, zu Anfang des 12ten Jahrhunderts, in einigen Klöstern, an, weltliche Personen unter dem Nahmen der Layenbrüder aufzunehmen, um ihnen jene Arbeiten zu überlassen. Man that dieß, wie man sagte, nicht sowohl zur Bequemlichkeit, als in der Absicht, den Wissenschaften ungestörter obliegen zu können. Bald benutzte man aber die schöne Muße, um sich rechte gute Tage zu machen, und selbst die Päbste wagten es nicht zu leugnen, daß es den Mönchen kein

rech-

rechter Ernst wäre, Gottes Wort zu predigen, und das Volk zu unterrichten.

Das ausschweifende, unzweckmäßige Leben der Mönche fiel unter andern einem gewissen Spanier, Dominicus Guzmann, so lebhaft auf, daß er auf eine Reformation der Ordensgeistlichen dachte. Weil an dem Verfalle der Klosterzucht der Reichthum hauptsächlich Schuld war, so hielt es Dominicus für unumgänglich nöthig, die Entfernung desselben zu bewirken. Er vertauschte daher seine Chorherren-Kleidung gegen einen Bettler-Rock, bettelte sein Brod von Haus zu Haus, und predigte, wo er hinkam, vornehmlich im südlichen Frankreich, mit den glänzendsten Beyfall. Dieß gab (1216) zur Stiftung eines neuen Mönchsordens Gelegenheit, der blos von frommen Gaben leben, und die Unterweisung des Volkes zu seinem Hauptgeschäffte machen sollte. Des Dominicus Freund, Franz von Assisi, den eine Krankheit, die ihm den Tod in der Nähe zeigte, aus einem ausschweifenden Jüngling in einem moralischen Schwärmer verwandelte; der allen Bequemlichkeiten des Lebens entsag,

sagte, und an den sich bald andre von seiner Denkart anschlossen, stiftete (1223) einen neuen Orden von Bettelmönchen. Ein Dominicaner- oder Franciscanerkloster war sehr leicht gestiftet. Sobald der Klosterbau vollendet war, so erhielten sich die Mitglieder des neuen Klosters von selbst. Die Zahl dieser Klöster vermehrte sich daher unglaublich schnell. Der Pabst erlaubte den Bettelmönchen, überall zu predigen, Beichte zu hören, und den reichlichsten Ablaß zu ertheilen. Bischöfe und Dorfpriester verlohren seitdem das Zutrauen ihrer Gemeinde. Alles lief dem Bettelmönch zu, der für leichtre Strafen absolvirte, und nicht so genau examinirte. Die Päbste konnten die Bettelmönche auch recht gut brauchen, um in den Ländern der Monarchen, mit denen sie in Feindschaft lebten, Unruhen anzufangen; denn niemand wirkte auf den großen Haufen mächtiger, als die auf den Dörfern herumziehenden Bettelmönche, als Dominicaner und Franciscaner, welche auf Universitäten und Schulen so viel Einfluß hatten.

Die Dominicaner, die so viel unter das Volk kamen, konnten die Gesinnungen desselben

selben am glücklichsten ausforschen. Hieran war, seit den so bedeutenden Unruhen der Waldenser und Albigenser *), dem Pabste besonders viel gelegen. Philipp August von Frankreich unterstützte dessen Eifer, die Ungläubigen oder Ketzer aufsuchen, und bestrafen zu lassen. Wenn nun die Ermahnungen und Vorstellungen der Dominicaner den Sinn der Ketzer nicht erweichen wollten, so zeigten sie es der weltlichen Obrigkeit an, welche die strengen königlichen Gesetze gegen dieselben in Ausübung brachte. Die weltlichen Richter behandelten die Ketzer aber nicht immer streng genug; auch war es den Geistlichen zu weitläuftig, die Ketzer-Untersuchung ihrer Entscheidung zu übergeben. Man verordnete daher, in den vornehmsten Städten des südlichen Frankreichs, eine aus einem Prälaten und drey weltlichen Personen bestehende Commission, welche die Ketzerey erforschen, und bestrafen sollte. So entstanden die Inquisitionsgerichte. Da aber auch diese Commissionen der Strenge, die man

*) Theil VII, S. 299.

man von ihnen erwartete, nicht geschwinde genug Gnüge leisteten, so hielt es der Pabst Gregor IX (1233) für nöthig, die Ketzerverfolgung mit der Predigerpflicht in unmittelbare Verbindung zu bringen. Der Bischof sollte nun gar nicht mehr mit der Aufsuchung und Bestrafung der Ketzer zu thun haben, sondern sie ganz den Dominicanern überlassen. Diese stellten seitdem unbarmherzige Ketzerrichter vor, deren Aussprüche die weltliche Obrigkeit zur Vollziehung bringen mußte. In keinem Lande aber fand der Inquisitionsproceß weniger Beyfall, als in Deutschland, wo der schreckliche Ketzerverfolger, Konrad von Marburg, der Beichtvater der h. Elisabeth, von dem über seine Hinrichtungen erbitterten Volke getödtet wurde.

Die Inquisition war eins der vornehmsten Mittel, durch welche der Pabst seinen Weltthron gegen alle Erschütterungen zu schützen suchte. Durch Gregor VII war der geistliche Stand vor der weltlichen Regierung ganz unabhängig gemacht worden *).

Der

*) Theil VI, S. 310 ꝛc.

Der Kaiser hatte auf die Wahl der Bischöfe wenig, und auf die Ernennung eines Pabstes, fast gar keinen Einfluß mehr. Die letztre war jetzt blos in der Gewalt der Cardinäle. Alexander III (st. 1181) setzte fest, daß zwey Drittel ihrer Stimmen für die Mehrheit gelten sollte; auch schrieb er alle Umstände der Wahlfeyerlichkeit vor. Da es jedoch auch unter den Cardinälen immer Partheyen gab, so fand der Kaiser manchmahl Gelegenheit, einen seinen politischen Absichten angemessenen Pabst wählen zu lassen. Nach dem Muster des Cardinalscollegiums verwandelten sich auch die Geistlichen, die einen Bischof wählten, in geschlossene Gesellschaften, oder sogenannte Capitel. Die Adlichen schlossen die Bürgerlichen von der Aufnahme in die Domcapitel immer mehr aus, und endlich konnte nur einer, der 8 oder 16 Ahnen zählte, auf eine Domherrenstelle Anspruch machen.

Das Vergnügen des Adels, im ausschließenden Besitze der bischöflichen Würden zu seyn, wurde ihnen auf der andern Seite durch die immer mehr um sich greifenden An-

Anmaßungen des Pabstes verbittert. Da durch die Verlegung des päbstlichen Wohnsitzes nach Avignon die weltliche Herrschaft in Italien, und die mit derselben verbundenen Einkünfte, fast ganz aufgehört hatten, so mußte die Kammer des h. Vaters sich neue Hülfsquellen zu verschaffen suchen. Man fand diese in der Besetzung von auswärtigen Bisthümern, Abteyen, in der Vergebung von Pfründen, die man den Cardinälen und Günstlingen zuwendete. Erstlich kam eine Bitte, diesen oder jenen würdigen Mann mit einem Bisthume, einer Abtey, oder einer Pfründe, zu versehen. Die Bitte verwandelte sich aber bald in einen Befehl, den man eine Provision nennte; in eine Bulle, durch welche dem Domcapitel, noch vor dem Tode eines Bischofes oder Abtes, angezeigt wurde, daß der Pabst bereits für den Nachfolger desselben gesorgt habe. Die reichsten Bischofsstellen kamen nun an die Cardinäle, denen man die Einkünfte nach Avignon schicken mußte. Bisthümer, Abteyen, Pfründen, wurden zu Avignon gleichsam verauctionirt. Wer durch die Gnade des Pabstes eine solche Stelle

erhielt,

erhielt, konnte sich auch wohl der Bedingung unterwerfen, demselben das erste Jahr seiner Einkünfte aufzuopfern. Dieß waren die für die päbstliche Casse so ergiebigen Annaten. Die Bestätigung des Pabstes und die Palliengelder, welche die Bischöfe nach Rom schicken mußten, machten große Summen aus. Die Regierung eines Bischofes, der meistens schon ein ziemliches Alter erreicht hatte, dauerte nicht lange. Um so drückender war es daher für seinen Sprengel, jene Kosten aufzubringen, und die Klagen über das eigennützige Verfahren des Pabstes wurden immer lauter. Vergebens erwartete man von den Synoden zu Pisa, Costnitz und Basel, daß sie diesen Klagen abhelfen würden.

So sehr man aber sich über den Pabst beschwerte, so unzufrieden war man, vornehmlich in Deutschland, über die seinem Beyspiele nacheifernde hohe und niedre Geistlichkeit, welche den Bann zur Befriedigung ihrer eigennützigen oder rachsüchtigen Absichten mißbrauchte, und, zum großen Nachtheile

theile der weltlichen Personen, sich Steuer-Freyheit und andre Vorrechte, anmaßte. Es war einmahl eine Zeit, wo die Geistlichen wahre Tyrannen der Weltlichen abgaben.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Studium der Alten. Ausbildung der neuern Sprachen. Ritterpoesie. Neuere Dichtkunst. Geschichte. Länderkunde.

Wenn zu Anfange dieses Zeitraumes, in Ansehung der schönen Künste und der Wissenschaften, fast überall noch Dunkelheit und Unwissenheit herrschte, so erschien gegen das Ende eben desselben die schöne Morgenröthe, welche den herrlichen Tag des folgenden Zeitalters verkündigte. Diese schöne Morgenröthe führten mancherley Ursachen herbey. Die Kreutzzüge machten die Abendländer mit dem Morgenlande bekannt, sie vermehrten die Masse der europäischen Kenntnisse; sie entwickelten den für die Dichtkunst so wichtigen

Geist

Geist der Ritterschaft; sie gaben der Handlung einen neuen Schwung. Die Geistlichen sahen sich endlich nicht mehr im Besitze des wissenschaftlichen Monopols; die Weltlichen, die sich den Wissenschaften widmeten, fühlten sich von den Vorurtheilen und vom Aberglauben weniger beherrscht, als die Mönche, welche bisher die meisten Lehrer abgegeben hatten. Die Universitäten dienten wenigstens dazu, gelehrte Kenntnisse zu vermehren und umzutauschen. Die osmanische Eroberung der Stadt Constantinopel verscheuchte manchen vortrefflichen Kenner des griechischen Alterthumes nach Italien. Endlich gab die Buchdruckerkunst zur Vermehrung, und zur wohlfeilern Anschaffung der Bücher, Gelegenheit.

Das Studium der Alten erhielt sich zu Constantinopel fast, ohne Unterbrechung. Zur Zeit der Kaiser aus der Familie der Komnenen und Paläologen, wurden die alten Schriftsteller selbst in den niedern Schulen gelesen, und wenn man sie einige Zeit hindurch daselbst vernachlässigte, so war die Regierung der lateinischen Kaiser daran Schuld. Von Constantinopel wanderte die Liebe für

das Studium der Classiker nach Italien. Emanuel Chrysoloras, der Italien, als Gesandter des griechischen Kaisers, hatte kennen lernen, fand an diesem Lande so viel Vergnügen, daß er (1390) dahin zog, und zu Florenz, Mayland, Pavia, Venedig und Rom in der griechischen Spache Unterricht ertheilte. Dadurch verschaffte er der griechischen Literatur in Italien neues Leben. Um dieselbe machte sich auch Theoder Gaza sehr verdient. Er verließ (1430) das von den Osmanen eroberte Thessalonich, und lehrte die griechische Sprache zu Pavia, und an andern Orten; auch half er dem griechischen Studium durch eine Grammatik, und durch die Uebersetzung verschiedener griechischer Schriftsteller, auf. Doch schon der Kaiser Friedrich II ließ, wegen seiner großen Vorliebe für die Naturgeschichte, viele Schriften des Aristotoles ins Lateinische übersetzen, und der berühmte Petrarca beförderte das Studium der Classiker mit ausgezeichnetem Eifer. Dieß wirkte auf die vollkommnere Ausbildung der italienischen Sprache.

Ueberhaupt kam jetzt der Zeitpunkt, wo die neuern Sprachen sich ihrer gegenwärtigen Cultur näherten. Im südlichen Frankreich bildete sich aus der römischen Bauersprache die sogenannte provenzalische Sprache, in der so mancher Dichter sang. Das Deutsche, oder eigentlich die schwäbische Mundart, wurde durch die Minnesinger verfeinert. Seit dem 13ten Jahrhundert brauchte man die deutsche Sprache auch in Staatsschriften; aber die Gelehrten schrieben noch lange blos in der lateinischen Sprache. In Spanien wurden, seit der Regierung des Königes Alfons X von Castilien, die öffentlichen Urkunden in der Muttersprache ausgefertigt. In England, wo die Gelehrten barbarisches Latein schrieben, blieb hingegen die Landessprache noch sehr ungebildet.

Zur Verfeinerung und Veredlung der neuern Sprachen trugen die Dichter das meiste bey. Zu Anfange dieses Zeitraumes blühete die Dichtkunst fast nur im Morgenlande, bey den Arabern und Persern. Unter den letztern lebten einige Dichter von großem Werthe, z. B. Ferdusi (st. 1020) der per-

persische Homer, der in einem epischen Gedichte die Thaten der alten Könige von Persien schildert; Sadi, aus Schiras, (st. 1292) der Verfasser des Gulistans (Rosengartens) und Hafez, gleichfalls aus Schiras (st. 1386) der Horatz der Perser. Unter den griechischen Dichtern dieses Zeitalters gab es wenige die mehr Genie als Fleiß zeigten.

Die arabischen Dichter in Spanien erregten das sanfte Spiel poetischer Phantasie in den vorzüglichern Köpfen von Südfrankreich, in der sogenannten Provence. So entstanden die Provenzaldichter, die für das westliche Europa einen ganz neuen Ton der Dichtkunst anstimmten, den Ton der Ritterpoesie. Eine derselben verwandte Art der Dichtkunst liebten die Nationen deutschen Ursprunges von jeher. Lange Zeit war das Rolandslied der allgemeine Schlachtgesang der Franzosen. An die Stelle der alten gallischen Barden waren Ministerialen getreten, deren Verpflichtung hauptsächlich auf die Kriegsmusik gieng. Der Rittergeist stimmte die Dichtkunst romantisch. Plötzlich bemächtigte sich die Liebe zum Dichten des ganzen Ritterstandes. Selbst Fürsten mischten

ten sich unter die Dichter. Wie viel Vergnügen gewährte es aber auch nicht, den am Hofe versammelten Damen und Herren, die Schilderung wundervoller Ritterthaten mit Beyfall vorzusingen, oder vorzusagen! Dergleichen Rittergeschichten oder Romanzen leisteten ja damahls alles dasjenige, was die feinere lesende Welt nur verlangte. Es ist daher sehr begreiflich, daß Ritter, Mönche, Studenten, Musikanten — daß alles reimte. Ohnedieß reimte man ja damahls alles, erdichtete und wahre Begebenheiten, Chroniken und Legenden, lustige Schwänke und fromme Gebethe. Auch wurde alles mit Reimen beschmiert; Thore, Mauren, Grabsteine, Pfeiler, Fenster, Hausgeräthe. Am meisten und liebsten reimte man aber von Krieg und Liebe, von Religion und Abentheuer, von der Heiligkeit des weiblichen Geschlechtes. Sehr gerne reimte man auch Satyren auf die herrschsüchtige Geistlichkeit.

Große gereimte Erzählungen nennte man Romane, weil sie, im Gegensatze der allemahl lateinisch geschriebenen größern Geschichtbücher, in der Landessprache, abgefaßt

faßt waren. Die ersten Romane waren den Thaten Gottfrieds von Bouillon und seiner Helden gewidmet. Es gab zweyerley Gattungen dieser Romane: 1) bloße Chroniken, und 2) Heldengeschichten. Der Ritter mußte von jeder seiner Fahrten einem Herolde einen eidlichen Bericht ablegen, der dem Wappenkönige in Verwahrung gegeben wurde. Vornehme Ritter hielten ihre eigne Herolde, die immer an ihrer Seite waren. Sie wählten hierzu die fähigsten Köpfe unter ihren Knapen, welche zugleich Marschälle vorstellten. Ihre Berichte machten den Hauptstoff der Romane aus. Diese bestanden aus kurzen, singbaren Zeilen, die man in Strophen theilen konnte, und jeder Roman, wurde, unter der Begleitung eines Saitenspieles, abgesungen. Die Thaten Karls des Großen, imgleichen des fabelhaften englischen Königes Arthur, der die Tafelrunde gestiftet haben sollte *), und andrer Helden

*) Eduard III erneuerte sie zu Windsor, und aus allen Theilen von Europa strömten Ritter nach ihr hin.

Helden dieser Art, gaben den Gegenstand vieler, vorzüglich berühmter Romane, ab. Die Wahrheit konnte durch die ihr beygemischten romantischen Erfindungen, durch die aus dem Orient entlehnten abergläubischen, wunderbaren und fürchterlichen Erzählungen, kaum mehr durchschimmern. In die Zeit der politischen Tollheit gehörte auch die Tollheit der Gedanken. Wie die Kreutzzüge und die irrenden Ritter aufhörten; wie das Studium der Dichter des Alterthums wieder auflebte, da verlohr sich allmählig auch der Geschmack an den Romanen und Rittergedichten.

Aus der Provence, und aus Catalonien, wanderte die Ritterpoesie, durch Nordfrankreich und England, nach Italien und Deutschland, bis nach Island. Die Provenzal-Sprache war allen ihren Schwestern in der Ausbildung lange vorausgegangen. Diese glücklichen Fortschritte machte sie besonders an dem Hofe der mächtigen Grafen von Provence, welche die besten Dichter um sich herum versammelten, welche mit ihnen um die Wette sangen. Seit der Zeit gehörte

hörte die Dichtkunst zum guten Tone der Höfe. Man nannte die Provenzaldichter auch Troubadours, oder Erfinder. Sie dauerten, vom Anfange der Kreuzzüge, 300 Jahre lang. Zu ihren Erfindungen gehören die Schäfergedichte, und die Liebeshöfe.

Als die Provence an die Könige von Frankreich kam, verwandelte sich die rauhere französische Mundart derselben in die Hof- und Dichtersprache. Die noch übrigen Funken dichterischen Genies wurden durch die schrecklichen Unruhen der Waldenser ausgelöscht, und die Troubadours empfahlen sich durch ihre Aufführung jetzt so wenig, daß die Stadt Bologna es (1288) für nöthig fand, ihnen das Singen auf der öffentlichen Straße zu verbiethen.

Der Gemahlin Karls von Anjou, der Beatrix, einer gebohrnen Gräfin von Provence, folgten (1265) die Troubadours über die Alpen nach Sicilien und Neapel. Doch schon vorher wanderten viele Provenzalen nach Italien, und viele Italiener nach der Provence, wo sie zum Theil gut aufgenommen

men und angestellt wurden. Bald versammelten auch die italienischen Fürsten mehrere Dichter an ihrem Hofe. Da die italienische Sprache mit der provenzalischen viele Aehnlichkeit hatte, so war die Nachbildung der provenzalischen Dichter für die Italiener um so leichter, und gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts war der italienische Romanzo schon zu einiger Festigkeit gediehen. In Sicilien blühete die Dichtkunst schon seit den Zeiten der Araber.

Der berengarsche Regentenstamm herrschte auch im südlichen Spanien, wo die limosinische Sprache sich nach der provenzalischen bildete. In der Folge gieng die Dichtkunst auch zu den Castilianern über, und der bekannte König Alfons X von Castilien war auch einer der ersten castilischen Dichter. Zu den Eigenheiten der castilischen Poesie gehörten die den Mauern nachgeahmten romantischen Lieder und Erzählungen; kleine epische Gesänge über Krieg und Liebe.

Das von den cultivirten Ländern getrennte nordliche Frankreich erhielt erst spät eine gebil-

bildete Sprache. Bis auf die Zeiten des Königes Philipp August wurde alles lateinisch geschrieben. In der Landessprache reimte man nur Volkslieder, und andre poetische Kleinigkeiten. Die französische Sprache kämpfte noch manches Jahrhundert hindurch, mit ihrem rauhen Charakter. Die Nordfranzosen, welche die Provenzalen, wegen ihrer Absonderung, und ihres unkriegerischen Geistes, haßten, verachteten auch ihre Sprache und ihre Dichter. Die Ministerialen, die mit ihren Gesängen die Höfe belustigten, hießen Menetriers; aber diese Menetriers zogen auch wohl im Lande umher, und sangen in Dialogen eingekleidete Erzählungen ab, die von Musik begleitet wurden.

Aus Frankreich, als aus dem Musterlande der neuen Welt, wanderten die französischen Dichter und ihre Gedichte nach andern Ländern, und besonders nach Italien und England. Die fähigsten Köpfe der Italiener ein Dante, ein Petrarca, studierten zu Paris, und bildeten sich in Frankreich aus. Dante hatte nicht nur Provenzalen, sondern auch Dichter aus Nordfrankreich, vor Augen.

Des

Des Boccaccio Novellen sind aus den französischen Fabliaux und Contes theils wörtlich übersetzt, theils ihnen nachgeahmt. Die italienischen Romane waren, bis auf die Zeiten des Arioſts, weiter nichts als Uebersetzungen, Ergänzungen und Nachahmungen der französischen.

Auch in England war, seit den Zeiten Eduards des Bekenners und Wilhelms des Eroberers, der französische Einfluß sehr sichtbar. Wilhelm der Eroberer führte die normännische, oder die nordfranzösische Sprache, in den Gerichten und Urkunden, und bey den vornehmern Ständen, ein. Das französische wurde die englische Hofsprache. Die höhere Geistlichkeit mußte französisch sprechen können; man lehrte die Kinder französisch lesen; die Studenten dispitirten eben so wohl französisch als lateinisch. Zwey hundert Jahre hindurch, bis auf Eduard I, war Britannien mehr französisch als englisch. Bis dahin schrieb man alles, was nicht für das gemeine Volk bestimmt war, entweder französisch oder lateinisch. Daher waren die ersten Ritterge-

Löwenherz gehörte, in französischer Sprache abgefaßt. Es gab auch in England Menestriers oder Minstrels, die herumzogen, und sich mit französischen Ritterliedern hören ließen, und das Französische war 200 Jahre hindurch die allgeine Dichtersprache Englands. Erst Eduard III untersagte den Gebrauch der französischen Sprache in den Gerichten, und dennoch verlohr sich derselbe nur allmählig. Die sächsische Sprache der alten Angelsachsen hatte sich nur mit Mühe bey dem Gottesdienste, und bey dem gemeinen Volke, erhalten können. In derselben schrieb man seit dem 12ten Jahrhundert. So bildete sich, unter dem Einflusse der französischen Sprache, die angelsächsische Mundart, eine Vermischung des Sächsischen und Französischen, die, besonders seit der Zeit, da der Bürgerstand in England sich hob, sich immer vollkommner entwickelte. Seit den Zeiten Eduards I wetteiferten die englischen Dichter mit den französischen. Seit Eduard III wurde das Englische die allgemeine Schrift- und Umgangssprache. Die englischen Dichter verfertigten vornehmlich Balladen, oder heroische Erzählungen kriegerischer Thaten, worin

in sie die normännischen Dichter zum Muster nahmen. Oft beschäftigten sich diese Minstrels aber blos damit, daß sie Lieder und Balladen zusammen stoppelten. Die meisten derselben wurden erst in der Folge zu Papier gebracht. Mit den Ritterwesen verlohren sie sich von den Höfen unter das gemeine Volk.

Nach Deutschland kam die Ritterpoesie zur Zeit der hohenstaufischen Kaiser. Die an dem Hofe derselben befindlichen Schwaben lernten die Provenzaldichter kennen, und fühlten, wenn sie die Anlage dazu hatten, bald die Neigung, dieselben in ihrer schwäbischen Mundart nachzubilden. So entstanden die schwäbischen Dichter, die man Minnesänger (Liebesdichter) und Meistersänger nennte. Durch sie wurde die schwäbische Mundart immer reicher, biegsamer, harmonischer; durch sie wurde sie allgemeine Schrift- und Büchersprache. Meistens war aber die deutsche Ritterpoesie ein bloßer Nachhall der französischen. Daß aber die deutschen Dichter auch die Alten studierten, beweisen die Aeneide von Heinrich von Veldeck, und die ovidi-

ovidischen Methamorphosen von Albrecht von Halberstadt. Auch gab es, ausser den schwäbischen Kaisern, noch andre deutsche Fürsten, die ihre Neigung für die Dichtkunst thätig bewiesen. Unter diesen glänzte besonders der thüringische Landgraf Herrmann, der, schon zu Anfang des 13ten Jahrhunderts, auf seinem Schlosse Wartburg bey Eisenach, einen Kreis von guten Dichtern unterhielt, die ihn durch ihren poetischen Wettstreit, der Krieg zu Wartburg genennt, ausserordentlich belustigten. Mit den Kreuzzügen, und den hohenstaufischen Kaisern, verlohr sich auch der Geschmack an der Ritterpoesie, den der unbändige Fehdegeist des deutschen Adels gewaltsam niederdrückte. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts machte man in Deutschland Verse, die halb deutsch und halb lateinisch waren.

Im nordlichen Europa gab es seit den ältesten Zeiten Dichter, die man Skalden nennnte, die sich, im Kriege und Frieden, im Gefolge der Fürsten befanden, die sie auf ihren weiten Seereisen begleiteten. Sie sangen in reimlosen Versen, weniger von den

Göt-

Göttern, desto häufiger aber von den Helden der Nation, und hielten sich meistens ganz treu an die Geschichte. Im 12ten Jahrhundert nahmen sie, und zwar zuerst in Schweden, die Reime an. Die vorzüglichsten nordischen Dichter dieses Zeitalters, lebten aber in Island, dessen Bewohner, große Liebhaber von Reisen, sich Kenntnisse von aller Art sammelten, und die Sagen des alten Nordens angenehm zu erzählen wußten. Sie waren daher so beliebt und geschätzt, daß man nicht nur Hofdichter, sondern auch Räthe, aus ihnen machte. Gleich nach dem Christenthume fand sich auch das Ritterwesen im Norden ein, welches französische Ritter dahin versetzten. Zur Zeit der schwedischen Könige Birger und Magnus fiengen die schwedischen Herren an, ihre Söhne zu Paris und Montpellier studieren zu lassen. Seit der Zeit reimten die Schweden immer häufiger, und der Geschmack an romantischen Gedichten verbreitete sich auch nach Nordeuropa. Der letzte und zugleich der schätzbarste Sagen-Dichter, ist Snorre Sturleson (st. 1241).

Mit dem 13ten Jahrhundert verschwand in den meisten Ländern die eigentliche Ritterpoesie, und man wählte, zu Gedichten in der durch dieselbe veredelten und verfeinerten Sprache, auch andre Gegenstände, als Ritterthaten. Italien erhielt jetzt einige seiner vortrefflichsten Dichter. Dante Alighieri, aus Florenz (st. 1321) Krieger und Staatsmann, aber wegen seiner welfischen Gesinnungen aus seinem Vaterlande verbannt, schilderte in einem langen aus drey Theilen bestehenden Gedicht, die göttliche Comedie genannt, das eine allgemeine Bewunderung erregte, mit den glühendsten Farben, die Sitten seines Zeitalters. Franz Petrarca (1304 — 1374) von Arezzo in Toscana, der eigentliche Vater der italienischen Dichtkunst, und einer der vorzüglichsten Wiederhersteller des guten Geschmacks, bildete sich, durch ein richtiges Gefühl für alles Große und Schöne geleitet, und von der reitzenden Laura bezaubert, nach dem Muster eines Virgils und Cicero. Johann Boccaccio, gleichfalls ein Florentiner, des Petrarca Zeitgenosse, entwickelte seine vorzüglichern Fähigkeiten durch den Umgang mit eben demselben, und durch das fleißige

Ab-

Abschreiben und Studium der Alten. Sein Decamerone, eine Sammlung von 100 Novellen oder Erzählungen, ist das erste Werk in italienischer Prose, und man kann den Boccaccio gleichsam als den Schöpfer derselben ansehen.

In Frankreich gab es in diesem Zeitalter noch keinen Dichter von Bedeutung. In Deutschland wurde seit den Zeiten der Ritterpoesie die Sprache immer matter, kälter, und unfähiger für den poetischen Ausdruck; auch schlichen sich immer mehr fremde, besonders lateinische Wörter, in dieselbe ein. Der Adel überließ das Reimen nun den Bürgerlichen. Die Dichtkunst wurde zu einem Handwerke der Meistersänger-Zunft herabgewürdigt. Diese lehrten ihre Reimkunst in Singschulen, und belustigten das Publicum durch poetische Wettstreite. Sie reimten Gelegenheitsgedichte, biblische Geschichten, Chroniken, und ihre Volkslieder wurden von jedermann gesungen. England hatte im 14ten Jahrhundert an Gottfried Chaucer, der am Hofe Eduards III lebte, und sich auf Reisen und in der großen Welt ausbildete, einen vor-

züglichen Dichter, der die provenzalischen und italienischen Dichter studierte und nachahmte.

Die Geschichte, aus welcher die damahlige Poesie so manchen Gegenstand entlehnte, wurde erst gegen das Ende dieses Zeitraumes mit etwas mehr Geschmack und Kunst getrieben. Seit dem 13ten Jahrhundert gab es eine große Menge von gereimten Chroniken. Dagegen vermehrten sich auch die Sammlungen von Urkunden, die einen so wichtigen Theil der Geschichte des Mittelalters ausmachen. Die Geschichtschreiber der Araber waren zwar von dem schönen Muster der Alten noch weit entfernt; sie übertrafen aber doch die Historiker anderer Nationen an Gründlichkeit, Wahrheitsliebe und Menschenkenntniß. In Persien, wo die ältesten literärischen Denkmähler von den Chalifen vernichtet worden waren, übersetzte man in der Folge arabische Schriften in die Landessprache und alles, besonders auch die Geschichte, wurde nach arabischem Muster geformt. Die Griechen hatten noch einige gute Geschichtschreiber, als ihre Anna Komnena, die Biogra-

graphin ihres Vaters, des Kaisers Alexius; ihren Georg Gemistius, der um 1450 fast 100 Jahre alt starb, und einen Theil der griechischen Geschichte bearbeitete. Die italienischen Geschichtschreiber des 13ten und 14ten Jahrhunderts erzählen noch viele Märchen; gegen das Ende dieses Zeitraumes hob sich aber eine ganze Schaar besserer Historiker empor. Die spanischen Geschichtschreiber schmeichelten ihren Königen, und vernachlässigten eben sowohl die Zeitrechnung, als die historische Kunst. Auch die französischen Historiker dieses Zeitalters schrieben meistens ohne Quellen-Prüfung. Die Geschichte Ludwigs des Heiligen von Johann von Joinville *) war das erste Geschichtbuch in französischer Spache. In Deutschland gab es erst seit dem 15ten Jahrhundert Chroniken in der Muttersprache, deren Verfasser von Aberglauben, Märchensucht und Kleinigkeiten-Geist sich beherrschen ließen. Aehnliche Chroniken hatten auch die Engländer. Unter den nordlichen Völkern stellten die Russen zuerst wahre Geschichtschreiber auf. An der Spitze der-

*) Theil VII, S. 328.

derselben steht ihr ältester Annalist, der Mönch Nestor (um 1100). Are Frodi (st. 1148) schrieb isländische Jahrbücher, die für die älteste Geschichte des Nordens eine große Wichtigkeit haben, aber von Snorre Sturlesons Heimskringla (Geschichte von Norwegen) doch noch übertroffen werden. Der erste erträgliche Geschichtschreiber Polens ist Kadlubek, Bischof zu Krakau (st. 1226).

Die Erdkunde hatte, besonders gegen das Ende dieses Zeitraumes, große Fortschritte gemacht. Der Gebrauch des Kompasses, der die Entdeckungsreisen beförderte, erweiterte den Umfang geographischer Kenntnisse, die jedoch nur von wenig Schriftstellern zum Gegenstande ihrer Bemühungen gewählt wurden. Die Araber hatten verschiedene Geographen, und sogar ganze Erdbeschreibungen in Versen. Auch der Italiener Berlinghieri trug die Geographie in Versen vor. Landkarten kamen noch nicht häufig vor. Ein maynzischer Domherr Heinrich verfertigte für den Kaiser Heinrich V eine Art von Weltkarte. Im 15ten Jahrhundert hatten Bianco zu Venedig, und Behaim zu Nürnberg, solche Weltkarten.

Doch

Doch seit dem 13ten Jahrhundert vermehrten sich die Reisebeschreiber, vermehrten sich die geographischen Kenntnisse ungemein. Die Wallfahrten nach Asien, die in den Heiligengeschichten umständlich beschrieben wurden, unterhielten die Bekanntschaft mit diesem Erdtheile. Aus ihnen setzte man die wunderbaren Weltberichte *) zusammen, die, in Klöstern und auf Universitäten, bey Tische und an den Winterabenden, vorgelesen, und meistens mit großem Beyfalle, angehört wurden. Ganz vorzüglich machten sich aber die vielen Missionarien oder Heidenbekehrer, welche Asien durchzogen, um die Erweiterung der Erdkunde verdient. Von ihnen wurde manche Länderbeschreibung nach Europa gebracht. Zu diesen Missionarien gehörte der Italiener de Plano Carpini, den der Pabst Innocenz IV an die Chane von Kaptschack schickte **), dessen Reisenachrichten die große Tatatarey der damahligen Welt fast bekannter machten, als sie es der gegenwärtigen ist. Ausführliche, die Berichte der Vorgänger ergänzende Be-

*) Mirabilia Mundi.

**) Theil VII, S. 389.

Beschreibungen, lieferte Wilhelm Ruisbroek (Rubruquis) aus Brabant, den der König Ludwig IX von Frankreich, von Cremona aus, über das schwarze Meer, und durch die Krim (1253) an den Großchan Manku schickte. So wurde die Weltherrschaft der Mongolen ein Beförderungsmittel der Erdkunde! Der Pabst Clemens V ließ den armenischen Fürsten Haithan (1307) nach Frankreich kommen, um ihn, wegen eines Kreuzzuges gegen die Türken, zu Rathe zu ziehen. Dieser entwarf nun in dieser Absicht eine Uebersicht der asiatischen Staaten, welche alle die bisherigen an Ausführlichkeit übertraf. Aber auch ihn ließ Marko Polo, ein Venezianer, ein Abkömmling eines um Schiffahrt und Erdkunde so sehr verdienten Volkes, weit hinter sich zurück. Polo, der, in Gesellschaft seines Vatees, 26 Jahre in Asien umher reisete, und (seit 1270) nicht nur die Küsten Malabar und Koromandel, sondern auch Indien jenseits des Ganges, bereisete, kam auch nach China, wo er drey Jahre lang, im Dienste des Großchans Koblaj, Befehlshaber einer Stadt war. Er sah die große Stadt Peking. Des Thees erwähnt er nicht,

aber

aber die Schüsseln und Teller von Porzellan blieben ihm nicht unbekannt. Japan, die Inseln Borneo und Sumatra, imgleichen Bengalen, lernte er gleichfalls kennen; in Africa wurde er aber blos mit den beyden Küstenländern Zanguebar und Abessinien bekannt. Sein Werk über die Morgenländer blieb lange Zeit das Handbuch über die asiatische Geographie. Oderich von Portenau, der, zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, vom schwarzem Meere bis nach China reisete, trug zur Erweiterung der Länderkunde nichts bey, und Johann Mandeville, ein englischer Ritter, der dem Sultan von Aegypten diente, lieferte blos Auszüge aus dahmahligen Modebüchern. Lehrreicher war die Reisebeschreibung des Ruy Gonzalez de Clavigo, den der König Heinrich III von Castilien an den Weltstürmer Timur schickte. Sie hellte den Handelsgang dieser Zeit, und die Verfassung der Mongoley, auf. Im Dienste eben dieses Timurs befand sich der Deutsche, Johann Schildberger, dessen Nachrichten aber größtentheils unbrauchbar sind. Aus diesen und andern Reisebeschreibungen entlehnten nun die Chronikenschreiber die Nachrichten von entfern-

ten Ländern, die sie ihren Werken einverleibten.

Die Beschreibungen europäischer Länder wurden auch nicht ganz vernachlässigt. Besonders bewiesen die Könige von England ihre Vorliebe für die Erdkunde durch den Eifer, mit dem sie die Kenntnisse ihres Landes zu befördern suchten. Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst wurden die Landkarten mit Holzstöcken in die Bücher gedruckt.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Philisophie. Mathematik. Naturgeschichte und Naturlehre. Chemie. Arzneywissenschaft. Rechtswissenschaft.

Schon im vorigen Zeitraume war die sogenannte scholastische oder Schulen-Philosophie entstanden; eine Frucht der Bemühung, die Philosophie in ein System zu bringen. Das platonische, oder eigentlich das alexandrinische System, hatte alle übrigen verdrängt. Aristoteles war darüber einige Zeit hindurch ganz vergessen worden. Allein in dem westlichen Europa, und vornehmlich in Frankreich, bekam Aristoteles im 12ten Jahrhundert viele Verehrer. Man studierte ihn aus lateinischen Uebersetzungen, die nicht unmittelbar aus der grie-

griechischen Urschrift, sondern aus dem Arabischen, gemacht worden waren. Schon in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts legte Johann Rousselin aus Bretagne zu Compiegne eine dialektische Schule an, die ihm viele Verfolgungen zuzog. Weil er und seine Anhänger die Erklärung der Wörter und Begriffe zu ihrem Hauptgeschäffte machten, so wurden sie Nominalisten genennt.

Einen ungleich größern Ruhm erwarb sich dessen Zeitgenosse Peter Abeillard oder Abälard (st. 1142) der zu Melun und Corbeil philosophischen Unterricht ertheilte, und es zum hauptsächlichsten Zweck seines Bestrebens machte, die geheimnißvollsten Lehren des Christenthums selbst aus heydnischen Büchern zu erklären. Er machte sich durch seine Stärke im Disputiren so viele Feinde, daß er sich manche Verfolgung zuzog. Der feurige Disputirer war aber auch ein feuriger Liebhaber. Dies bewies seine Liebe für die schöne Heloise, durch welche sich die Verwandten derselben so beleidigt fanden, daß sie ihn der Mannskraft beraubten. Er wurde hierauf ein Benedictinermönch in der Abtey St. Dionys

nys. Aber auch hier wurde er, seiner Schriften wegen, so verfolgt, daß man ihn durch eine Kirchenversammlung zu Soissons als einen Ketzer verdammen ließ. Er starb endlich (1142) in einem Kloster nicht weit von Chalons an der Saone.

Einer seiner berühmtesten Nachfolger war Peter Lombardus aus Novara, Bischof zu Paris (st. 1164) dessen System der Theologie, das größte Meisterstück des 12ten Jahrhunderts, alle vorigen und gleichzeitigen Systeme verdrängte. Ein Schüler Abälards, Johann von Salisbury, der Kleine, Bischof zu Chartres, ein in den Alten sehr belesener, mit Weltkenntniß, Geschmack und richtigem Urtheile ausgerüsteter Philosoph, der schönste Geist seines Jahrhunderts, doch mehr zum Empfinden, als zum tiefen Denken gemacht, konnte die Wortphilosophie unmöglich gut finden, und verachtete sie vielmehr.

Die eigentliche scholastische Philosophie fängt sich aber erst zur Zeit Albrechts des Großen an, eines Dominicaners des 13ten Jahrhunderts, der den Aristoteles wieder zum herrschenden Philosophen erhob.

Das

Das durch unwissende Uebersetzer und Erklärer verunstaltete System desselben galt jetzt ganz allein. Die Alten wurden nun gar nicht mehr gelesen. Den Albrecht übertraf an Geist und Ruhm sein Schüler Thomas von Aquino (st. 1274) ein Dominicaner, der, fast in allen der angesehensten Städte Italiens, mit so großem Beyfalle lehrte, daß man ihn den Doctor angelicus (den englischen Lehrer) nennte. Von ihm hatte die Thomistensecte ihren Nahmen. Der Schöpfer einer höchst barbarischen, in die verworrenste Schreibart eingekleideten Terminologie, war der irländische Franciscaner Johann Duns Scotus (st. 1308) ein bewunderter Lehrer der Universität zu Oxford, der sogenannte Doctor subtilißimus (der spitzfindigste Lehrer). Nach ihm nennten sich seine Anhänger Scotisten. Mit dem Wilhelm Durandus, einem französischen Franciscaner, Lehrer der Theologie zu Paris und Rom (st. 1332) fängt sich das dritte Zeitalter der Scholastiker an. Vorzüglicher Scharfsinn, große Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, machten ihn zum natürlichen Gegner der Thomisten. Jetzt traten auch einige kenntniß-

nißvolle und aufgeklärte Scholastiker auf, die sich den großen Anmaßungen der Päbste lebhaft widersetzten. Unter ihnen glänzte Wilhelm Occam, ein englischer Franciscaner (st. 1347) der den König Philipp IV von Frankreich, und den Kaiser Ludwig von Bayern, gegen die Päbste vertheidigte. Unter ihnen glänzte ganz vorzüglich der durch seinen wichtigen Einfluß auf die Kirchenversammlung zu Costnitz *) bekannte Kanzler der Universität zu Paris Johann Charlier Gerson (von seinem Geburthsorte in Champagne st. 1429). Er war unstreitig der geschmackvollste, beredste, in den Alten belesenste Philosoph seiner Zeit, der mit Menschenkenntniß Aufklärung vereinigte.

Mathematische, vornehmlich astronomische Kenntnisse, wurden jetzt höher, als sonst, geschätzt, und fleißiger bearbeitet. Lange waren die Griechen und Araber die besten Mathematiker. Diese studierten die griechischen Mathematiker aus Uebersetzungen. Die Araber waren auch die ersten, die sich der jetzigen für

*) Theil VIII, S. 143.

für die Rechenkunst so wichtigen Zahlzeichen bedienten. Diese stammen, wie man glaubt, aus Indien her. Nach Europa brachten sie entweder die Kreuzzüge, oder der italienischen Handel mit dem Orient, oder die arabische Herrschaft über Spanien. Auch die Griechen hatten diese Zahlzeichen kennen lernen, und wer sie von ihnen erhielt, nennte sie griechische Ziffern. Von den Gelehrten in Europa scheinen sie aber nicht viel vor dem 12ten Jahrhundert gebraucht worden zu seyn. Auch die Buchstabenrechnung, oder die Algebra, lernten die Europäer von den Arabern. Leonhard von Pisa brachte sie vor 1200 aus Bugie in Afrika nach Europa.

Die Europäer, die Schüler der Araber, übersetzten um 1150 den Euklides aus dem Arabischen ins Lateinische. Der Kaiser Friedrich II ließ des Ptolemäus Lehrgebäude der Sternkunde, bey den Arabern Almagest genennt, gleichfalls aus dem Arabischen ins Lateinische übertragen. Alfons X von Castilien ließ (um 1250) durch arabische, jüdische und christliche Astronomen, die bekannten astronomischen Tafeln seines Namens verfertigen.

Al-

Albrecht der Große besaß in der angewandten Mathematik, besonders in der Astronomie und Mechanik, große Einsichten, die ihn in den Stand setzten, bewundernswürdige Maschienen zu verfertigen. Ein noch größerer Mathematiker war Roger Bacon (st. 1284) ein englischer Franciskaner, der seine ausserordentlichen Geistesgaben zu Oxford und Paris ausbildete, und, durch das Studium der Araber und der Natur, noch vollkommner entwickelte. In Deutschland wurde seit dem 15ten Jahrhundert Mathematik und Astronomie sehr eifrig getrieben. Zu Wien lehrte die Sternkunde Johann von Gmünden (st. 1442) dessen berühmtester Schüler Georg von Peurbach (st. 1461) war. Des letztern Theorie der Planeten galt lange Zeit für ein vorzügliches Lehrbuch. Aber Peurbachs Schüler, Johann Müller Regiomontanus von Königsberg in Franken (st. 1476), der in Italien das Griechische lernte, war derjenige, der das mathematische Studium in Deutschland in einen lebhaftern Gang brachte, der zuerst Algebra trieb, und um Trigonometrie und Mechanik sich besonders verdient machte. Nach ihm war sein Schüler Walther von Nürn-

berg (st. 1504) der größte Astronom seiner Zeit.

Johann Müller von Königsberg hat sich auch in der Geschichte des Kalenders unsterblich gemacht. Vor dem astronomischen Kalender hatte man ein, auf vieljährige Beobachtungen gegründetes chronologisches, Verzeichniß von Naturerscheinungen, also einen Natur- oder botanischen Kalender. Man hieng demselben die sogenannte Wetterpractica d. i. eine Anzeige der muthmaßlichen Witterung, an. Ein solcher Kalender galt auf viele Jahre. Johann Müller ließ (1476) einen Kalender zu Nürnberg drucken, der auf 30 Jahre galt, und dieser gieng so stark ab, daß man ihn mit 12 ungrischen Ducaten bezahlte. In eben dem Jahre erhielt Müller von dem Pabst Sixtus IV eine Einladung, nach Rom zu kommen, um den Kalender in Ordnung zu bringen; er starb aber kurze Zeit nach seiner Ankunft. Das neue Jahr fieng sich um diese Zeit noch nicht mit dem 1ten Januar, sondern mit dem 25ten März, an.

Die Sternkunde wurde noch immer zur Sterndeuterey, oder Astrologie, gemißbraucht,

und

und die Astrologen hatten nicht nur auf das Privatleben, sondern auch auf die Staatshändel, den wichtigsten Einfluß. Die natürlichsten Erscheinungen galten in diesem Zeitraume für Wunder, und Vorbedeutungen. Aberglaube, irrige Religionsbegriffe, und Mangel an Werkzeugen, hemmten alle Fortschritte des Studiums der Physik. Albrecht der Große und Robert Bacon, waren vielleicht diejenigen, die in diesem ganzem Zeitraume noch die meisten Kenntnisse der Naturlehre besaßen. Eben dieselben übertrafen auch alle ihre Zeitgenossen in der Naturgeschichte. Albrecht handelte das Thierreich in einem besondern Werke ab, das er aus griechischen und arabischen Büchern zusammenschrieb. Der Kaiser Friedrich II verfertigte eine Naturgeschichte der Vögel. Die Kenntniß der Pflanzen und Mineralien schien damahls blos dem Arzte wichtig.

Die Chemie, oder Scheidekunst, wurde blos von Aerzten und Apothekern getrieben. Es gab schon im 14ten Jahrhundert Aerzte, welche die Zubereitung der Arzneyen aus chemischen Grundsätzen lehrten. Man bildete sich

damahls ein, Tincturen zur Verlängerung des Lebens verfertigen zu können. Während daß man an denselben künstelte, erfand man das Scheide- und Königswasser.

Den damahligen Zustand der Arzneywissenschaft kann man sich nun leicht vorstellen. Die Stelle der Erfahrung und Beobachtung vertraten spitzfindige Untersuchungen. Man setzte auf den Zusammenhang des Körpers mit der ganzen Welt, und besonders mit den Planeten, ein großes Vertrauen. Man schrieb der Constellation, das heißt dem Stande der Gestirne zur Zeit der Geburth eines Menschen, einen großen Einfluß zu. Dieser medicinische Aberglaube rührte hauptsächlich von den Geistlichen her, die sich damahls fast ausschließlich mit der Arzneywissenschaft beschäfftigten; die, ungeachtet es ihnen Concilienschlüsse des 13ten und 14ten Jahrhunderts untersagten, dennoch fortfuhren, Aerzte abzugeben, und durch ihre Kunst sich Reichthum und Ansehn zu verschaffen. Daß sie aber als Aerzte ihre Pflicht nicht immer recht erfüllten, beweiset eine Verordnung eines Conciliums zu Wien (von 1312), daß, zur bes-

sern

fern Besorgung der Kranken, künftig auch Layenbrüder den Hospitälern vorstehen sollten. Vermeynte Wunderkuren, und die Unterstützung der Heiligen, trugen zum medicinischen Ansehn der Geistlichen das meiste bey. Im 14ten Jahrhundert fieng man an, die einige Jahrhunderte hindurch ganz in Vergessenheit gekommne Anatomie wieder herzustellen. Dieses Verdienst erwarb sich Mondini de Lazzi, Professor zu Bologna (um 1315), der auch eine Beschreibung des menschlischen Körpers ausarbeitete, welche lange Zeit hindurch zum einzigen Lehrbuche der Anatomie diente. Seitdem zergliederte man auch auf andern Universitäten.

An ausserordentlichen Gelegenheiten, medicinische Kunst zu zeigen, fehlte es in diesem Zeitalter gar nicht. Durch die Kreutzfahrer kamen die Kinderblattern aus Aegypten, wohin sie aus Aethiopien versetzt worden waren, nach Europa. Die Pest richtete vornehmlich im 14ten Jahrhunderte unter dem Menschengeschlechte schreckliche Niederlagen an. Unter andern verbreitete sie sich (1347) aus Kleinasien über Italien nach

Deutsch-

Deutschland. In Italien wüthete sie so unaufhaltsam, daß von 5 Menschen oft nur einer am Leben blieb. Zu Florenz sollen 100000 Menschen, zu Venedig eben so viel, zu Pisa 25000 umgekommen, und zu Siena von 100000 nicht mehr als 13000 übrig geblieben seyn. Auch in Deutschland stürzte sie an manchen Orten den dritten Theil der Einwohner ins Grab. Der sogenannte schwarze Tod (so nennte man sie in Deutschland) tödtete in einem Jahre in Lübeck 9000, in Erfurth 12000 Menschen. In Basel zählte man auf 14000 Todte. Vier Jahre lang dauerte dieses Menschensterben fort, und nur allein von dem Barfüßer-Orden sollen in 3 Jahren über 124400 Menschen begraben worden seyn. Im 15ten Jahrhundert kamen zu den bereits bekannten Krankheiten das englische Schweißfieber, der Scharbock, der Weichselzopf und die Lustseuche hinzu.

Die Lustseuche soll auf der Insel Hispaniola, schon lange vor der Ankunft des Columbus, bekannt gewesen seyn. Wenn aber ein neapolitanischer Arzt, Nahmens Aquilino, der noch in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhun-

hunderts (1443) starb, über diese Krankheit eine besondre Schrift verfertigt hat, so kann sie nicht erst aus Amerika nach Europa gekommen seyn. Auch leiten sie andre von den in Spanien wohnenden Arabern her. Indessen war sie den Aerzten im 15ten Jahrhundert noch neu. Doch soll es zu Augsburg schon im Jahre 1495, in einem besondern Hospitale, 125 venerische Kranke gegeben haben; im folgenden Jahre war diese Krankheit bereits in Nürnberg bekannt, und 1498 starb, wie man sagt, der König Karl VIII von Frankreich an den Folgen derselben.

Durch diese und andere neue Krankheiten erweiterten die Aerzte ihren Umfang von Kenntnissen. Gute Aerzte, die sich von der Erfahrung leiten ließen, hatten frühzeitig die Araber. Unter ihnen hat sich besonders Averrhoës berühmt gemacht, der den ins Arabische übersetzten Aristotoles zu seinem Führer wählte, und das System des Galens dagegen um sein Ansehn zu bringen suchte. Nach den Arabern trieben die Italiener die Arzneywissenschaft am glücklichsten. Sie veredelten die Chirurgie, und machten von der

Che-

Chemie einen nützlichen Gebrauch; aber ihre Fortschritte in der Anatomie hemmte ein Verboth des Pabstes. In Frankreich gab es zu Montpellier eine besondre medicinische Schule, und Karl V legte zu Paris für die Astrologie und Medizin ein besondres Colegium an. Die ausländischen Aerzte, und besonders die jüdischen, waren aber doch geehrter, als die inländischen. In Deutschland befand sich die Arzneywissenschaft fast ganz in den Händen der geistlichen Empiriker (Versuchmacher) und Nachbether. Diese trieben keine Anatomie, und setzten vielmehr auf astrologische Grillen, auf Zaubermittel, religiöse und sympathetische Curen, einen großen Werth. Ansteckende Krankheiten betrachtete man als eine besondre Strafe Gottes. Dennoch war es ein deutscher Arzt, Peter von Aichspalt aus Trier, der dem Pabst Clemens V seine Gesundheit wieder verschaffte, und sich dadurch zum Erzbisthume Maynz den Weg bahnte. In England, und in andern nordlichen und östlichen Ländern von Europa, gab es noch weniger einsichtsvolle Aerzte.

Die Rechtswissenschaft bildete sich in diesem Zeitraume ganz vorzüglich aus. Das römi-

römische Recht fieng an, in Europa herrschend zu werden. Dieses römische Recht floß aus Justinians berühmter Rechtssammlung. Es gab im alten römischen Staate eine so große Menge von Gesetzen und Erläuterungen derselben, daß ihre Vergleichung und Anwendung ein sehr beschwerliches Geschäffte verursachte. Zwar hatte man unter den Kaisern, und besonders seit Constantin dem Großen, Sammlungen von Gesetzen veranstaltet, und eine solche Sammlung schrieb sich von dem Kaiser Theodosius II her; aber diese bildete noch immer so wenig etwas Vollständiges, daß der bekannte Kaiser Justinian I den Entschluß faßte, aus einer großen Menge von Gesetzen, Senats-Schlüssen, Prätoren-Edicten, kaiserlichen Verordnungen, und Gutachten der Rechtsgelehrten, die in unzähligen Bänden zerstreut lagen, ein System des römischen Rechtes verfertigen zu lassen. Er übertrug dieses Geschäffte einer Commission von zehn Rechtsgelehrten, über welche sein Minister Tribonian die Aufsicht führte. In Zeit von 14 Monathen (529) war die Arbeit vollendet. So entstand die justinianische

Samm-

Sammlung von Constitutionen, oder Verordnungen.

Nicht lange hernach beschloß Justinian, aus den Schriften der ältern römischen Rechtsgelehrten, ein Handbuch des römischen Rechtes ausarbeiten zu lassen. Er gab der Commission von 16 Rechtsgelehrten, denen er diese Arbeit auftrug, eine zehnjährige Zeit; aber Tribonian betrieb dieselbe mit einer solchen Eile, daß sie schon in Einem Jahre geendigt war. Man nennte dieses Handbuch welches einen Auszug aus den Schriften von 40 Juristen enthält, und in 50 Bücher getheilt ist, Pandecten oder Digesta. Da dieses Werk, zur leichten Uebersicht und zur Erlernung der Rechtswissenschaft zu weitläuftig war, so ließ Justinian der Bekanntmachung desselben eine Anleitung zur Rechtswissenschaft, oder sogenannte Institutionen, in 4 Büchern, vorausgehen. Hierzu kamen nun noch Decisionen und Novellen; oder Entscheidungen und neue Verordnungen des Kaisers Justinian, und alles dieses bildete nun das Corpus Juris, oder den römischen Rechtskörper, der für die europäische Menschheit so wichtig geworden ist.

Dieser

Dieser römische Rechtskörper behauptete sich im östlichen Kaiserthume immerfort bey seinem Ansehn. Man übersetzte ihn ins Griechische, und stattete ihn mit vielen Erklärungen in eben dieser Sprache aus. Da so viele neue Verordnungen der Kaiser hinzugekommen waren, so hielt es der Kaiser Basilius für nothwendig, die bisherigen Gesetzsammlungen zu einem Ganzen umarbeiten zu lassen; aber diese Arbeit wurde erst unter seinem Sohne Leo V (887) zu Ende gebracht.

Auch im westlichen Theile des römischen Kaiserthumes, und vornehmlich in Italien, galt das römische Recht noch immer als ein solches, zu dem man, von andern Gesetzen verlassen, seine Zuflucht nahm. Es wurde daher auch in den Klosterschulen gelehrt. Aber einen ganz neuen Schwung bekam das Studium desselben, als die Aufmerksamkeit eines gewissen Irnerius, der weder ein Deutscher noch ein Mayländer war, durch einen philologischen Streit, auf das justinianische Gesetzbuch so mächtig hingezogen wurde, daß er es zum Gegenstande seiner öffentlichen Vorlesungen zu Bologna wählte. Irnerius war

ein

ein Zeitgenosse der Markgräfin Mathilde, der Freundin Gregors VII, und seine Erläuterungen des römischen Rechtskörpers fanden so viel Beyfall, daß die jungen Studierenden sich tausendweise zu seinem Lehrstuhle drängten. Das römische Recht schien für die Unterthanen eines Nachfolger der alten römischen Kaiser sehr gut zu passen. Die deutsch-römischen Kaiser, z. B. Friedrich I *), und ihre Minister, fanden auch die monarchischen Grundsätze desselben ihrem Vortheile so angemessen, daß sie, wenn sie nur einige Politik besaßen, die Einführung des römischen Rechtes eifrig begünstigen mußten. Auch war ja die Gesetzgebung der meisten europäischen Staaten noch so unvollkommen, daß man eine so vollständige Gesetzsammlung nicht wohl entbehren konnte. Daher waren seit der Mitte des 12ten Jahrhunderts die römischen Gesetze in den meisten Staaten wenigstens stillschweigend anerkannt, und die Kanzler und Räthe waren nur des römischen Rechtes kundige Männer. Es traten jetzt Gelehrte auf, die sich durch ihre Rechtswissenschaft Ruhm

*) Theil VII, S. 163.

Ruhm und Vermögen erwarben. Bartolus von Sassoferrato im Gebieth von Ancona (um 1350) Lehrer zu Perugia, modelte die römische Rechtswissenschaft nach der scholastischen Philosophie um, und ward der berühmteste Jurist seines Zeitalters. Einen glänzenden Ruhm erwarb sich auch dessen Schüler, Baldus von Perugia.

Neben dem römischen Rechte gelangte aber auch das sogenannte canonische zu einem äusserst wichtigen Ansehn. Canones nennte man in den ältesten Zeiten die vorgeblichen Verordnungen der Apostel. Zu diesen waren nun noch Verordnungen und Gesetze der Kirchenversammlungen, der Kaiser, der Patriarchen u. s. w. gekommen. Diese sammelte man sowohl in Constantinopel, als in Italien. Zu Rom veranstaltete der Abt Dionys der Kleine (im 6ten Jahrhundert) eine solche Sammlung, die man für sehr ehrwürdig hielt. Zu diesen Verordnungen gesellten sich nun noch die Entscheidungen der römischen Bischöfe, die man Decretalien nennte. Im 7ten Jahrhundert sammelte ein spanischer Bischof, Nahmens Isidor, solche Kirchengesetze und

Ver-

Verordnungen, und den Nahmen dieses braven Mannes mißbrauchte nun ein schlauer Geistlicher der maynzischen Diöces, demselben eine erdichtete Sammlung dieser Art, welche die gänzliche Abhängigkeit des geistlichen Standes zur Absicht hatte, unterzuschieben *). Diese geistlichen Gesetzsammlungen geben nun die Quelle des canonischen Rechtes ab, welches Gratian aus Chiusi in Toscana, Lehrer zu Bologna (st. 1158) zuerst zum Gegenstande öffentlicher Vorlesungen wählte. Der Pabst Honor III befahl, um das canonische Recht desto mehr in Aufnahme zu bringen, daß zu Paris kein römisches Recht gelehrt werden sollte; man trieb es aber desto fleißiger auf andern Universitäten, und zu Montpellier hatte ein gewisser Placentius (st. 1192) eine besondere juristische Schule angelegt.

Da fast das ganze Mittelalter hindurch der Stand der Gelehrten nur aus Geistlichen bestand, so konnten Geistliche auch nur Richter und Advokaten seyn, und sogar Mönche scheuten sich, des Verbothes einiger Kirchenver-

*) Theil VI, S. 298.

versammlungen ungeachtet, gar nicht, die Vertheidigung weltlicher Rechtshändel zu übernehmen. In Frankreich munterte man junge Layen, durch königliche Befehle, zur Erlernung der Rechtswissenschaft auf.

Ausser den römischen und canonischen Rechten, gab es aber jetzt in den meisten europäischen Staaten besondre Gesetzsammlungen. Eine solche erhielt Aragonien (1247) durch Jacob I, und Castilien wurde durch Ferdinand III (1265) mit eignen Gesetzen versehen, die noch jetzt gelten. In Frankreich erläuterte und ergänzte man das römische Recht durch königliche Verordnungen. In Deutschland gab es viele Stadt- und Landrechte, aber kein allgemeines Gesetzbuch. Epko (Heinrich) von Repgow, ein niedersächsischer Edelmann, veranstaltete (vor 1250) eine Sammlung sächsischer Gesetze, die er einen Sachsenspiegel nennte. Eine ähnliche Sammlung von schwäbischen Gesetzen (um 1280) war das schwäbische Landrecht, welches auch wohl der Schwabenspiegel genennt wurde. In England hatte man schon seit den Zeiten Eduards I ein allgemeines Gesetzbuch.

In

In Lehnssachen entschied man, sowohl in Italien als Deutschland, nach den Verordnungen der Kaiser Lothars, Friedrichs I und Friedrichs II, und in Deutschland unterschied man noch ein sächsisches und ein schwäbisches Lehnrecht.

In keiner Wissenschaft duldete man, während des Mittelalters, weniger Aufklärung, als in der Theologie. Die Unwissenheit, und der Aberglaube, der das Studium derselben niederdrückte, wurde durch die Kreuzzüge, und durch die Bettelmönche, noch vermehrt. Es war den Theologen verbothen, von den Juden Hebräisch zu lernen, und auf einem andern Wege konnten sie zur Kenntniß dieser Sprache doch nicht gelangen. Die Erlernung des Griechischen war, vor der Mitte des 15ten Jahrhunderts, auch mit großen Schwierigkeiten verbunden. Wie wenig mußte es also damahls Theologen geben, welche mit der Quelle der christlichen Glaubenslehren hinlänglich bekannt waren: Zwar fehlte es nicht an mancherley Erläuterungen und Erklärungen der Bibel; diese bestanden aber meistens aus einem dunklen Gewebe von lauter falschen

schen Auslegungen. Seit dem 14ten Jahrhundert übersetzte man die Bibel in die Landessprache; aber die Layen durften sie nicht lesen. Dennoch gab es in jedem Jahrhunderte des Mittelalters Theologen, welche ihre Zeitgenossen an Aufklärung übertrafen. Schon Bernhard von Clairvaux gehörte unter dieselben. Die Waldenser, imgleichen Wiklef und Huß, bahnten zur Reformation den Weg, deren Fortschritte blos durch die Schrecken der Inquisition noch gehemmt wurden.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Geschichte der Universitäten und Schulen. Büchersammlungen. Ursprung der Buchdruckerkunst.

Alle diese Wissenschaften wurden von Geistlichen, von Mönchen, gelehrt, und lange gab es keine andern Unterrichtsanstalten, als Klosterschulen. Wenn das Kloster zu größerm Wohlstande gelangte, so wurde es den wohlgenährten Mönchen, oder dem Scholaster, beschwerlich, Schule zu halten, und die Eltern sahen daher den Unterricht ihrer Kinder vernachlässigt. Der Kaufmann, und mancher andre Bürger, mußte aber doch lesen und schreiben können. Manche Handelsstadt, wie z. B. Lübeck, legte daher schon im 12ten Jahr-

Jahrhundert eine Bürgerschule an, deren Vorsteher bereits Rector genennt wurde. Diese Stelle wurde aber oft an den Meistbietenden verkauft, und an kleinern Orten fehlte es für den Schulrector gar am Unterhalte.

In den großen Städten Frankreichs und Italiens traten, seit dem 12ten Jahrhundert, Lehrer auf, welche öffentlichen Unterricht ertheilten. Ein solcher Lehrer war Anselm, Dechant zu Laon (st. 1117) der, mit seinen Gehülfen, einen so sehr geschätzten Unterricht ertheilte, daß selbst Bischöfe und Erzbischöfe sich zu ihren Lehrstühlen drängten, daß man die Menge ihrer Zuhörer, unter welchen die meisten Engländer waren, mit einem Heere verglich. Zu dem schon im hohen Alter sich befindenden Anselm kam auch Abälard, der dessen Lehrverdienste für so wenig bedeutend hielt, daß er es, seiner Jugend ungeachtet, wagte, theologische Vorlesungen anzukündigen; der auf den muthigen Jüngling eifersüchtige Anselm untersagte es ihm aber, zu Laon Unterricht zu ertheilen, und zwar unter dem Vorwande, daß er, als ein Ungelehrter, leicht in Irrthümer fallen könne. Die französischen

Schulen hatten um diese Zeit mehr Schüler, als alle andern Schulen zusammengenommen. England und Schottland bedienten sich anfangs meistens fremder Lehrer; daher wanderten auch so viele von ihren jungen Leuten nach Frankreich. In Italien lehrte man schon zu Anfang des 12ten Jahrhunderts einige Wissenschaften ganz vorzüglich. So gab es in mehrern Städten Lehrer des römischen Rechtes, und zu Salerno und Monte Cassino unterrichtete man in der Arzneywissenschaft, nach den Lehrbüchern arabischer Aerzte.

Im 12ten Jahrhundert bildeten sich in mehrern großen Städten ordentliche Zünfte, oder Innungen, von Lehrern der Arzneywissenschaft und Rechtsgelahrtheit, die meistens vom weltlichen Stande waren. Mit den Lehrern wuchs auch die Menge der Schüler so sehr, daß die Zeitgenossen darüber erstaunten. Eine solche Zunft oder Gesellschaft von Lehrern und Schülern nennte sich ein allgemeines Studium, eine Universität oder Gemeinde *).

Bald

*) Studium generale; universitas doctorum et scholarium.

Bald wußte sich eine solche Universität von Päbsten, Kaisern, Königen und Städten Freyheiten und Vorrechte zu verschaffen, durch die sie in eine besonders privilegirte Gemeinde oder Gesellschaft verwandelt wurde. Anfangs gab es solcher privilegirten gelehrten Innungen nur wenige, und die Menge derer, die sich in dieselben aufnehmen ließen, war daher ausserordentlich groß. Aber in Zeit von drey Jahrhunderten reihete sich eine neue Universität an die andre an.

Die ältesten Schulen dieser Art befanden sich zu Bologna, zu Salerno und zu Paris. Jene gaben für alle übrigen im 12ten und 13ten Jahrhundert errichtete Universitäten das Muster ab; Paris wurde es für die englischen und deutschen. Lehrarten, Hülfsmittel, Vorrechte, Mißbräuche — alles blieb sich gleich. Der ausserordentliche Ruf der Lehrer des 12ten Jahrhunderts lockte, aus allen Ländern, eine große Menge von vornehmen und reichen Lernenden herbey, die den Städten, wo sie zusammenflossen, in kurzer Zeit einen glänzenden Wohlstand verliehen. Die Landesherren zeigten sich daher um so bereitwilliger,

liger, diesen literärischen Gemeinden immer mehr Vorrechte und Freyheiten zu ertheilen.

Die älteste aller privilegirten hohen Schulen war die medicinische zu Salerno. In dieser wichtigen Handelsstadt hatten die mit den Griechen und Arabern in genauer Verbindung stehenden Aerzte Gelegenheit, die Werke und die Curart derselben zu studieren. Hippokrates und Galen waren für sie die Hauptschriftsteller. Nach einer Verordnung des Königes Rogers von Sicilien durfte nur derjenige Arzt seine Wissenschaft ausüben, dessen Kenntnisse zu Salerno geprüft worden waren. Dieses Vorrecht behielt Salerno auch, als Kaiser Friedrich II (1219) die Universität zu Neapel stiftete. Diese Schulen hatten also schon das Promotionsrecht.

Die hohe Schule zu Salerno wurde aber von der zu Bologna an Ansehn, und an ausgebreiteter Wirksamkeit, bald sehr weit übertroffen. Die vornehmste Ursache dieses Ansehns, und dieser Wirksamkeit, war das auf derselben vorzüglich blühende Studium des römischen Rechtes. Lehrer desselben gab es zwar

schon

schon vor dem berühmten Irnerius; dieser erklärte es aber mit einem ungleich größern Beyfall. Seine mündlichen und schriftlichen Erklärungen der Pandecten zogen, aus allen Gegenden von Europa, Männer und Jünglinge herbey, die nach seinem Unterricht begierig waren. Man nennte die hohe Schule zu Bologna schon zu den Zeiten des Irnerius die gelehrte. Im 12ten und 13ten Jahrhundert stieg ihr Ansehn immer höher. Die Markgräfin Mathilde, und der Kaiser Heinrich V, zogen den Irnerius zu Rath; Friedrich II stützte sein kaiserliches Ansehn auf den Ausspruch von vier bolognesischen Rechtsgelehrten. Aus Dankbarkeit versicherte er der hohen Schule zu Bologna den landesherrlichen Schutz; verlieh er ihr das Recht, blos vor dem Kaiser vor Gericht zu stehen; verlieh er den Lehrern sogar die peinliche Gerichtbarkeit; machte er jeden Lehrer zum Richter seiner Zuhörer. Nach 50 Jahren wollten die Studierenden ihre Richter selbst wählen, und nach langem Streite behaupteten sie auch dieses Recht. Da man nun in jenen Zeiten die Rechtswissenschaft nirgends so gründlich, als in Bologna, erlernen konnte, so war es ganz natürlich,

daß

daß vornehme und reiche Jünglinge, die in dem geistlichen Stande, aus dem man damahls alle Minister und Räthe wählte, ihr Glück machen wollten, nach Bologna hinströmten, und daß man daselbst auf einmahl zehn tausend Studenten zählte.

Diese schlossen sich bald in größere und kleinere Landsmannschaften an einander an. So entstanden die Universitätsnationen. In Bologna waren zuletzt gleichsam zwey Universitäten; Ultramontaner und Citramontaner, das heißt, italienische und nicht italienische Studenten. Die Landsmannschaften oder Nationen hatten das Recht, den Rector der Universität zu wählen, der große Vorrechte, und eine so ausgezeichnete Würde besaß, daß sein Ansehn schon allein hinlänglich war, allen bedeutenden Unruhen, die sich unter einem so großen Menschenhaufen hätten ereignen können, vorzubeugen.

Irnerius und dessen Schüler nennten sich selbst Doctoren der Rechte, und wurden auch von andern so genennt, weil sie wirklich Lehrer der Rechtswissenschaft vorstellten. Ruhm,

An

Ansehn, und Reichthum derselben, zogen viele Jünglinge von Fähigkeiten zum Studium der Rechte hin. Die Rechtslehrer zu Bologna erlangten das Recht, alle praktischen Juristen in ihrer Stadt zu prüfen, und ihnen also gleichsam die Befugniß, ihre Wissenschaft in Ausübung zu bringen, zu ertheilen. Anfangs verlieh blos der Lehrer diese Befugniß, die man auch die Doctorwürde nennte. Diejenigen Doctoren, welche wirklich Lehrer abgaben, nennten sich Professoren und Magistri. Aber schon vor dem Jahre 1200 klagte man über die verschwenderische Ertheilung der Doctorwürde.

So wie Salerno in der Arzneywissenschaft, Bologna in der Rechtsgelahrtheit, die vornehmste hohe Schule vorstellte, so behauptete Paris in Ansehung der Theologie die erste Stelle. Der Ursprung der dasigen Universität ist nicht mit Gewißheit bekannt. Es war hier schon lange eine berümte Schule, die manchen großen Mann zum Lehrer hatte. Unter ihnen zeichnete sich besonders Abälard aus, den seine Schüler so ausserordentlich bewunderten und verehrten, daß sie ihm überall,

sogar

sogar in eine schreckliche Einöde nicht weit von Troyes in Champagne, nachfolgten. Abälards häufige und lange Abwesenheit von Paris war Ursache, daß die Zahl der dasigen Studierenden sich sehr verminderte. Damahls lehrte man, ausser der Theologie, nur noch die sieben freyen Künste. Einer der berühmtesten Lehrer der erstern war Peter Lombard, der Paris zum Sitze der vornehmsten hohen Schule in der Theologie erhob. Die Anzahl der Studierenden stieg nun auf viele Tausend. Unter ihren Lehrern befanden sich aber auch die größten Männer in der Philosophie, Theologie und Rechtswissenschaft. Fast jeder verdienstvolle Lehrer und Schriftsteller wurde aber auch zum Bischof, Erzbischof und Cardinal erhoben. Viele Fürsten, ja selbst Fürstinnen, machten sich ein Vergnügen daraus, die Wissenschaften zu befördern. Die Könige Ludwig VII und Philipp Augustus ertheilten der hohen Schule zu Paris besondere Vorrechte, die den Vorrechten der bolognesischen Universität ähnlich waren, und Philipp Augustus gab ihr (1200) schon eine feyerliche Bestätigung derselben. Die Studierenden hatten im Ganzen genommen

men die Vorrechte der Geistlichen; sie waren daher von allen Diensten und Abgaben befreyt. Päbste und Könige wetteiferten, ihre Vorrechte und Freyheiten zu vermehren.

Schon um die Mitte des 12ten Jahrhunderts theilten sich auch die Studierenden der hohen Schule zu Paris in Landsmannschaften, oder Nationen, ab. Zuletzt waren derselben vier, und ihre Vorsteher oder Procuratoren wählten den Rector. Dieser behielt seine Würde anfangs nur einen Monath, hernach ein Vierteljahr. Sein Ansehn war so ausgezeichnet groß, daß ihm der Erzbischof zu Paris nachstehen mußte. Seine vornehmste Einnahme bestand in einer Abgabe, die von allem nach Paris gebrachten Pergament entrichtet wurde.

Anfangs bezeichnete man mit dem Worte Facultät eine einzelne Wissenschaft. In der Folge bedeutete es die Hauptlehrer derselben, die gleichsam eine Zunft oder Innung ausmachten. Zuerst entstand zu Paris (um 1267) die theologische Facultät; hierauf folgte die des geistlichen Rechts und der Arzneywissen-

schaft

schaft. Die Erlaubniß, Vorlesungen zu erhalten, war nicht leicht zu bekommen, und dennoch wurden die ersten Lehrer der ältesten Universitäten von niemand berufen, und sie erhielten also auch keine Besoldung. Ihren Unterhalt verschaffte ihnen also das Honorar. In Bologna war es sehr verschieden. Es wurde deswegen unterhandelt, und es mußte, wenn sich kein Bürge fand, voraus bezahlt werden. Dem, der nicht bezahlte, wurden die Bücher und andre unentbehrliche Dinge, weggenommen. Da die Zahl der Studenten so groß war, so konnten Professoren, die einen vorzüglichen Beyfall erhielten, sehr leicht zu einem großen Vermögen gelangen. Die Professoren verdienten aber auch mit Bescheiden, Rechtshändeln, Promotionsgebühren u. dergl. vieles Geld. Die Professoren zu Bologna zogen die Miethe von vielen Häusern, ja ganzen Straßen, die sie den Studierenden einräumten. Als man in der Folge mehr Universitäten anlegte, so konnte man die Lehrer der ältern blos durch große Besoldungen, und andre Vortheile, herbeyziehen. In dieser Lage befand sich der Kaiser Friedrich II, als er die Universität zu Neapel stiftete. Anfangs

fangs nahm man die Professoren auf wenige Jahre, auf ein, ja gar nur auf ein halbes Jahr, in Dienst. Je größer die Zahl der Universitäten wurde, um so mehr verminderte sich der Haufe derer, die auf einer hohen Schule beysammen lebten. Das Honorarium fiel nun weniger ergiebig aus; aber auch die Besoldungen wurden im 15ten Jahrhundert unrichtig ausgezahlt. Der Hauptfond der Universität zu Paris waren die Pfründen, die man den Lehrern und Schülern ertheilte.

Die Menge der Lehrer und Lernenden zu Paris war zu den Zeiten des Königes Philipp Augustus so groß, daß man ihretwegen die Stadt erweitern mußte, und der neugebaute Theil erhielt daher den Nahmen der Universität. In der Folge kauften die Nationen Häuser, um für ihre Lehrer Hörsäle zu bekommen. In diesen saßen die Studenten nicht etwa auf Stühlen oder Bänken, sondern auf dem mit Stroh belegten Boden. Die Seltenheit und der theure Preis der Wohnungen veranlaßte die Fürsten, Collegia zu stiften, in welchen eine bestimmte Anzahl von Studierenden, unter der Aufsicht von einem oder

mehrern

mehrern Vorstehern, entweder ganz frey unterhalten wurden, oder doch wenigstens für die vornehmsten Bedürfnisse Geld erhielten. Dieß waren Stipendien. Anfangs ließ man blos solche, die in den Collegien wohnten, an dem in denselben ertheilten Unterricht Antheil nehmen; in der Folge dehnte man diese Erlaubniß aber auch auf andre aus.

Jemehr junge Leute auf einer Universität beysammen waren, um so lauter mußte sich der jugendliche Muthwille äußern. Unter den Studierenden zu Paris fielen so häufig blutige Schlägereyen vor, daß man ihnen (1218) alles Tragen der Waffen, bey der Strafe des Bannes, untersagen mußte. Die Studenten stürmten die Häuser und brachen die Thüren ein, um Frauen und Mädchen zu entführen. In dem untern Stockwerke vieler Häuser, wo oben Hörsäle waren, traf man liederliche Mädchen an. Die öftern Feste der akademischen Jugend waren mit schändlichen Tänzen, gefährlichen Spielen, und blutigen Gewaltthätigkeiten, selbst in den Kirchen, und vor den Altären, begleitet. Es gab unter den Studenten des 15ten

Jahr-

Jahrhunderts Gesellschaften von Mördern und Räubern.

Die Lehrart der Vorlesungen war von der jetzigen sehr verschieden. Die Theologen lasen über die h. Bücher, die Juristen über die Pandecten, die Mediciner über den Hippokrates, Galenus, Aristoteles. Die unverständlichen Stellen dieser Schriftsteller wurden durch die Erläuterungen der Professoren oft noch unverständlicher gemacht. Schon im 12ten Jahrhundert hatte man Auszüge aus den größern Werken, die bey den Vorlesungen zum Leitfaden dienten. Aus den Glossen (Randanmerkungen) und Auszügen entstanden weitläuftige Commentarien, über welche man zuletzt die zum Grunde gelegten Werke vergaß. Das Dictiren der Professoren war so gewöhnlich, daß es selbst Verbothe der Landesherren nicht abschaffen konnten.

Seitdem die Arzneywissenschaft, so wie die Rechtsgelahrtheit, ihren Verehrern Reichthum und Ehre verschafften; seitdem die Fürsten und Staaten anfingen, gute Aerzte und Juristen den tapfersten Rittern in Ansehung

der

der Belohnung vorzuziehen; seitdem widmeten sich diesen Wissenschaften viele Männer und Jünglinge aus den edelsten Familien, und dieß beförderte die schönere Entwickelung des menschlichen Geistes. Indessen blieb der größte Theil der Fürsten und des Adels noch ungebildet, da bis ins 15te Jahrhundert nur Geistliche, oder ganz ausgezeichnete Köpfe aus dem weltlichen Stande, studierten. Die berühmtesten Gelehrten und Geschäfftsmänner des 13ten und 14ten Jahrhunderts waren fast alle aus dem niedrigen oder mittlern Stande.

Ausser den Brodwissenschaften, wurden nur wenige gelehrte Kenntnisse auf den Universitäten dieses Zeitalters vorgetragen. Bis um die Mitte des 12ten Jahrhunderts las man die lateinischen Schriftsteller des Alterthums fleißig, und es gab daher auch manchen Gelehrten, der sich in der Sprache des alten Roms sehr gut ausdrückte. Seitdem aber das Studium der Rechtsgelahrtheit und der Arzneywissenschaft auf den hohen Schulen herrschend wurde, seitdem hielt man denjenigen, der die alten Schriftsteller studierte,

für

für einen sinnlichen Klotz; seitdem spottete man denjenigen, der sich der Muse der Geschichte und Dichtkunst widmete. Die Grammatik und Rhetorik, worunter man die jetzige Philologie begriff, wurde daher fast gar nicht auf den Universitäten vorgetragen. Vorlesungen über Physik, Naturgeschichte, Botanik, über die meisten Theile der Mathematik, über Geschichte, Staatskunst, Oeconomie u. s. w. waren daher ganz unerhört; Moral wurde nur zuweilen gelehrt; Natur- und Völkerrecht waren kaum dem Nahmen nach bekannt. Auch das, was man von den übrigen Wissenschaften lehrte, schmolz in unvollständige Auszüge zusammen. Die Schulgelehrsamkeit wurde immer unbrauchbarer. Facultätenzwang, und übertriebene Prüfungen, hemmten den Fortgang der wissenschaftlichen Aufklärung. Auf der Universität zu Padua bildeten sich endlich (seit 1450) viele berühmte Wiederhersteller der alten Literatur, bildeten sich die meisten Philosophen, Aerzte und Mathematiker des 15ten Jahrhunderts. Padua erhob sich daher über alle ältern hohen Schulen.

Ein großes Hinderniß des Studierens gaben aber die Erpressungen der Päbste und der Könige ab, die sie sich gegen Stifter und Klöster erlaubten. Diese wurden dadurch in so dürftige Umstände versetzt, daß selbst Domherren und Bischöfe zu Bettlern wurden, und daß es ihnen also auch an den Mitteln fehlte, ihre jungen talentvollen Mitglieder studieren zu lassen. Ein mächtiges Hinderniß der wissenschaftlichen Aufklärung durch die Universitäten waren die Lehrer aus dem Orden der Dominicaner und Franciscaner. Diese bezeigten anfangs so vielen Eifer für den Unterricht, daß man ihnen nicht genug Lehrstellen anvertrauen konnte. In der Folge schadeten sie aber den Wissenschaften durch die vielen guten Köpfe, die sie ihnen entzogen, durch den Aberglauben, den sie verbreiteten, durch die Inquisitionsstrenge, mit der sie aufgeklärte Männer verfolgten. Eben diese Dominicaner und Franciscaner führten auch ein großes Sittenverderbniß unter den Studierenden ein. Da sie selbst Bettelmönche waren, so war es sehr natürlich, wenn sich auch die Studenten auf das Herumziehen und Betteln legten; wenn sie sogenannte fahrende Schüler

ab-

abgaben. Diese großen und kleinen Bacchanten (so nennte man sie gleichfalls) erschienen, besonders in Deutschland, sogar mit päbstlichen Bullen versehen, um nicht nur zu betteln, sondern auch zu lehren, zu wahrsagen, zu zaubern, und — wenn sich eine gute Gelegenheit darboth — zu stehlen.

Durch die elende Beschaffenheit des Schulwesens wurde Gerhard Grote (st. 1384), von Utrecht, der sich in Paris zum Meister der Künste gebildet hatte, und nun zu Utrecht und Aachen Canonicus war, so gerührt, daß er, um diesem Mangel abzuhelfen, in seinem väterlichen Hause eine Unterweisungsanstalt anlegte, in welcher, ausser dem Lesen, dem Schreiben und den Andachtsübungen, auch Handarbeiten getrieben wurden. Diese Anstalt fand bey dem Publicum einen so großen Beyfall, daß der Stifter bewogen wurde, ihr die Einrichtung eines geistlichen Ordens nach Augustins Regel zu geben. Dieser Orden, dessen Mitglieder sich Hieronymianer, Gregorianer, Brüder des gemeinsamen Lebens, auch die guten Brüder, nennten, legten nun viele Gymnasien und Volksschulen an, die sich

auf der einen Seite durch die Niederlande bis nach Artois, auf der andern, durch Westphalen, Niedersachsen und Obersachsen, bis nach Pommern, Preussen und Schlesien, ausbreiteten, und dem Schulen-Unterricht eine sehr verbesserte Gestalt gaben. Sie machten sich besonders um die Wiederherstellung der alten Literatur sehr verdient. Thomas von Kempis, von Kempen in Oberyssel, einer ihrer ersten Zöglinge, bewirkte durch seinen Rath, daß mehrere Mitglieder dieses Schulordens nach Italien reiseten, um sich daselbst mit dem Studium der Alten bekannt zu machen. Die Alten wurden seitdem auf ihren zahlreichen Gymnasien, deren einige auf 1000 Schüler zählten, sehr fleißig gelesen. Die Bekanntschaft mit den griechischen Classikern wurde aber hauptsächlich durch die Anstalt zu Florenz befördert, in welcher Lorenz von Medici, durch gebohrne Griechen und durch Italiener, in der griechischen Sprache Unterricht ertheilen ließ. *)

Während daß die Schulen im Abendlande eine höhere Stufe der Vollkommenheit erstiegen

*) Oben S. 38.

gen, sanken die Unterweisungsanstalten des Morgenlandes immer tiefer. Seit dem 11ten Jahrhundert hörten die jüdischen Schulen des Orients völlig auf, und ihre Lehrer wanderten nach Spanien, wo sie zu Sevilla, Cordua, Granada, Toledo neue Institute anlegten. Zu Cordua war auch eine noch immer sehr berühmte hohe Schule der Araber. In Asien gab es zu Bagdad eine Akademie, deren Einkünfte sich jährlich auch 150000 Ducaten beliefen, wo aber auch gewöhnlich 5 bis 6000 Studierende sich aufhielten. Im 13ten Jahrhundert erwarb sich die medicinische Schule zu Damaskus einen großen Ruhm. In ausgezeichnetem Ansehn standen auch die arabischen Schulen zu Kufa und Bassora in Irak Arabi, zu Bocchara in der Bucharey, zu Marocco, Fes und Tunis auf der nordlichen Küste von Afrika. Auf die griechischen Schulen in Constantinopel, und an andern Orten, hatte die türkische Herrschaft einen nachtheiligen Einfluß.

Bibliotheken waren bey den Schulen von jeher ein unentbehrliches Hülfsmittel. Zu Constantinopel dachte man wenig daran, neue Bü-

Büchersammlungen anzulegen, oder die alten zu erweitern. Die öftern großen Feuersbrünste hatten manchen schönen Bücherschatz verzehrt; und manchen vernichteten die unliterärischen Osmanen. Die Araber hatten bey allen ihren Schulen Bibliotheken, die zum Theil sehr ansehnlich waren. Nur allein in Spanien gab es 70 öffentliche Bibliotheken der Araber. Die zu Cordua soll aus 250000 Bänden bestanden haben, deren Verzeichniß 44 Foliobände ausfüllte.

Ungleich weniger zahlreich waren die Büchersammlungen im Abendlande. Die berühmte hohe Schule zu Bologna hatte anfangs nicht mehr, als 114 Bände. Die Bibliothek Karls V von Frankreich belief sich nicht höher, als auf 900 Bände. Der Pabst Nicolaus V sammelte auf 5000 Bände, die, nebst den Büchern Sixtus IV, zu der vaticanischen Bibliothek den Grund legten. Die angesehensten Gelehrten hatten nur einen kleinen Vorrath von Büchern. Es gab sogar Buchhändler, die nicht mehr als 20 Bände vorräthig hatten. Die Buchhändler, die man damahls Stationarii nennte, waren aber auch

weiter

weiter nichts, als Buchmäkler. Solcher Buchhändler gab es zu Paris (1323) acht und zwanzig, und es befanden sich unter denselben zwey Weiber. Jedes Buch, das sie ausgaben, mußte vom Rector, oder dessen Bevollmächtigten, erst durchgesehen werden, damit es im Publikum nicht uncorrect erscheinen möchte. Man gab die Bücher heftweise aus, und derjenige, der sie abschreiben wollte, bezahlte natürlich mehr, als derjenige, der sich mit dem Lesen begnügte. Gelehrte und Studierende, die kein Vermögen hatten, konnten große Werke weder lesen noch kaufen; schon im 13ten Jahrhundert vermachten daher edel denkende Männer Stiftern, oder hohen Schulen, ihre Bücher mit der Bedingung, daß sie dieselben armen Studenten unentgeldlich zum lesen geben sollten.

Den theuern Preis der Bücher verursachten aber nicht allein das Abschreiben, sondern auch das kostbare Pergament oder Papier, und die mit Goldblättchen belegten und illuminirten Abbildungen, mit welchen man die Bücher ausschmückte. Eine Sammlung von 114 Bänden, die der Kaiser Karl IV der

hohen

hohen Schule zu Prag schenkte, kosteten ihm 100 Mark. Ein einzig mäßig starkes, auf Pergament schön geschriebenes Buch konnte 100 bis 150 Thaler kosten. Für 1 Exemplar des Livius wurden 170 Goldgulden bezahlt. Daher wurde auch, ohne Pfand oder Bürgschaft, nicht leicht ein Buch verborgt, und in manchen Bibliotheken lagen die großen Bücher gar an Ketten. Wie wohlthätig zeigt sich also nicht die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche die Vervielfältigung der Exemblare eines Buches so erleichtert, und den Preis derselben so wohlfeil macht.

Man hatte, vor der Erfindung der Buchdruckerkunst, schon manches, was ihr den Weg bahnte. Man schnitt Buchstaben aus, um die Kinder mit dem Alphabet bekannt zu machen. Man hatte Münzen mit erhabener Schrift, die sich einmahl zufällig abdrucken konnten. Man hatte Stempel zu Monogrammen, die man zur Unterzeichnung der Urkunden brauchte; man hatte ganze Titel der Kaiser, die buchstabenweise ausgeschnitten, und mit Farbe abgedruckt waren. Man hatte endlich schon längstens Holzschnitte mit Figuren

ren, Zahlen, Wörtern. Wie leicht war von diesen der Uebergang zu ganzen Seiten eines Buches im Holzschnitte?

Einer der ersten, der damit einen Versuch machte, war Lorenz Köster, oder eigentlich Janszon zu Harlem, der, wie man sagt, anfangs ganze Seiten eines, vermuthlich nicht großen, Buches in Holz schnitt. Janszon merkte aber, wie man sagt, sehr bald, daß es rathsamer wäre, die Wörter aus geschnitzten hölzernen Buchstaben zusammenzusetzen, die man in der Folge wieder zu einem andern Werke brauchen könnte. Sein erstes Werk, das er auf diese Art druckte, war ein Horarium, das ist, ein Alphabet, ein Vaterunser, der Glaube, verschiedene Gebethe u. s. w.

Janszons Erfindung bildete Johann von Sorgenloch, genannt Gänsefleisch zu Guttenberg, der aus einem ritterlichen Geschlechte zu Maynz abstammte, weiter aus. In Straßburg, wo er sich von 1424 bis 1445 aufhielt, druckte er (seit 1435) Bücher mit Formen, die aus geschnitzten, beweglichen, ein-

einzelnen, durch Wirbel zusammengehaltenen Lettern zusammengesetzt waren. Weil er mit den Erben eines seiner Gehülfen in einen Proceß gerieth, und weil es ihm an Vermögen fehlte, die neuerfundene Kunst zur Vollkommenheit zu bringen, wendete er sich wieder nach Maynz. Hier vereinigte er sich mit Johann Fust (Faust) einem Goldarbeiter, der, wie man vermuthet, auch schon mit ausgeschnittenen hölzernen Formen gedruckt hatte. Faust machte sich verbindlich, dem Guttenberg für die Aufsicht über die Druckerey nicht nur jährlich 300 Goldgulden zu bezahlen, und ihm noch andre Vortheile zu gönnen, sondern ihm auch 1600 Goldgulden für 6 Procent vorzuschießen. Kaum waren jedoch (1455) von einer lateinischen Bibel einige Bogen abgedruckt, als zwischen Guttenberg und Faust ein Streit entstand, der von den Gerichten zu des erstern Nachtheile entschieden wurde. Faust, der die Druckerey für seine Forderung behielt, trieb sie nun, in Verbindung mit seinem Schwiegersohne Peter Schoiffer (Schäffer) von Gernsheim, seinem ehemaligen Diener, der schon in Paris als Bücherschreiber gelebt

hat-

hatte. Dieser erfand die Matrizen, und das Abgießen der Lettern, imgleichen das dazu allein taugliche Metall, und die Firnißschwärze. Nun wurde die erste lateinische Bibel in drey Foliobänden vollendet. Hierauf erschien (1457) ein Psalter mit dem Nahmen der Drucker und des Druckortes. Die Kunst war im Grunde damahls schon so weit als jetzt gediehen. Man behandelte sie einige Jahre als ein Geheimniß, und verkaufte die gedruckten Bibeln für Handschriften. Als aber (1462) bey einer Fehde zwischen zwey Herren, die auf die Würde eines maynzischen Erzbischofs Anspruch machten, die Stadt Maynz überrumpelt wurde, so zerstreuten sich mehrere Arbeiter, die man in dieser Druckerey gebraucht hatte, und wanderten nach Italien und Frankreich. Doch schon ein Jahr vorher war die neuerfundene Kunst zu Bamberg und Nürnberg bekannt. Dieß beweisen mehrere im Jahre 1461 von Albrecht Pfister zu Nürnberg gedruckte Bücher. Rom erscheint 1467, Venedig 1469, Paris 1470 unter den Oertern, wo Bücher gedruckt wurden. In Italien druckte man mit schö-

ner

ner lateinischer Schrift, in Deutschland mit der eckigen Mönchsschrift.

Je mehr man Bücher druckte, um so mehr brauchte man Papier oder Pergament. Wie gut war es daher, daß man das wohlfeile Leinenpapier machen lernte. In den Ländern, wo die Araber herrschten, oder wo sie hinkamen, hatte man Papier, welches aus Lumpen von baumwollenen Zeugen verfertigt wurde. Man machte es in Spanien und Italien bald nach, und von hier kam es auch in andre Länder. In der Folge mag man in Ländern, wo man Leinwand webte, erst Abgängsel von derselben mit baumwollnen vermischt, und endlich ganz leinene Lumpen gebraucht haben. Die erste Erscheinung des Lumpenpapiers fällt in Deutschland nicht lange nach dem Anfange des 14ten Jahrhunderts. Die Verfertigung desselben wurde anfangs als ein Geheimniß behandelt. Man brauchte zur Zermalmung der Lumpen erst Handmühlen; doch gab es in Italien schon 1340 eine Papiermühle, und 1390 war bey Nürnberg bereits eine Papiermühle mit einer Stampfe vorhanden.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Rittergeist. Turniere. Liebeshöfe. Irrende Ritter. Einfluß des Ritterwesens. Verfall desselben.

Auf die Sitten und die Sittlichkeit der Europäer bewies unstreitig nichts einen mächtigern Einfluß, als der Geist der Ritterschaft, der seit den Zeiten der Kreutzzüge sich immer mehr entwickelte *), der seit der Zeit immer mehr zum guten Tone gehörte. Der muthvolle, an kühne Unternehmungen gewöhnte Ritter, der in Palästina mit den Türken sich herumgeschlagen hatte, zog in Europa gegen die Ungläubigen, und gegen diejenigen zu Felde, welche die den Damen schuldige Ehrerbiethung aus den Augen setzten. Wie geschah

*) Theil VI, S. 411. u. f. w.

schah es aber, daß die Damen zu dieser für den Ritter so hohen Würde gelangten? Die Damen, die schon durch das Christenthum sich unvermerkt zum Range des männlichen Geschlechts erhoben hatten, die stiegen in den obern Ständen bis zu einer gewissen Art von Heiligkeit empor. Das eingezogene Leben der Frauen und Mädchen während der Abwesenheit der Männer und Väter; ihre seltene Theilnahme an den Gesellschaften der Mannspersonen; ihre seltene, vorbereitete und feyerliche Erscheinung; ihr Bestreben, dem männlichen Geschlechte in den Tugenden nachzueifern; in der Sittsamkeit, Häuslichkeit, Sitten-Reinigkeit, Zucht und Ordnung sich auszuzeichnen, mußte ihnen in den Augen der jungen, feurigen Ritter einen um so größern Werth geben, je weniger dieselben zur Entdeckung ihrer Schwächen Gelegenheit hatten. Eben diese Damen befanden sich aber in der Gefahr, auf ihren Burgen vom Räuberadel belagert, überfallen und gemißhandelt, oder gar als Beute, als Geiseln, weggeführt zu werden. Selbst die vornehmsten Prinzessinnen waren vor Entführungen nicht sicher. Der Verehrer eines Fräuleins,

das

das sich in Gefahr befand, seine Freyheit und Unschuld zu verlieren, both alle seine Kräfte, allen seinen Muth auf, um die angebetete Schöne von dieser Gefahr zu befreyen. Er eilte der entführten Dame nach; er ließ sich mit ihrem Räuber in einem entscheidenden Zweykampf ein; er zerstörte das Raubschloß, aus dem derselbe ausgegangen war. Allmählig wurde es eine der ersten Pflichten der Ritter, die Unschuld in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen.

Seit Gregors VII Eheverboth für die Geistlichen, durften viele Ritter nicht mehr heyrathen. Für andere wurde die eheliche Verbindung durch Stand, Alter, Vaterland, und Lehnsordnung sehr gehindert. Manche zärtliche Herzen trennte die Strenge der kirchlichen Gesetze. Mancher Ritter hatte, bey der Erreichung seines feurigen Wunsches, mit großen Aufopferungen und Beschwerden zu kämpfen. Alles dieß trug dazu bey, die Liebe in ein glühendes Spiel der Phantasie zu verwandeln, und die Töne der Liebessprache überirdisch-fein zu stimmen.

Galan-

Galanterie und Liebe war jetzt gleichsam die Seele der Ritterschaft, die den Ritter überall hin begleitete. Aus den schönen Händen der Dame empfing der Ritter seine Lanze, empfing er die Belohnung seiner Tapferkeit; das Bild der Dame befand sich auf seinem runden Schilde; ihre Leibfarbe zierte seinen Waffenrock; ihr Wahlspruch war auf seinem Helm eingegraben; ihr Nahme diente ihm in der Schlacht zur Losung. Der geringste Zweifel über ihre Schönheit, über ihre Tugend, gab zur Herausforderung, zum blutigsten Kampfe, Veranlassung. Oft erschienen zwey Ritter vor der Fronte der beyden einander gegen überstehenden Heere, um den Vorzug ihrer Damen durch den Zweykampf zu entscheiden. Zuweilen überließen sie sich dieser Entscheidung selbst im Getümmel der Schlacht, oder des Sturmes. Die übrigen Krieger gaben alsdenn ruhige Zuschauer ab. In Gesellschaft gewährte nichts dem Ritter eine angenehmere Unterhaltung, als Liebe, als Galanterie. Galanterie verwebte sich in jede Handlung, in jede Rede des Ritters. Die daraus fließende Ehrerbiethung für die Damen äusserte sich in den übertriebensten

Schmei-

Schmeicheleyen. Die Herren fanden kaum Ausdrücke genug, die Schönheit und Tugend ihrer Damen recht verschwenderisch zu loben. Sie pflichteten allen Meynungen derselben, und wenn sie noch so albern waren, sclavisch bey. Sie ertrugen alle Kränkungen ihrer Göttinnen, und wären sie auch noch so launig und schlimm gewesen. Von der Dame seines Herzens nahm der Ritter, wenn er ins Feld zog, zärtlich Abschied, von ihr empfieng er seine Anweisung zur Tapferkeit, und zu andern ritterlichen Tugenden.

Aber bey keiner Gelegenheit zeigte sich der Einfluß der Damen auf das Ritterwesen so in die Augen fallend, als bey dem Turniere. So wie schon die Frauen der alten Germanier ihre Männer bewaffnen und entwaffnen halfen, und dem schlachtgetümmel beywohnten, so wurden junge Ritter, nach ihrer feyerlichen Aufnahme in den Orden, von edlen Frauen und Jungfrauen entwaffnet, so wurden sie zum Kampfe gerüstet. Es war eine der vornehmsten Ritterpflichten, die Ehre der Damen, weder durch Thaten noch durch Worte, zu kränken. Daher wurden die

Wappen und Helme derer, die zum Turniere zugelassen zu werden wünschten, und die man vorher zur Schildschaue in einer Kirche aufgehänkt hatte, von den Damen, in Gesellschaft der Turnierkönige oder Kampfrichter, untersucht. Berührte eine Dame das Wappen ihres Beleidigers, so unterwarf sie denselben einer fürchterlichen Untersuchung, so setzte sie ihn der Gefahr aus, von den übrigen Rittern und Knapen so lange gewaltig durchgeprügelt zu werden, bis er mit lauter Stimme die Dame um Gnade bath, und Besserung versprach. Doch es gab Damen-Ritter, deren Pflicht es war, die zu Hartgestraften in Schuz zu nehmen. Sie bewirkten dieß durch einen auf eine Lanze gesteckten, mit goldenen Franzen gezierten Schleyer, den sie auf den gemißhandelten Ritter herabneigten. Alle Reden und Formeln die dabey vorkamen, waren genau vorgeschrieben.

Bey dem Turniere selbst hatte alles auf die Damen, und vornehmlich auf die Dame des Herzens, Beziehung. Die dem Turniere entgegen gehenden Ritter, die, unter dem Schalle von Pauken, Trompeten und

andern

andern musikalischen Instrumenten, mit ihren Knapen, in einem langsam feyerlichen Zuge, anrückten, stellten Diener oder Sclaven der Liebe vor. Die Damen führten sie an kleinen Ketten, an kostbaren Bändern, die an dem Kopfriemen der Pferde befestigt waren, bis an die Schranken, oder wohl gar bis auf den Kampfplatz. Schleyer, Scherpe, Armband, Feder, waren lauter Zeichen und Denkmähler der Liebe, gleichsam heilige Talismane, deren Verlust die angebetete Dame bald wieder ersetzte. Von seiner Dame erhielt der Ritter auch die Parole. Nach geendigtem Kampfe empfieng er aus ihren Händen einen Lorbeerkranz, empfieng er den Dank, das ist, den Preis seiner Tapferkeit. Von ihren schönen Lippen empfieng er den Kuß der Dankbarkeit. Von ihren zarten Händen wurde er nach dem Turniere entwaffnet, und mit den prächtigen Feyerkleidern angethan, auch wohl gar bey der Tafel bedient. Das Benehmen, und die Reden des durch die Gunst seiner Dame beschämten Ritters, waren gleichsam durch Formulare bestimmt.

Die Galanterie der Ritter brachte die sogenannten Liebeshöfe hervor, die vom 12ten bis zum 14ten Jahrhundert herrschend waren. Sie gehörten zu den Erfindungen der Troubadours; daher traf man sie auch am meisten in der Provence an. Den Vorsitz in denselben führten Könige, Fürsten, oder auch berühmte Prinzessinnen, und es gab bey ihnen alle Diener und Beamten, die man bey den Parlamentern antraf. Vor diesen Liebeshöfen oder Gerichten wurden nun über die Klagen von Liebenden, über die Rechte von Männern und Weibern, und Geliebten, Urtheile gefällt. Sie gaben aber zugleich eine Liebes-Akademie ab, in welcher man über das Wesen und die Aeusserungen der Liebe, über die Vollkommenheiten und Mängel der Schönen, über die Rechte, Verbindlichkeiten und Aufopferungen der Liebenden, scholastisch-spitzfindige Untersuchungen anstellte. Antithesen und Wortspiele kamen dabey in Menge vor. Karl VI von Frankreich hielt (1380) einen solchen Liebeshof, der völlig eben so wie ein andrer Hof eingerichtet war, und an welchem Doctoren der Theologie, Domherren und andre Geistliche, Antheil nahmen.

men. Aber während daß man über die Liebe schwärmte, benahm man sich gegen das Frauenzimmer (freylich durfte es nicht die Dame des Herzens seyn) oft sehr wollüstig. Daher kommen in den Gedichten der Troubadours die schmutzigsten Ausspielungen und Scherze vor. Fast gehörte es zur Gastfreundschaft der Ritter, daß sie, oder ihre Gemahlinnen, den edlen Gästen ein hübsches Mädchen zum nächtlichen Zeitvertreibe übergaben. Die Ritter nahmen zuweilen mehrere Mädchen mit auf die Jagd. Ritter und Knapen, Frauen, und Jungfrauen, stifteten auch wohl verliebte Brüderschaften oder Orden. Hier war die Liebe die Gottheit, die Verpflichtung gegen dieselbe der Gottsdienst. Die meisten Mitglieder eines solchen Liebesordens erstarrten während eines Winters, weil sie der strengen Kälte durch die dünnsten Gewänder, die leichtesten Decken, und die standhafteste Entbehrung aller Ofen- oder Kaminhitze, Trotz bothen.

Die Raserey der Rittergalanterie äusserte sich besonders auch bey den fahrenden oder irrenden Rittern. War im Vaterlande Frie-

de,

de, so zog der muthige, nach Kampf und Abentheuer sich sehnende Ritter in eine andre Gegend, besonders in eine solche, wo ein wichtiger Krieg geführt wurde. Er zog einzeln, oder in einer Waffenbrüderschaft, dahin. Diese kriegerischen Wallfahrten kamen so häufig vor, daß sie die Monarchen durch Gesetze einschränken mußten. Die auswärtigen Ritterzüge wurden sogar in den Statuten der Orden verbothen. Aber auf Abentheuer auszureiten, schmeichelte dem Geiste der Ritterschaft von jeher zu sehr, als daß diese Sitte so leicht hätte unterdrückt werden können. Am liebsten kämpfte man mit den Mohamedanern. Am Ebro und Tajo machten die französischen Ritter Bekanntschaft mit den Arabern, die von jeher rohe Tapferkeit mit einer Art von Galanterie verbanden. Der arabische Abentheuergeist verpflanzte sich, durch die Kreuzzüge genährt, immer weiter. So entstanden die irrenden Ritter, die nicht immer auf unbestimmte Abentheuer ausgiengen, sondern auch zuweilen in bestimmten Gegenden sich Ruhm und Ehre zu erwerben suchten. Sehr oft forderte sie die Rettung der Unschuld, der Befehl ihrer Dame, zu einem solchen

chen Ritterzuge, auf. Diese herumziehenden Ritter stellten also gleichsam die Heroen des Mittelalters vor. Sie waren Nachkömmlinge und Nacheiferer der Ritter von der runden Tafel, die sich ausserordentlicher Vorrechte und Ehrenbezeigungen zu erfreuen hatten. Ueberall, wo sie hinkamen, waren sie willkommen. In den Städten standen besondre Häuser für sie offen. Jedes Ritterschloß war gleichsam ihr Eigenthum. Die Damen bedienten sie; andre Ritter hörten ihnen mit Bewunderung zu. Konnten sie kein Schloß, oder keinen andern Ort, erreichen, so legten sie sich in voller Rüstung unter einen Baum. Der Knape schoß ein Kaninchen, oder ein andres kleines Wild. Geld brauchten diese Ritter also wenig; doch versahen sie sich mit einigen Kleinodien, oder Goldstücken, um sich bessere Rüstung, Waffen, oder Kleider, anschaffen zu können. Manchmahl raubten und erplünderten sie ihre Bedürfnisse. Die verliebten irrenden Ritter giengen darauf aus, andre Ritter aufzusuchen, gegen die sie die Ehre ihrer Herzensdame verfechten könnten. Ihre grünende Jugend, ihre blühende Stärke bezeichneten

sie

sie durch die grüne Farbe ihrer Rüstun ihrer Waffen, und ihrer Kleidung. Meistens unternahmen sie ihren Ritterzug zur Erfüllung eines gewissen Gelübdes, das sie ihren Schönen abgelegt hatten. Eine solche Dame verlangte z. B. von ihrem Ritter die Bildnisse von 30 andern Damen, deren Verehrer er überwunden haben würde. Der Ritter zog aus, mit ihrem Bildnisse auf dem Schilde. Die andern Ritter wurden in dem höflichsten Ausdrücken zum Kampfe aufgefordert, und noch vor dem Verlaufe eines Jahres legte jener die gewünschten 30 Bildnisse zu den Füßen seiner Dame nieder.

Drey Jahrhunderte hindurch, vom eilften bis zum vierzehnten, befand sich das Ritterwesen in seiner Blüthe. Die größten Monarchen glaubten sich durch die Ritterwürde geehrt. Ein Friedrich I, ein Philipp August, ein Heinrich II, ein Richard Löwenherz, bothen ihr ganzes Bestreben auf, um sich die Ehre der vollkommensten Ritterschaft zu erwerben. Die Kreutzzüge dienten gleichsam zum Vereinigungspunkte der Ritter und des Rittergeistes, dem selbst die Türken ihre Bewun-

wunderung nicht versagen konnten. Schade, daß dieser Geist meistens in Syrien verbrauste, daß er sich so oft in Abentheuersucht, in romantische Charlatanerie, in lächerliche Galanterie verwandelte! Er bewirkte doch so viel Gutes! Durch ihn wurde die Fehdesucht eingeschränkt, das Kriegswesen mehr zur Kunst gebildet, und das Raubgesindel ausgerottet; durch ihn wurden die durch das strenge Lehnssystem getrennnten Menschen einander wieder näher gebracht; durch ihn wurde Welt- und Menschenkenntniß befördert; die Ritterpoësien, die der junge Adel seinem Gedächtnisse einprägte, die er oft absingen hörte, bildeten sein Herz, veredelten seine Denkart. Durch die Ritterschaft floß das Blut ganz verschiedener, weit getrennter Nationen, wieder in einander.

Auch auf die Gerechtigkeitspflege und Policey hatte das Ritterwesen einen wohlthätigen Einfluß. Der Ritter richtete über seine Standesgenossen und Vasallen, und selbst als Schiedsrichter der Könige und Fürsten, nach Billigkeit und Herkommen. Freylich kamen dabey noch Zweykämpfe, und andre Ordalien, vor.

vor. Die Turniere dienten zum Muster einer guten Policey-Einrichtung. Ort und Zeit wurden feyerlich angekündigt; man sorgte für Lebensmittel, Sicherheit, Bequemlichkeit; man sorgte recht ängstlich für die Erhaltung der Ruhe und Ordnung, für die Verhüthung alles Unglücks. Der edelste Theil der Ritterschaft machte sichs zur Pflicht, die Sicherheit der Straßen zu erhalten. Die Ritterschaft entwickelte und beförderte endlich auch Regenten-Tugenden; sie beförderte das Bestreben nach persönlichem Werth. Königswort galt bey manchem weniger, als Ritterwort; Ritterwürde wurde wohl gar für ehrenvoller, als die Königswürde gehalten. In mehrern Ländern stand die Burg des reichen Ritters dem ärmern Adel offen. Der dürftige junge Edelmann fand in derselben Erziehung und Belohnung. Nichts übertraf den Edelmuth, mit welchem der siegende Ritter seinen gedemüthigten Gegner behandelte. Nichts war rührender und standhafter, als die Freundschaft zwischen zwey Rittern.

Aber das so verehrenswürdige Ritterwesen gerieth seit dem 14ten Jahrhundert immer mehr

mehr in Verfall. Die Turniere, der vornehmste Schauplatz der ritterlichen Tugenden, sanken allmählig zum leeren Spiele des Zeitvertreibes, zum eitlen Waffegepränge, herab. Der Adel ließ sich durch die Pracht der Höfe in die Residenzen locken, wo sein Vermögen bald ein Opfer des Luxus wurde. Dennoch wurden der Ritter immer mehr, und die Ritterwürde gab nun eine Belohnung verdienstloser Hofedelleute ab. Bey jedem kleinen Feste wurden neue Ritter geschlagen; jedes Hofamt mußte ein Ritter bekleiden. Dennoch waren diese Ritter oft so arm, daß sie Jongleurs (Lustigmacher) abgaben. Vergebens bemühete man sich das gesunkene Ansehn der Ritterwürde durch neue Ritterorden wieder zu heben. Aber die Ritter setzten ihre Pflichten immer mehr aus den Augen. An der nachtheiligen Stimmung des Rittergeistes waren jedoch auch die Geistlichen Ursache. Durch seltsame und abentheuerliche Gelübde, durch die Vorspiegelung einer besondern Verdienstlichkeit des Kampfes für die Kirche, durch Ablaßverkündigungen, die alle Sittlichkeit vernichteten, pfropften sie dem Rittergeist einen mit seiner Würde im Wi-

der-

derspruche stehenden Aberglauben ein. Unbesonnenheit galt für Entschlossenheit, Prahlerey für Ruhm. Durch das herumschwärmende Leben der irrenden Ritter wurde der Geist oft nicht sowohl gebildet, als zum Abentheuerlichen und Romantischen gestimmt. Viele der edelsten Stämme wurden ein Opfer der herumirrenden Ritterschaft. Die Turniere arteten jetzt oft in so blutige Gefechte aus, daß man sie einschränken mußte.

Neuntes Buch.

Vom Columbus bis auf unsere Zeit, über 300 Jahre.

Erstes Kapitel.

Entdeckungen der Portugiesen auf der westlichen Küste von Afrika. Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung. Portugiesische Niederlassungen und Entdeckungen in Asien.

Mit der Entdeckung von Amerika öffnet sich eine ganz neue Welt. Von dieser Zeit an schließt sich das Menschengeschlecht in allen Erdtheilen fester an einander an; dem Europäer bleibt fast kein Land, keine Nation, mehr unbekannt; der Europäer verbreitet

breitet seine Thätigkeit, seine Industrie, nach allen Himmelsgegenden hin; seine Cultur erreicht eine hohe Stufe der Ausbildung, während daß die ungeheure Menge edler Metalle, die er andern Erdtheilen entreißt, während daß die mannigfaltigen Producte des Luxus, mit welchen er seine zahlreichen Flotten beladet, Reichthum und Ueppigkeit zum vornehmsten Gegenstande seines Wunsches machen. Ländereroberungen und Handelsspeculationen sind seitdem der Punkt, um den sich das europäische Menschengeschlecht herumdreht. Wie sehr ist aber durch die Kriege, durch die Länderentdeckungen, welche Folgen der Habsucht waren, unsere Länder- und Menschenkenntniß vermehrt, und der Umfang der Naturgeschichte und Naturkunde erweitert worden!

Die Begierde nach den herrlichen Waaren des entfernten Ostindiens war Ursache, daß die Europäer den Seeweg nach Asien fanden, daß sie Amerika entdeckten, daß sie in Asien und Afrika Colonien anlegten. Nach indischen Waaren sehnte man sich in Europa von jeher, und der Wege, sie zu bekommen,

gab

gab es im Mittelalter mehr als einen. Ein Hauptort für den indischen Handel war die Stadt Bassora, am Ausflusse des Tigers in das persische Meer. Von hier führten zwey Handelswege nach Europa. Der erste gieng, über den Tiger, durch Persien, über Tauris, durch Armenien, und über das schwarze Meer, nach Assow. Der zweyte führte, gleichfalls auf dem Tiger, über Bagdad, nach Tauris, wo man einen sehr reichen Markt für Gewürze, Perlen, Indigo und andre indische Waaren, antraf. Von Tauris giengen diese Waaren, auf Kameelen und andern Lastthieren, über Erzerum, Arzigan am Euphrat, nach Ajazzo, einem berühmten Hafen an der Küste von Kleinarmenien, wo man, eben so, wie zu Tauris, die indischen Waaren im Ueberflusse bekommen konnte. Ein dritter Handelsweg brachte dieselben, wahrscheinlich von Camboya auf der Halbinsel Guzurate, den Indus hinauf, durch Kandahar, die Bucharey, zu Lande, bis an den Gihon (Oxus), sodenn, zu Wasser, oder zu Lande, nach Astrachan, und durch das heutige Kaukasien nach Assow. Nach dieser Stadt hatten also zwey indische Handelswege ihre Rich-

tung.

tung. Von Assow führte aber auch ein alter Handelsweg nach China, der 11 bis 12 Monathe Zeit kostete, und über Astrachan, Kaptschack, Chowaresm, die Bucharey, die Mongoley, und Tangut, nach Kassai, einer berühmten Handelsstadt in China, führte. Von Assow und Ajazzo wurden die indischen Waaren durch die Venezianer und Genueser abgeholt, besonders zu der Zeit, wie sie wegen der türkischen Herrschaft in Aegypten von der Besuchung von Alexandrien sich scheuten. So wie aber der Seeweg nach Aegypten hierdurch erschwert wurde, so erfuhren die ehemahligen Landwege des Handels, durch die verwüstende Kriegszüge der Mongolen, eine schreckliche Zerrüttung, die sie, wenigstens auf lange Zeit, für Handelscarawanen unbrauchbar machte. Dieß erzeugte den Wunsch nach einem sichern Seewege, den man bald Afrika umschiffend, bald gerade nach Westen segelnd, aufsuchte. Hier kam man nach Amerika, und dort nach Ostindien.

Den Seeweg nach Ostindien fanden die Portugiesen *). Als es diesen, um die Mitte

des

*) Theil VIII, S. 79.

des 13ten Jahrhunderts, gelungen war, die Mauren aus ihrem Reiche zu entfernen, so setzten sie die eifrige Verfolgung der Ungläubigen auch ausser ihren Gränzen fort. Auf dem festen Lande in Spanien konnten sie, durch die castilische Macht zurückgehalten, ihre Eroberungen nicht weiter ausdehnen. Es blieb ihnen also nichts übrig, als die Feinde jenseits des mittelländischen Meeres aufzusuchen. Sie nahmen den Mauren Ceuta ab. Es gab aber, wie die Sage berichtete, auf der westlichen Küste von Afrika bisher unbekannte, reiche Länder. Diese schwebten der Phantasie des zu Sagres bey dem Vorgebirge St. Vinzent sich aufhaltenden Prinzen Heinrich besonders sehr lebhaft vor. Heinrich, ein großer Verehrer der mathematischen Wissenschaften, und der Schiffarthskunde, war, durch Nachrichten, die er von maurischen Handelsleuten in der Berberey, und von Juden, eingezogen hatte, von dem Gedanken, die westliche Küste von Afrika genauer untersuchen zu lassen, so begeistert, daß er der Verfolgung desselben die noch übrigen 40 Jahre seines Lebens widmete.

Bis um diese Zeit hatte man das Vorgebirge Non, auf der westlichen Seite des Königreiches Marocko, gleichsam als die Gränze der Schiffahrt an der westlichen Küste von Afrika betrachtet. Der Prinz Heinrich wagte es, ein Schiff, welches zwey von seinen Hofleuten führten, über dieses verschriene Cap hinausseegeln zu lassen. Ein heftiger Sturm schleuderte dieses Schiff nach den canarischen, diesem Vorgebirge gegen über liegenden Inseln.

Diese Inseln hatten schon vor 68 Jahren streifende Küstenbewohner Spaniens besucht, um die Einwohner derselben zu plündern, oder zu Sclaven zu machen. Der Pabst Clemens VI erhob sie (1334) zu einem Königreiche, daß er einem gewissen Ludwig de la Cerda, einem Abkömmlinge des castilischen Hauses, verlieh. Dieser besaß aber zu wenig Vermögen, um sie zu behaupten. Der König Heinrich III von Castilien überließ sie hierauf dem Baron Johann von Bethencourt, als ein Lehn von Castilien.

Jetzt ließen sich die Portugiesen auf diesen Inseln nieder. Zuerst (1418) besetzten

sie

sie die Insel Porto Santo; zwey Jahre hernach (1420) kamen sie auf eine menschenleere, mit Holz dick bewachsene Insel, die sie nach ihrem Zustande Madeira nennten. Sie legten für das schöne Holz Sägemühlen an, und pflanzten da, wo sie es ausgerottet hatten, sicilisches Zuckerrohr, und cyprische Weinreben. Erst späterhin (1432) wurden sie mit den ihrem Vaterlande näher liegenden Azoren (Habichtsinseln) bekannt. Diese bekamen seitdem erst Einwohner, und vornehmlich Flandrer, die der Herzog von Burgund dahin schickte; daher wurden sie auch die flandrischen Inseln genennt.

Die Schiffahrt der Portugiesen verrieth aber zwanzig Jahre lang noch immer viele Aengstlichkeit. So lange war es wenigstens, daß das Vorgebirge Bojador, an der Küste von Sahara, dessen schrecklich scheinende Felsenspitzen man nicht zu umseegeln wagte, die südliche Gränze der portugiesischen Schiffahrt bestimmte. Auch schreckte die Meynung der Alten, daß die Aequatorhitze tödlich sey, die Portugiesen von fernern Entdeckungsreisen an der afrikanischen Küste zurück. Endlich

(1440) wagten sie es aber doch, sich über dieses Vorurtheil hinauszusetzen. Sie lernten nun Schwarze mit krausen Haaren kennen, die sie als Sclaven nach Lissabon schickten. So keimte der schreckliche Negerhandel. Schon früher entdeckten sie die Insel Arguin, auf welcher sie eine Handelsgesellschaft errichteten. Die Portugiesen fuhren hierauf (1450) auch über das weiße Vorgebirge hinaus, bis zum Ausfluß des Senegals. Jetzt waren sie nicht weit mehr von dem grünen Vorgebirge, und den demselben gegen über liegenden Inseln, die sie (1456) nun auch kennen lernten. Endlich fanden sie (1462) die Küste von Guinea, und die Sierra leone. So weit wurden die Portugiesen, durch die Bemühungen des wißbegierigen Heinrichs, mit der westlichen Küste von Afrika bekannt!

Nach seinem Tode (1463) schien die Neigung der Portugiesen, ihre Entdeckungen auf der westlichen Küste von Afrika fortzusetzen, verschwunden. Alfons V, der Afrikaner, welchen der Plan, sich der castilischen Krone zu versichern, und in der Berberey Eroberungen zu machen, schon hinlänglich beschäfftigte, über-

überließ die Fortsetzung der afrikanischen Entdeckungen dem lissaboner Kaufmann, Ferdinand Gomez. Es entstand nun (1469) eine privilegirte Handelsgesellschaft für Guinea, die sich verbindlich machte, innerhalb fünf Jahren, 500 Meilen weiter südwärts zu fahren. Sie mußte ihren Wirkungskreis nach dieser Richtung zu erweitern suchen, weil es ihr, wegen der ältern Handelsgesellschaft für die Insel Arguin, nicht verstattet war, in der Nachbarschaft dieser, oder der Inseln des grünen Vorgebirges, zu handeln. Die Portugiesen wagten es hierauf (1471) über die Sierra leone hinauszuschiffen. Sie fanden nun die Goldküste, deren Besitz sie sich nicht allein durch Kreutze, Säulen und Innschriften, sondern auch durch das Fort St. Giorgio de la Mina, zu sichern suchten. Da der Kronprinz Johann seine meisten Einkünfte von diesen Entdeckungen zog, so wurden sie für ihn ein wichtiger Gegenstand der Aufmerksamkeit, und des Interesse. Man fand, jenseits des Senegals, kleine, unabhängige Negerstaaten, die Elfenbein, Gummi, Gold und andere herrliche Producte lieferten. Eine große Flotte, die sich (1484) über den

Aequa-

Aequator hinauswagte, kam bis an den Ausfluß des Zayre; bis zu den großen Staaten Benin und Congo. Dort fand man Pimento, welches, schon vor den Portugiesen, italienische Kaufleute aus Nordafrika holten, wohin es durch Carawanen, die durch das Land der Mandingos, und die Wüste (Sahara) giengen, gebracht wurde. Zwey Jahre hernach erreichten die Portugiesen endlich die südliche Spitze von Afrika.

Diese soll schon lange vorher bekannt gewesen seyn. Paul Toscanella, ein Florentiner (geb. 1397) soll dieses Vorgebirge schon gekannt und zum Wege nach Ostindien vorgeschlagen haben. Aber erst jetzt wurde diese Entdeckung benutzt. Die Portugiesen, welche Afrika anders fanden, als es ihnen beschrieben worden war, fiengen nun an, die Nachrichten von der phönizischen Umschiffung dieses Erdtheiles zu glauben. Bartholomäus Diaz, ein scharfsinniger, erfahrner, und entschlossener Seemann, widerlegte (1486) alle Zweifel wegen der Umschiffung von Afrika. Die portugiesischen Schiffer, bey welchen das südliche Vorgebirge erst Cabo tormentoso, Cabo

de Diavo (das stürmische, das Teufelsvorgebirge) hieß, wurden nun mit demselben so vertraut, daß sie es, weil es ihnen die schöne Aussicht nach Ostindien öffnete, das Vorgebirge der guten Hoffnung nennten.

Johann II, der indessen König geworden war, both, nach den Schätzen Ostindiens lüstern, alles auf, was ihm die Bekanntschaft mit demselben erleichtern konnte. Zwey Juden, die lange in Bagdad und Ormuz gelebt hatten, theilten ihm die genauesten Nachrichten von Ostindien mit. Damit noch nicht zufrieden, schickte Johann noch zwey Abgeordnete aus, um den Zustand des so hoch gepriesenen Landes genauer zu erkundigen. Diese reiseten, über Alexandrien, nach Kahirah, und von da, in Gesellschaft maurischer Handelsleute, nach Suez, wo sich Covillam, der eine von ihnen, einschiffte, und Aden, Goa, Calecut und andre Länder auf der Küste Malabar, kennen lernte.

Durch diese Berichte wurde Johann II bewogen, den neuen Seeweg um das Hoffnungsvorgebirge herum zur Fahrt nach Ostindien zu benutzen. Vasco de Gama, dem

er

er dieses auftrug, seegelte (1497) längs der östlichen Küste von Afrika hinauf, die bisher nur den Arabern bekannt gewesen war. Sie hatten daselbst verschiedene Staaten gestiftet, unter welchen sich Mosambike, Melinde, Brava, Quiloa und Sofala auszeichneten. Um diese Zeit beherrschte der Sultan von Quiloa fast die ganze Küste von Zanguebar. Die Portugiesen ließen sich zuerst zu Mombaza und Melinda nieder. Jährlich kamen nun Flotten von Lissabon, welche die Entdeckungen auf der östlichen Küste von Afrika fortsetzten. Peter Alvarez Cabral eroberte (1500) Quiloa, die Hauptstadt eines mächtigen maurischen Staates, auf der Küste Zanguebar; Albuquerque fand (1503) die Insel Zanzibar in der Nachbarschaft von Mombaza. Durch das Gerücht von seinen Gewürzen gelockt, suchte man (1506) die große Inseln Madagaskar auf, wo man aber nur etwas Ingwer, und dagegen wilde Neger, und mächtige, arabische Staaten, antraf. Die Portugiesen kamen nach Magadasho, einer berühmten Handelsstadt, deren Einwohner aus Sofala Gold und Elfenbein holten, das sie gegen indische Waaren vertauschten,

tauschten, die ihnen Kaufleute aus Aden und Camboya zuführten. Aus Aden, auf der Küste Ajan, vertrieb Albuquerque (1513) die Mauren. Hierdurch öffnete er den Portugiesen den Weg in das rothe Meer. Diese lernten nun (1520) auch Abessynien kennen, auf welches sie schon seit länger als 30 Jahren die Nachrichten ihrer Kundschafter aufmerksam gemacht hatten.

Zu Melinde verschafften sich die Portugiesen arabische Seeleute, die ihnen den Weg nach dem gerade gegen überliegenden Ostindien zeigten. Vasco de Gama landete (1498) auf der Küste Malabar. Die Portugiesen fanden hier die Reiche Calecut, Cochin, Craganor (Cananor) die Marktplätze für die feinern Gewürze, und andere ostindische Waaren; sie fanden auch Coulam und Travancor; sie drangen bis zu dem Gebirge Ghaut auf der Nordseite von Decan; sie schifften längs der ganzen Küste bis zum Meerbusen von Camboya. An Malabar gränzte damahls zunächst Canara (Bednur). Decan war schon ein mächtiger Staat, der sich bis zur Küste Koromandel erstreckte. Albuquerque eroberte (1510) die

die berühmte Handelsstadt Goa, die den Mittelpunkt der portugiesischen Herrschaft in Ostindien abgab. Im Reiche Camboya trafen die Portugiesen viele wichtige Handelsstädte, unter andern Surate, an. Sie fanden die Insel Salsette, die Festung Guzurate nicht weit von Diu, einer für den Handel mit Arabien und Persien sehr wichtigen Stadt. Sie trafen noch viele andre ansehnliche Städte an, die jetzt nicht mehr vorhanden sind. Sie lernten die Küste Koromandel nebst dem wohlangebauten Reiche Orixa, und (1518) einen kleinen Theil von Bengalen, kennen. Sie freuten sich über die feinsten baumwollnen Zeuge, über den Puderzucker, den Ingwer, die Seide, und andre schöne Producte dieser Länder. Die Inseln bey Vorder-Indien, die Lakediven und Maledíven, und die große Insel Ceylon, blieben ihnen nicht lange unbekannt. Auf der letztern ließen sie sich aber erst später (1517) nieder, und sie sicherten sich den Besitz derselben durch die Festung Colombo. Die Regenten der neun Staaten, unter welche die Insel damahls getheilt war, mußten ihnen Tribut von Zimmt und Edelsteinen liefern.

Die

Die Sehnsucht nach den Gewürzländern trieb die Portugiesen nach Hinterindien, wo sie (1511) Malacca eroberten. Sie fanden nun auch Neuguinea, mit einem besondern Staate, der ehedem unter der Herrschaft des Königes von Siam gestanden hatte. Von hier holten Araber, Perser, und andre vorderasiatische Nationen, Gewürze und chinesische Waaren ab. Die Portugiesen befanden sich nunmehr in dem so lange gewünschten Besitze des Gewürzhandels. Während der Zeit wurden sie auch mit Siam oder Tschudia, mit Pegu, und andern hinterindischen Reichen, bekannt. Von Malacca aus fuhren sie (seit 1516) nach China, welches damahls aus funfzehn verschiedenen Reichen bestand, und bereits durch die große Mauer gegen die Mongoley geschützt wurde. Die argwöhnischen Chineser erlaubten den Portugiesen nicht eher, ans Land zu kommen, als bis ihre Waaren ausgepackt worden waren; auch durften sie in Canton nicht frey herumgehen. Ein Gesandter, den sie an den Kaiser von China nach Peking schickten, wurde nicht vorgelassen; er starb nebst seinen Gefährten zu Canton im Gefängnisse. An den

Tho-

Thoren dieser Stadt war in der Folge mit großen Buchstaben geschrieben zu lesen, daß man die Leute mit langen Bärten, und großen Augen, weder einlassen noch dulden sollte. Um so leichter wurde den Portugiesen die Bekanntschaft mit den Inseln Sumatra, Borneo, Java, und sie entdeckten noch so viele andre weiter gegen Osten liegende Inseln, daß ihre Erdbeschreiber sie bereits für einen neuen Welttheil erklärten. Einer ihrer Befehlshaber, Anton de Mota, der sich, des Verbothes ungeachtet, nach China wagte, wurde (1542) nach Japan verschlagen. Die Einwohner der Insel Nipongi die sich durch ihre weiße Hautfarbe, ihre kleinen Augen, und ihre Bartlosigkeit auszeichneten, nahmen die Portugiesen ganz freundschaftlich auf, und bezahlten ihre Waaren mit Silber. So erwarben sich die nach den feinern Gewürzen begierigen Portugiesen das Verdienst, die europäische Welt mit dem östlichen Asien, und einem Theile von Oberaustralien, bekannter zu machen, und in Handelsverkehr zu bringen!

Zweytes Kapitel.

Entdeckung von Amerika durch Columbus, Vespucci und Cabot.

Die Portugiesen fuhren jetzt um Afrika herum nach Ostindien. Nach diesem so gepriesenen Lande ließ sich aber auch ein Weg denken, der von Europa gerade westwärts gieng. Schon vor der Mitte des 12ten Jahrhunderts, wie Lissabon noch den Arabern gehörte, unternahmen verschiedene Einwohner desselben eine Fahrt nach den westlichen Gegenden, und fanden, nach fünf Wochen, verschiedene Inseln, wo man ihnen sagte, daß das Weltmeer sich noch 30 Tagereisen weiter nach Westen ausdehne. Auf den damahligen Welt-

Weltkarten, besonders auf denjenigen, die Behaim zu Nürnberg besaß, fand man unter andern eine im entfernten Westen liegende Insel Antilla gezeichnet. Dergleichen Nachrichten hatten für die Einbildung eines kühnen Seefahrers so viel Anziehendes, daß sie ihn zur Unternehmung einer Reise nach diesen Westgegenden lebhaft aufmuntern mußten. Ein solcher Seefahrer war nun der berühmte Italiener Columbus.

Christoph Colombo, der Sohn eines Wollenfabricanten zu Genua (geb. 1446) der, ausser dem Latein, Mathematik und Astronomie mit vielem Eifer erlernte, und im 14ten Jahre schon von der Universität zu Pavia zurückkehrte, trieb nun 23 Jahre lang die Schiffahrt so leidenschaftlich, daß er alle den damahligen Europäern bekannten Meere, selbst den nördlichen Eisocean, hundert Meilen über Island hinaus, beschiffte. Seine Liebe zur Schiffkunde trieb ihn (1483) nach Lissabon, wo er sich durch seine Seereisen und Landkarten eine vorzügliche Achtung erwarb. Durch seine Heyrath kam er mit Perestrelo, dem Stifter der Colonie auf Porto San-

Santo, in Verbindung. Er erfuhr nun, daß durch den Abendwind Stücke von Holz, das ohne Eisen bearbeitet war, Rohr von ausserordentlicher Größe, ja selbst Leichname von Menschen, die von den bekannten sehr verschieden waren, nach den canarischen und azorischen Inseln getrieben würden. Er schloß hieraus auf das Daseyn von Ländern, die gegen Westen vorhanden seyn müßten. Diese Länder hielt er für die äusserste Ostküste von Indien. Auf diese Meinung leitete ihn das Vorurtheil der Alten von der ungeheure Ausdehnung des östlichen Asiens. Eben dieses Vorurtheil erfüllte ihn mit der Hoffnung, auf diesem Wege eher, als um Afrika herum, nach Ostindien zu kommen. Die Neigung zu dieser Unternehmung brachten ihm aber die Nachrichten von den Reichthümern jener Länder bey, die Polo, Mandeville, und andre Reisebeschreiber, verbreitet hatten.

Columbus entdeckte seinen Plan zuerst dem um Länder-Entdeckungen so verdienten König Johann II von Portugal. Dieser fand ihn zwar zu abentheuerlich; aber er entschloß sich endlich dennoch ein Schiff nach der vom

Co-

Columbus bezeichneten Gegend abzuschicken. Doch schon nach einigen Tagen kam dieses Schiff, wegen der Muthlosigkeit seiner Mannschaft, wieder zurück, und über des Columbus Plan wurde jetzt nur gespottet. Der darüber verdrießliche Columbus schlich sich hierauf (1484) aus Portugal weg, und kehrte in seine Vaterstadt Genua zurück. Aber auch hier wurde über seinen Plan gelacht.

Columbus, der sich die Ausführung desselben aber einmahl fest vorgesetzt hatte, beschloß sein Glück in Spanien und England zu versuchen. Nach England schickte er seinen Bruder Bartholomäus. Dieser fiel unter Seeräuber, die ihn einige Jahre gefangen hielten. In einem armseligen Anzuge langte er endlich in England an, wo er erst durch Zeichnen und Landkarten sich so viel verdienen mußte, daß er ordentlich angekleidet vor dem König Heinrich VII erscheinen konnte, der, obgleich behutsam und sparsam, seinen Antrag nicht ungünstig aufnahm. Doch den Engländern war die Ehre, Mittelamerika zu entdecken, nicht bestimmt.

Chri-

Christoph Columbus hatte es indessen in Spanien endlich dahin gebracht, daß man sich für die Ausführung seines Planes thätig bewies. Diese kostete ihm jedoch viele Mühe, und verursachte ihm großen Kummer. Zu Palos, wo er ans Land stieg, fand er eine gute Aufnahme, fand er Männer, die sich für seinen Plan theilnehmend zeigten. Diese empfahlen ihn dem Talavera, dem Beichtvater der Königin Isabella, der das ganze Vertrauen derselben besaß. Columbus wurde der Isabella und dem Ferdinand, die, wegen der Belagerung von Granada, nach Andalusien kamen, zu Cordova vorgestellt. Das königliche Paar übertrug es einer zu Salamanca niedergesetzten Commission, den Plan des Columbus einer genauern Untersuchung zu unterwerfen. Diese setzte den Gründen, die Columbus für die Möglichkeit seiner Ausführung aufstellte, Aberglauben und Unwissenheit entgegen. Indessen gab es doch Männer von Einsichten, die der Meynung waren, daß des Columbus Entwürfe aller Achtung werth wären, und daß sie ausgeführt zu werden verdienten. Unter diese gehörte der erste Minister, der Cardinal von Mendoza, der,

als Columbus, aus Verdruß über die verzögerte Ausführung, Spanien schon verlassen wollte, es (1492 Jan.) dahin brachte, daß ernstliche Anstalten gemacht wurden.

Doch niemand bewies sich dabey thätiger, als Louis de St. Angel, der Einnehmer der geistlichen Ritterorden in Aragonien. Dieser bestimmte die Entschließung der Isabella durch die dringendsten Vorstellungen; er bestimmte sie hauptsächlich durch die Betrachtung, daß eine andere Nation der spanischen in der Ausführung des wichtigen Planes zuvorkommen könne. Der Finanzminister Quintanilla trat seiner Meynung bey; Isabella ward gewonnen, und St. Angel schoß das zur Ausrüstung der Schiffe nöthige Geld her. Man schloß nun (im April) mit Columbus einen besondern Vergleich, nach welchem er die Admiralswürde, und die Stelle eines Viceköniges und General-Gouverneurs in den Ländern, die man entdecken würde, imgleichen den zehnten Theil des Gewinnstes, bekommen sollte. Columbus trug dagegen den 8ten Theil der Kosten. St. Angel schoß 17000 Goldgulden vor. Hierauf wurden

drey

drey kleine Schiffe ausgerüstet, deren Besatzung aus nicht mehr als 190 Mann bestand. Das größte unter denselben gab das Admiralsschiff ab; die beyden übrigen waren nicht viel besser, als Boote. Ihre Ausrüstung kostete auch nur 4000 Carolinen.

Mit dieser armseligen Flotte trat nun Columbus, in Gesellschaft vieler einsichtsvollen Freunde, (3. August) die wichtige Fahrt an. Er schiffte aus dem andalusischen Hafen Palos aus. Nach 6 Tagen befand er sich auf den canarischen Inseln. Hier mußte er sich wegen der Ausbesserung eines von seinen Schiffen, beynahe 4 Wochen aufhalten. Columbus richtete den Lauf seiner Schiffe nach den Karten und Anweisungen eines italienischen Geographen, Toscanella, der Japan 750 Seemeilen von den Canarien ansetzte. Das Schiffsvolk, das schon auf den canarischen Inseln den Muth verlohren hatte, bewies sich bald so unruhig, daß blos die Anzeigen von der Nähe eines festen Landes es wieder besänftigen konnten. Da dieses aber noch immer nicht erschien, so äusserte sich die Unzufriedenheit immer lau-

ter. Man schimpfte auf den Columbus, als auf einen Phantasten. Ja man beschloß sogar, nach Spanien zurückzukehren, und den Columbus, wenn er sich widersetzen würde, ins Meer zu werfen. Columbus half sich durch Standhaftigkeit und List. Er hielt die eigentliche Entfernung der Gegend, die man aufsuchte, geheim, oder gab sie kleiner an, als sie wirklich war. Zuletzt konnte er aber dem Ungestüm seiner Leute so wenig ausweichen, daß er ihnen, wie man sagt, heilig versprechen mußte, ihre Gedult nun nicht länger mehr, als drey Tage, auf die Probe zu stellen. Endlich kündigten Vögel und Luft, kündigten schwimmende Stücke von Rohr, von bearbeitetem Zimmerholze, ein nahes Land an. Wie froh war Columbus (9. Oct.) über die Entdeckung einer schönen, flachen Insel; über die Entdeckung der antillischen *) Insel Guanahani, die er San Salvator nennte. Columbus wurde jetzt von denen, die kurz vorher noch auf ihn geschimpft

*) Dieser Nahme rührt von der oben 186 erwähnten Insel Antilla her.

schimpft hatten, ein bewundernswürdiger Held genennt. Seine von der Freude gleichsam berauschten Leute stürzten sich auf den Boden nieder, küßten ihn, benetzten ihn mit ihren Thränen, schickten die brünstigsten Dankgebethe zum Himmel, bathen den Columbus wegen desjenigen, was sie sich gegen ihn erlaubt hatten, um Verzeihung, und versprachen ihm für die Zukunft allen Gehorsam.

Die Einwohner der Insel Guanahani standen auf einer niedrigen Stufe der Cultur. Sie trugen Stäbe, die kleinen Lanzen glichen, und Wurfspieße, deren Spitzen im Feuer gehärtet, und durch einen spitzigen Knochen noch eindringender gemacht waren. Das Holz bearbeiteten sie mit harten Steinen. Mit Hülfe des Feuers hölten sie Baumstämme zu Canoes, oder Booten, für 1 bis 45 Mann aus. Die Ruder glichen den Beckerschaufeln. In der Nase trugen diese Wilden einige Stückchen Gold. Die Spanier kamen ihnen so bewundernswürdig vor, daß sie dieselben für Götter hielten. Die Glascorallen, die Schellen, die Nadeln, und andre Kleinig-

keiten

keiten dieser Art, die sie von ihnen bekamen, schätzten sie höher, als Gold und Silber.

Columbus fand nun bald auch andre in der Nähe liegende Inseln. Er fand unter andern (27. Oct.) die herrliche Insel Cuba, und das große Hayti, das er zur Ehre seiner Nation Espagnola (die spanische Insel) nennte, und zum Sitze einer Colonie bestimmte. Alles, was er bisher entdeckt hatte, hielt er theils für Inseln des asiatischen Archipelagus, theils für festes Land von Indien, oder China.

Die Freude über diese Entdeckungen trieb den Columbus schon zu Anfang des folgenden Jahres (1493 Jan.) nach Europa zurück. Er landete in Portugal, wo man ihn mit großer Achtung empfieng. Man behandelte ihn als einen Grande. Columbus mußte sich vor dem Könige bedecken, und niedersetzen. Um die Eifersucht der Portugiesen zu vermindern, erklärte er das neuentdeckte Land, das er Cipango nennte, für das Paradies. Die Idee, daß diese Inseln einen Theil von Indien ausmachten,

war Ursache, daß man sie mit den Nahmen Indien belegte, welches, zum Unterschiede von dem asiatischen, das westliche genennt wurde. Diese Benennung erhielten sie zuerst in Spanien, wo man den Columbus in Barcelona einen feyerlichen Einzug halten ließ. Die noch nie gesehenen Menschen, die Papageyen, die Landesproducte, die Columbus mitbrachte, zogen aller Augen auf sich. Die königliche Familie schien ihm nicht genug Ehre erweisen zu können. Nun hieß er Don Colon, der Admiral, der Vicekönig, der Statthalter.

Der spanische Hof berichtete den glücklichen Erfolg seiner Unternehmung an den Pabst Alexander VI, und bath ihn um die Bestätigung des Besitzes aller Länder, die Columbus schon entdeckt hatte, und noch entdecken würde. Der Pabst säumte auch nicht, ihm diese Bestätigung (4ten May) zu ertheilen. Allein jetzt traten die Portugiesen mit ältern Ansprüchen auf eben diese Länder, die sich gleichfalls auf päbstliche Bewilligungen gründeten, hervor. Der Pabst hatte ihnen nehmlich schon vor funfzig Jahren alle heid-

heidnischen Länder, vom Vorgebirge Bojador an, feyerlich zugesprochen, und allen andern christlichen Seemächten befohlen, der portugiesischen Schiffahrt dahin keinen Eintrag zu thun. Alexander VI wußte sich aus der Verlegenheit, in welche er durch die doppelte Bewilligung versetzt wurde, bald herauszuhelfen. Er zog, in einer Entfernung von 75 geographischen Meilen von den Inseln des grünen Vorgebirges, eine durch beyde Pole der Erdkugel gehende Linie, die man die Marcationslinie nennte. Auf der rechten Seite derselben sollten die Portugiesen, auf der linken die Spanier, sich ausbreiten dürfen. Dadurch waren aber die Portugiesen von aller Theilnahme an den Entdeckungen in Westindien ausgeschlossen. Ihre Vorstellungen bewirkten, daß der Pabst (15. Oct.) die Marcationslienie 270 Meilen von den capoverdischen Inseln weiter nach Abend rückte. Sie hieß seidem die Demarcationslinie.

Jenseits dieser Linie setzten nun die Spanier die Entdeckungen zuerst fort. Des Columbus glücklicher Anfang munterte den

Hof

Hof zur Ausrüstung einer größern Flotte auf, die aus 3 Transportschiffen und 14 Caravellen bestand. Man gesellte der Besatzung derselben eine Gesellschaft von Missionarien bey, welche die Bewohner der neuentdeckten Inseln mit dem Christenthume bekannt machen sollten. Für Bedürfnisse, welche die Colonie auf Espagnola nöthig hatte, wurde gleichfals gesorgt. Columbus bekam das königliche Siegel, nebst der Vollmacht, sowohl selbst, als durch seine Statthalter, Verordnungen im Nahmen des Königes auszufertigen, imgleichen Richter und Beamten zu ernennen. Dabey erhielt er jedoch die Weisung, die Indier durch Geschenke, durch liebreiches, und sanftes Betragen, zu gewinnen.

Columbus trat (25. Sept.) seine zweyte Reise von Cadix an. Er entdeckte jetzt die Inseln Dominica, (die Sonntagsinsel) Maria galante (von dem Nahmen des Hauptschiffes) Guadaloupe (von einem Kloster in Estremadura). Hier machte er die erste Bekanntschaft mit den Menschenfleisch verzehrenden Caraiben, welche aus ihren ehemahligen

gen Wohnsitzen in Florida, über den mexicanischen Meerbusen, nach den antillischen Inseln geschifft waren, und das männliche Geschlecht der Ureinwohner vertilgt hatten. Die Weiber behielten sie zur Fortpflanzung des Geschlechts bey. Da nun die Mädchen die Sprache der Mutter, und die Söhne die Sprache des Vaters lernten, so entstand dadurch das Sonderbare, daß jedes Geschlecht der Caraiben sich seiner eignen Wörter bedient. Columbus fand um eben diese Zeit auch noch andre antillische Inseln, als Monserrate, Santa Maria la Rotunda, S. M. la Antigua, S. Martin, St. Croix (Santa Cruz). Er fand endlich auch die wichtige Insel Jamaica, die er St. Jago (Jacobsinsel) nennte. Ihren jetzigen Nahmen erhielt sie von den Engländern, die ihn von James (Jacob) dem Nahmen eines Herzogs von York, entlehnten.

Aber die Colonie auf Espagnola traf Columbus zerstört an. Die von ihm zurückgelassenen Spanier waren, durch ihre Habsucht und Grausamkeit, bey den Einwohnern so verhaßt worden, daß diese einen

förm-

förmlichen Aufstand erregt hatten. Columbus legte nun bey dem Hafen Isabella eine neue Colonie an. Sein Bruder Bartholomäus führte ihm Verstärkung aus Spanien zu. Man entdeckte Goldminen, und Columbus sah sich nun im Stande, erst 12, und hernach noch 4 Schiffe, mit Sclaven, Gold, Brasilienholz und andern kostbaren Producten, nach Spanien zu schicken.

Allein Columbus trieb seine Begierde nach Gold, um seinen Credit in Spanien aufrecht zu erhalten, zu weit. Er legte den Einwohnern dieser Inseln, deren er eine große Anzahl getödtet hatte, einen ihr Vermögen übersteigenden Tribut auf. Die darüber erbitterten Leute beschlossen, die ihnen so verhaßten Spanier auszuhungern. Sie unterließen alle Feldarbeit, und zogen sich in die Gebirge zurück. Die Spanier drückte nun der äusserste Mangel, dem jedoch ihre Klugheit, und Unterstützung vom Hause, bald abhalf.

Die glänzende Rolle, die Columbus spielte, erregte den Neid von manchen, welche

che seine vorzüglichern Verdienste nicht begreifen konnten. Diese benutzten die Klagen und Beschwerden über seine eigennützige und strenge Regierung, um den Hof zur Abschickung eines Bevollmächtigten nach der neuen Colonie zu bestimmen. Mit diesem Bevollmächtigten, Juan Aguado, königlichem Haushofmeister, der schon in Idien gewesen war, erschien zugleich Pablo Belvis, mit dem man wegen der Bergwerke einen Vertrag geschlossen hatte. Aguado, ein stolzer Mann, gab nicht nur allen Klagen gegen den Columbus Gehör, sondern suchte sie auch wohl noch herauszulocken. Da nun Columbus dessen Berichte für seine Anordnungen und sein Interesse gar nicht vortheilhaft erwarten konnte, so beschloß er, den Aguado selbst nach Spanien zu begleiten. Er ernennte (1496 März) seinen Bruder Bartholomäus zum Vicegouverneur. Als er nach Spanien kam, hatte er viel Mühe, die Beschuldigungen, die man ihm machte, zu widerlegen, und das Zutrauen Ferdinands und der Isabella sich wieder zu erwerben. Es gelang ihm auch kaum nach einem Jahre, die Ausrüstung seiner dritten Reise vollendet zu sehen.

Der

Der Hof ernennte ihn zum Admiral von Castilien, gestand ihm große Rechte und Vortheile zu, und versicherte ihm einen sehr ansehnlichen Theil am Gewinnste. Die Flotte, die man ihm mitgab, bestand aus 8 Schiffen, auf welchen sich Soldaten, Bergleute, Ackerleute, Gärtner, Handwerker, Tonkünstler, und auch Weibspersonen, befanden. Die Spanier bezeigten aber so wenig Lust, nach Westindien zu gehen, daß man ihre Zahl durch Verbrecher ergänzen mußte.

Endlich erfolgte des Columbus Abfahrt von S. Lucas an der Mündung des Guadalquivirs (1498 am 30. May). Columbus kam jetzt nach der Insel Trinidad, nicht weit vom Ausflusse des Orinoco. Er wurde mit dem an diesem Strome liegenden Lande Paria bekannnt, und er befand sich also wirklich schon auf dem festen Lande des neuen Erdtheils, ohne es jedoch zu wissen; denn er blieb bey der Meynung, nahe an den Küsten zu seyn, und er glaubte hier wieder das Paradies zu finden.

Jetzt legte er auf der Insel Espagnola eine Stadt an, die er seinem Vater und dem heiligen Dominicus zu Ehren, St. Domingo nennte. Aber die ehemalige Colonie auf derselben befand sich bey seiner Rückkehr in Unruhe und Verwirrung. Der spanische Hof hatte es der Colonie zur vorzüglichsten Bestimmung gemacht, nicht nur die Schätze der neuentdeckten Länder, zu sammeln, sondern auch die Bewohner derselben in der allein seeligmachende Religion einzuweihen. Zur Erreichung der ersten Absicht, bearbeitet man, unter der Aufsicht des oben erwähnten Belvis, die Bergwerke, und man bediente sich, nach dem Beyspiele der Araber, des Queckſilbers, um die Goldtheilchen von den beygemischten unedlern Mineralien zu scheiden. Zu den schweren Arbeiten in den Bergwerken brauchte man die Caraiben mit solcher Unbarmherzigkeit, daß Columbus diese Leute, so schrecklich er sie auch schilderte, dennoch menschlicher zu behandeln anrieth. Man verkaufte sie und andre Westindier auch schon als Sclaven nach Spanien; dieses wurde jedoch vom Ferdinand und der Isabella ausdrücklich verbo-

ten.

ten. Das fromme königliche Ehepaar wünschte, daß die neuen Indier unterrichtet und bekehrt werden möchten. Die Missionarien, die man deswegen nach Espagnola schickte, brachten es auch dahin, daß sich (1496 Sept.) ein Cazike, oder indianischer Fürst, und viele von seinen Verwandten, taufen ließen; daß sie den Glauben, das Vaterunser, und andre Theile des Katechismus lernten, um sie täglich zweymahl herzubethen. Manche von diesen Leuten fanden jedoch den Glauben, zu deren Annahme man sie beredet hatte, und die Spanier selbst, ihres Hasses so werth, daß sie alle ihre Landsleute zur Vertilgung der Weißen, und zur Zerstörung ihres Gottesdienstes, aufbothen. Aber die Spanier waren ihnen zu mächtig, und einige von den unglücklichen Indianern, welche die heiligen Bilder der Kapelle zerbrochen, mit Füßen getreten, und auf einem Pfefferfelde vergraben hatten, wurden öffentlich verbrennt.

Doch die spanische Colonie auf Espagnola war nicht allein mit den Indianern, sondern mit sich selbst, uneinig. Franz Roldan,

dan, den Columbus zum Oberrichter derselben bestellt hatte, erbitterte durch seine Strenge die Colonisten so sehr, daß darüber zwey Partheyen entstanden. Viele Colonisten waren wegezogen, und die zurückgebliebenen empfanden den lebhaftesten Verdruß, weil sie die reitzenden Hoffnungen, die man ihnen in Europa gemacht hatte, nicht erfüllt sahen; weil ihnen selbst der kümmerlichste Unterhalt große Mühe verursachte. Die Aussicht, durch Schätze von Gold sich zu bereichern, schien ganz verschwunden. Belvis war nach Europa zurückgekehrt. Die Colonisten, die ohne Zucht und Ordnung lebten, entrichteten keine Abgaben, und machten das Land durch ihre Räubereyen unsicher. Columbus hatte viele Mühe, Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Die schönen Versprechungen, die er dem spanischen Hofe gemacht hatte, wurden gar nicht so erfüllt, wie es der Erwartung desselben gemäß war. Columbus schickte weiter nichts, als Sclaven und Färbeholz, nebst etwas Gold, nach Europa. Die Ausrüstung der Schiffe, die Besoldungen der Beamten

und

und Soldaten, und die Unterstützung der Colonisten, verursachte einen großen Aufwand, dem die Einkünfte von der Colonie gar nicht angemessen waren. Die bisherigen Unruhen schoben die Hoffnung, die wahren Goldländer zu finden, immer weiter hinaus. Columbus hatte schon mehrmahls den Rath gegeben, die Ausrüstungen der Schiffe, und den Handel nach den entdeckten Ländern, Kaufleuten und reichen Privatpersonen zu überlassen. Der Hof ertheilte (1499) wirklich die Erlaubniß, neue Länder aufzusuchen, und für die Krone in Besitz zu nehmen; er machte es jedoch dabey zur Bedingung, weder die Entdeckungen des Columbus, noch die Besitzungen der Portugiesen, zu berühren. Ojeda, einer der Gefährden des Columbus auf seiner ersten Reise, der lange auf Domingo gelebt hatte, wurde, ohne des Columbus Vorwissen, nach Paria geschickt, um die Perlen-Inseln näher zu erforschen.

Columbus, der indessen die Freude hatte, Ruhe und Wohlstand in seine Colonie zurückgekehrt zu sehen, wurde durch die Ränke seiner Feinde von der Fortsetzung seiner

Entdeckungen abgehalten. Sein Verfahren schilderte man der Isabella so tadelnswerth, so strafbar, daß sie (1500) den Franz von Bobadilla, einen Ritter des Calatrava-Ordens, nach Westindien schickte, um dasselbe untersuchen zu lassen. Bobadilla bekam die Vollmacht, den Columbus, wenn die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen gegründet wären, abzusetzen, und dessen Stelle zu übernehmen. Columbus mußte daher Unrecht haben. Den Stoff zu einer Anklage desselben sammelte man von seinen Feinden. Columbus wurde, ohne daß man ihn vorher verhört hatte, nebst seinen zwey Brüdern, mit Ketten beladen nach Europa geschafft. Sein Schiffshauptmann wollte ihm die Ketten abnehmen; aber Columbus ließ es nicht geschehen.

Als Columbus nach Spanien kam, schämten sich Isabella und Ferdinand der Behandlung, die sie einem solchen Manne hatten widerfahren lassen, und er bekam sogleich seine Freyheit wieder. Indessen hielt man ihn von einer neuen Reise nach Westindien zurück, während daß man andere Entdecker aus-

auslaufen ließ. Man schickte auch einen neuen Statthalter nach den von ihm entdeckten Ländern. Des Columbus Klagen und Vorstellungen waren vergeblich. An den neuen Seeweg nach Ostindien wurde gar nicht mehr gedacht.

Nach zwey Jahren (1502) sah endlich Columbus seinen Wunsch, eine neue Reise nach Westindien zu thun, befriedigt. Man gab ihm zu derselben vier schlechte Schiffe, von welchen das größte nicht mehr als 70 Tonnen (1400 Centner) trug. Wegen des fehlerhaften Zustandes derselben, mußte er die südwestliche Fahrt aufgeben, und seine Richtung gerade nach Westen nehmen. Er kam bis nach Porto belo auf der Landenge von Panama; auch stiftete er auf eben derselben, zu Veragua, eine neue Colonie, die aber keinen glücklichen Fortgang hatte. Die Landeseinwohner versetzten ihn in ein so lebhaftes Gedränge, daß er (1503 Jan.) wieder zu Schiffe gehen mußte. Ein Sturm brachte ihn nach Jamaika. Zwey seiner Freunde wagten sich auf einem armseligen Boote nach Domingo, um von dem Statthalter Ovanda

ein Fahrzeug für den Columbus zu erbitten; dieses langte aber erst nach einem Jahre an. Als Columbus (1504) nach Spanien zurückkehrte, war seine Gönnerin Isabella gestorben, und die zwischen Ferdinand dem Katholischen, und seinem Schwiegersohne, Philipp dem Schönen, ausgebrochenen Händel waren Ursache, daß der um die spanische Monarchie so sehr verdiente Columbus übersehen wurde, daß er voll Verdruß (1506) sein Leben endigte.

Columbus hatte das feste Land des neuen Erdtheiles zweymahl berührt; aber er starb in der Meynung, blos ein Stück von Ostindien entdeckt zu haben. Dieses Vorurtheil entzog ihm die Ehre, dem von ihm entdeckten neuen Erdtheile seinen Nahmen zu geben. Diese Ehre erwarb sich ein andrer Italiener, Amerigo Vespucci, im Dienste des Königs von Portugal. Die Portugiesen zeigten sich, seit der Festsetzung der Demarcationslinie, sehr geschäfftig, in Ansehung der Entdeckung neuer Länder, mit den Spaniern zu wetteifern. Der Gang dieser Entdeckung wurde aber meistens durch den Zufall entschieden.

Caspar

Caspar Cortereal besuchte (1500) die nordamerikanische Küste unter dem 50ten Grad nordlicher Breite, um hier eine westliche Durchfahrt nach den Gewürzinseln zu finden. Seiner weitern Reise setzte sich aber Schnee und Eis entgegen. Eben dieses Schicksal hatte sein Bruder Michael. Indessen wurde doch lange Zeit ein Theil dieser nördlichen Küste Cortereal-Land genennt. Den Nahmen Labrador erhielt es von dem Umstande, daß Cortereal auf der Südseite des 50ten Grades Länderey vermuthete, die des Anbaues fähig wäre.

Um eben diese Zeit (1500) wurde die zweyte nach Ostindien bestimmte Flotte unter Cabral, durch einen Sturm, zu weit nach Westen getrieben. Hier fand sie ein großes, unbekanntes auf der Südseite des Aequators liegendes Land. Da, wo Cabral landete, errichtete er auf einem erhabenen Platze ein großes hölzernes Kreutz. So entstand der Nahme Santa Cruz. Die Bay, wo die Landung vor sich gieng, hieß nun Porto seguro (Hafen der Sicherheit).

Mit

Mit dem neuen Lande wurden die Portugiesen unter der Anleitung des Vespucci immer bekannter. Dieser florentinische, in den Wissenschaften eines Seefahrers sehr wohl unterrichtete Edelmann, hatte an der Entdeckungsreise des Ojeda schon Antheil gehabt. Jetzt nahm ihn der König Emanuel von Portugal in Dienst, um die Entdeckungen in der neuen Welt fortzusetzen. Vespucci gieng zweymahl (1501 und 1503) dahin. Verschiedene Landungen überzeugten ihn von dem Daseyn eines ungeheuren Landes. Er fand unter andern das Vorgebirge Agostino und die Bay aller Heiligen. Das neue Land wurde aber über die ostindischen Eroberungen einige Zeit lang ganz vergessen. Es diente (bis 1525) höchstens zu einem Verbannungsorte für die Juden. Das Färbeholz Brasilge (Brasil) das man sonst aus Ostindien holte, und das Vespucci selbst Verzino nennte, machte das vornehmste unter den Producten aus, die man von dem neuen Lande nach Portugal brachte. Daher wurde erst der mittlere Theil, und hernach das Ganze, mit dem Nahmen Brasilien belegt. Man benennte aber späterhin das Land, das

Ve-

Vespucci zuerst recht entdeckt hatte, nach dem Vornahmen desselben Ameriga oder Amerika. Dieser Nahme gieng in der Folge erst auf die südliche Hälfte, und hernach auf den ganzen Ertheil, über. Da dieses erst nach dem Tode des Vespucci geschah, so hat sein Einfluß um so weniger wirken können. Die Beschuldigungen und Vorwürfe, welche die Spanier ihm machen, sind größtentheils eine Wirkung ihrer Eifersucht über die Ehre, die Vespucci ihrem Columbus unschuldigerweise entzogen hat. Denn wer mag es ihm verdenken, wenn er sein Verdienst, die Welt von dem Daseyn eines neuen Erdtheiles überzeugt zu haben, recht herauszusetzen wußte?

Ausser den Spaniern und Portugiesen fanden aber auch andre seefahrende Nationen den Weg nach dem neuen Erdtheile. Nordamerika wurde durch die Bemühungen der Engländer entdeckt. Noch vor dem Cortereal schifften zwey Brüder Cabot, in England ansäßige Venezianer, mit vier Schiffen, von welchen sie zwey auf eigne Kosten ausgerüstet hatten, nach Nordamerika, wo sie

(1497)

(1497) Neufundland, und die ganze Küste bis nach Florida, kennen lernten. Jenes nennten sie, wegen der ungeheuren Menge von Stockfischen, die wohl gar den Lauf ihrer Schiffe hemmten, Stockfischland. So wurde also Amerika sowohl im Norden und Süden, als in der Mitte, eigentlich durch Italiener entdeckt!

Drittes Kapitel.

Cortez erobert Mexico, Pizarro Peru. Folgen der Entdeckung von Amerika.

Unter den Nationen, die Amerika entdeckten, waren die Spanier und Portugiesen diejenigen, welche diese Entdeckung vorzüglich benutzten. Der König von Portugal theilte ansehnliche Landstriche von Brasilien, unter die großen Herren seines Volkes, als Lehne aus. Man legte Zuckerplantagen an, die bald sehr ergiebig wurden. Um die zu den schweren Arbeiten in denselben nöthigen Arbeiter zu bekommen, reichten die einheimischen Sclavenjagden nicht hin; man mußte daher die fehlenden durch Negern von Congo und Angola in Afrika ersetzen.

Noch

Noch mehr als die Portugiesen breiteten sich die Spanier in dem neuen Erdtheile aus. Wenn ihr Verfahren dabey nur weniger eigennützig und unbarmherzig gewesen wäre! Diego, der Sohn des Columbus, setzte es mit vieler Mühe endlich durch, Herzog und Statthalter der Colonie von Veragua zu werden. Er zog mit mehrern Familien nach Domingo, und von diesen stammen die edlern Creolen dieser Insel ab. Der Oberstatthalter der spanischen Niederlassungen in Westindien, Ovanda, brauchte, um sie in Aufnahme zu bringen, sehr despotische Mittel. Er unterdrückte die Eingebohrnen, und beschwerte sie mit Frohndiensten und Abgaben. Von dem Ertrage der Bergwerke ließ er sich jedoch nur den dritten Theil geben. Vielleicht wollte er durch diese Mäßigung zur bessern Bearbeitung derselben auffordern. Die Colonie auf Espagnola, oder Domingo, brachte der Krone jährlich 460000 Speciesthaler ein. Das meiste warf der Zuckerbau ab. Ferdinand der Katholische errichtete (1507) zu Sevilla einen Handelsrath für Indien. Aber die schweren Arbeiten in den Zuckerplantagen, deren die weichlichen Einwohner

nicht

nicht gewohnt waren, hatten, nebst der übrigen grausamen Behandlung dieser Leute, die traurige Folge, daß von einer Million derselben nach 15 Jahren nur noch 60000 übrig waren, und auch diese minderten sich innerhalb acht Jahren bis auf 14000. Ovanda ließ nun von den lucayischen Inseln Menschen rauben, um sie als Sclaven unter die Plantagen zu vertheilen.

Die weitere Entdeckung amerikanischer Länder überließ die Regierung der eigennützigen Thätigkeit von Privatpersonen. Durch diese wurden die Inseln Portorico und Cuba (1511) und die Küstenländer Yucatan (1508) und Florida (1512) gefunden, und in Besitz genommen. Die Eroberung von Cuba schlug Diego Columbus vor. Man übertrug sie dem Diego Velasquez, einem Gefährten des Columbus, dem man 300 Mann mitgab. Nur ein einziger aus Domingo herübergeflüchteter Cazike leistete Widerstand, und dieser wurde dafür vom Velasquez zum Feuer verdammt. Florida besetzte Ponce de Leon, den das Gerücht von einem Wunderbrunnen auf den lucayischen Inseln dahin gebracht hatte. Den

Nah-

Nahmen bekam es vermuthlich von der reitzenden Beschaffenheit, in welcher es die Spanier antrafen.

Die Begierde nach Gold, dieser großen Triebfeder menschlicher Handlungen, leitete die Spanier auf manche Länder-Entdeckung. Nunez Balbao, Statthalter zu St. Maria in Darien, auf der mexicanschen Landenge, erbeutete auf seinen ins innere Land vorgenommenen Streifereyen vieles Gold. Dieß reitzte seine Habsucht, immer mehr von diesem edlen Metalle zu bekommen. Ein junger gutmüthiger Cazike erzählte ihm von einem sechs Tagereisen entfernten Lande am Meere, wo dieses Metall in großer Menge vorhanden wäre. Zu diesem Goldlande führte aber ein hohes, dichtverwachsenes Gebirge, führten morastige, mit reissenden Strömen und fürchterlichen Schlangen angefüllte Thäler. Dennoch trat Balbo (1513 Sept.) von 190 Spaniern begleitet, und tausend Indianern geführt, den Zug dahin muthig an. Nach 25 Tagen, und nach den erstaunlichsten Beschwerden, erreichte er endlich den letzten Abhang des Gebirges, von welchem

er

er unvermuthet ein ungeheures Meer übersah. Seine Entzückung geht in ein brünstiges Gebeth über. In voller Rüstung wadet er bis an den Leib ins Wasser, um von dem neuentdeckten Ocean, im Nahmen seines Königes, Besitz zu nehmen. Er bekam jetzt Nachrichten von dem Reiche Peru, welches er für einen Theil von Ostindien hielt. Die Llamas, die er hier kennen lernte, erklärte er für asiatische Lastthiere. Um die Eroberung von Peru zu unternehmen, verlangte er von dem spanischen Hofe eine Verstärkung von tausend Mann; allein sein Feind, der eifersüchtige Bischof Fonseca von Burgos, ein Minister Ferdinands des Katholischen, entzog ihm diese Ehre. Pedrarias Davila wurde an seiner Stelle zum Statthalter von Darien ernennt. Man gab demselben 15 Schiffe, nebst 1200 Soldaten. An diese schlossen sich noch 1500 freywillige Edelleute an, welche die Goldbegierde zur Theilnahme an dieser Unternehmung reitzte. Balbao, der doch 450 Mann unter seinem Befehle hatte, unterwarf sich dem Davila, der ihn demungeachtet gewaltthätig behandelte. Mit einem baumwollnen Hemde auf dem Leibe, und

Bast-

Bastschuhen an den Füßen, wohnte er in einer niedrigen Hütte von Zweigen; er, der erste Unterstatthalter der Länder am großen Weltmeere, das er entdeckt hatte! Als er sich (1517) rüstete, die Goldländer aufzusuchen, ließ ihn Davila in Verhaft nehmen, und, theils unter dem Vorwande des Ungehorsams, theils wegen alter Beschuldigungen, hinrichten. Die Südsee wurde jetzt nicht weiter untersucht; doch verlegte man die Colonie von St. Maria nach Panama.

Ferdinand der Katholische wünschte, daß man westlich einen Weg nach den Molucken, und den Gewürzinseln, finden möchte. Er rüstete zu dieser Unternehmung auf eigne Kosten zwey Schiffe aus. Juan Diaz de Solis, dem er dieselben anvertraute, entdeckte (1516) einen Theil der östlichen Küste von Südamerika. Er fand zwey der vornehmsten Ströme desselben, den Janeiro, und den de la Plata. Den letztern hielt er anfangs für einen Eingang in das indische Meer. Eine Landung, die er wagte, fiel sehr unglücklich aus. Er wurde, nebst seinen Begleitern, von den Einwohnern getödtet,

und,

und, im Angesichte der Schiffe, zerstückt, gebraten und verzehrt. Jene kehrten hierauf nach Europa zurück.

Während der Zeit breiteten sich die Spanier, auf der Nord- und Südamerika verbindenden Landenge von Panama, desto glücklicher aus. Angeführt von Francesco Fernandez Cordova, einem reichen und muthigen Colonisten, besetzten sie (1517 Febr.) mit 110 Mann, die Landspitze Yucatan und die Küste von Campeche. Aber auch von ihnen fielen mehrere, von den Pfeilen der Landesbewohner, durchbohrt. Dennoch drangen 240 Freywillige, durch das Gold gelockt (1518) in das innere Land ein, das sie, wegen seiner Aehnlichkeit mit dem alten Spanien, Neuspanien nennten. Hier bekamen sie auch von dem Reiche von Mexico Nachricht.

Der mexicanische Staat war der größte und cultivirteste in ganz Nordamerika. Die Bewohner desselben wanderten im (13. Jahrhundert) von den nordwestlichen liegenden Küsten des californischen Meerbusens ein. Vielleicht

leicht hatten diese Küsten die ersten Bewohner in Nordamerika; vielleicht kamen diese aus den gegen über liegenden nordöstlichen Ländern von Asien. Im 14ten Jahrhundert wurde Mexico die Hauptstadt des neuen Reiches. Es hoben sich ausser derselben aber noch mehr andre Städte empor, als Zempoalla, Tlascala, Cholula, Tacuba, Tezeuco. Diese Städte sahen jedoch, in Vergleichung mit den europäischen, mehr großen Dörfern, als Städten, ähnlich. Sie bestanden größtentheils aus einzelnen, niedrigen, unregelmäßig gebauten, mit Rasen, Steinen und Rohr gedeckten Hütten, die ihr ganzes Licht durch die niedrige Thüre empfiengen. Selbst das gepriesene Mexico war aus solche Hütten zusammengesetzt, die sich blos dadurch unterschieden, daß sie in ordentlichen Reihen standen, und Gassen bildeten. Den vornehmsten Tempel stellte eine viereckige, dichte, zum Theil mit Steinen eingefaßte Erdmasse, kurz eine Art abgestutzter Pyramiden, vor. Die Palläste waren zwar zierlicher und größer, aber leicht gebaut. Schon diese Gebäude beweisen das Daseyn der nöthigen Handwerker in Stein, Eisen und Holz, so wie verschiedener

dener Künstler, unter welche auch Mahler und Goldarbeiter gehörten. Jene waren besonders geschickt, Gemählde aus bunten Federn zusammenzusetzen; ihren Bildern fehlte aber eben so sehr richtige Zeichnung, als richtige Darstellung. Der Ackerbau wurde nur sehr unvollkommen getrieben. Wissenschaftliche Kenntnisse darf man bey einer Nation, wie die mexicanische war, nicht erwarten; doch hatte sie eine Art ägyptischer Bilderschrift. Das Jahr war in 18 Monathe, jeden zu 20 Tagen, abgetheilt. Ausser diesen gab es, wie bey den neuern Franzosen, noch 5 Ergänzungstage. Die mexicanische Religion war ein ordentliches System von Göttern, Priestern, Tempeln, Festen und Opfern. Der Hauptcharakter dieser Religion war Furcht und Schrecken. Die Götter wurden durch abscheuliche und fürchterliche Bilder vorgestellt. Die Tempel waren mit Bildern von Schlangen, Tiegern, und andern schrecklichen Thieren, geziert. Durch Fasten, Büßungen und Casteyungen versöhnte man den Zorn der Götter. Diesen brachte man auch Menschenopfer, besonders von Gefangnen.

Die Einwohner theilten sich in verschiedene Stände ab. Es gab Freye und Leibeigene von mehrern Classen. Das Reich war unter dreyßig Fürsten getheilt, deren jeder über etwa 3000 Edelleute von niedrigem Range, und 100000 andre Personen, zu gebiethen hatte. Die mächtigsten unter ihnen waren die von Tezeuco und Tacuba. Sie mußten, als Vasallen, dem Kayser von Mexico Tribut entrichten. Dieser hatte einen glänzenden Hofstaat. Die Regierungsverwaltung und Gerechtigkeitspflege war ganz ordentlich eingerichtet. Die mexicanische Policey verdiente Achtung. Sie sorgte für Wasserleitungen, für die Reinigung der Gassen, und für die Erleuchtung derselben durch unterhaltenes Feuer. Die nächtliche Sicherheit wurde durch Schaarwächter erhalten. Die Abgaben der Unterthanen bestanden in lauter Naturalien.

Das große Reich von Mexico, das von einem kriegerischen und unerschrockenen Volke bewohnt wurde, gehorchte damahls dem uneingeschränkten und mächtigen Monarchen Montezuma, der, stolz und gewaltthätig

thätig, von seinen Unterthanen geschätzt, von seinen Feinden gefürchtet, wegen der Ankunft der Spanier doch Verlegenheit und Bestürzung fühlte. Ferdinand Cortez, der die Eroberung seines Reichs unternahm, stammte (geb. 1485) aus einer edlen, aber nicht reichen Familie in Estremadura, ab. Ansehnlich gebaut, einnehmend, im Waffenspiel sehr geübt, äusserst abgehärtet, thätig, aber mit Ruhe und Gleichmuth, und ganz im Besitze der Gabe, sich Vertrauen zu erwerben, war er schon des Velasquez Gefährde auf seinem Zuge nach Cuba gewesen. Der auf seine höhern Talente eifersüchtige Velasquez rüstete ihn zur Ausführung seines Planes, Mexico zu erobern, ziemlich armselig aus. Er gab ihm (1519) nicht mehr als 11 Schiffe, unter welchen das größte 100 Tonnen trug. Die ganze Besatzung derselben bestand aus 617 Mann, unter welchen nur 500 eigentliche Soldaten waren. Unter diesen waren nur 13 mit Musketen, 32 mit Armbrüsten, und die übrigen blos mit Schwerdtern und Spießen, bewaffnet. Bey der ganzen kleinen Armee waren nicht mehr als 16 Pferde, 10 leichte Feldstücke,

und 4 Falconette. Auf ihren Fahnen erschien ein großes Kreutz.

Montezuma schickte den anziehenden Spaniern einige Gesandten entgegen. Diesen flößte Cortez, durch die Evolutionen seiner Truppen, besonders aber durch das auf einen Wald gerichtete Kanonenfeuer, dessen fürchterliche Wirkung einige zu Boden stürzte, andre in die Flucht trieb, die größte Ehrfurcht ein. Montezuma suchte die furchtbaren Feinde durch kostbare Geschenke zu gewinnen. Aeusserst feine baumwollne Zeuge, Federn-Gemählde von Thieren und Bäumen, 2 große, kreisförmige Platten, die eine von Gold die Sonne, und die andere von Silber den Mond vorstellend, von welchen die letztre allein 25000 Speciesthaler wog, waren nebst Arm- und Halsbändern, imgleichen Ringen, und verschiedenen mit Perlen, Edelsteinen und Goldkörnern angefüllten Kästchen, die kostbaren Geschenke, durch die Montezuma seinen Zweck zu erreichen suchte.

Cortez, dem auf der einen Seite die Macht des Montezuma, und auf der andern

die

die Parthey des Velasquez, Besorgnisse erregte, benahm sich mit vieler Klugheit und Ueberlegung. Er bildete aus seiner Mannschaft einen kleinen Staat, eine Colonie, deren Sitz er Villa ricca de la vera Cruz (die reiche Stadt des echten Kreutzes) nennte. Hierauf legte er seine Befehlshaberstelle nieder, um sich, von den Mitgliedern seines kleinen Staates, zum Oberrichter und Feldherrn erwählen zu lassen. Nun behauptete er sein Ansehn gegen die Anhänger des Velasquez mit so vielem Nachdruck, daß selbst eine Verschwörung derselben ihm keinen Schaden that. Um seinen Leuten alle Hoffnung zur Rückkehr zu benehmen, ehe sie die Eroberung von Mexico vollendet haben würden, vernichtet er, so wie ehedem Alexander der Große, seine Flotte. Die Schiffe (sagte er) wären ihnen unbrauchbar, und die Matrosen könnten nützlicher als Kriegsleute gebraucht werden. Man zog hierauf die Schiffe ans Land, zerhieb ihre Segel und ihr Tauwerk, und trat nun (16. Aug.) den Zug wirklich an. Die Mannschaft, die Cortez mitnahm, bestand aus 500 Mann, die 15 Pferde und 6 Feldstücke mit sich führten.

Die

Die übrigen, meistens alte und schwächliche Soldaten, blieben zu Villa ricca. Der Zug gieng von Zempoella aus, dessen Cazike sich schon mit Cortez verbunden hatte. Daher schlossen sich auch 400 ansehnliche Krieger desselben an die Spanier an, und 200 trugen ihr Gepäcke.

Auf dem Wege nach Mexico stieß dem Cortez zuerst der Staat von Tlascala auf, dessen muthige, Freyheit liebende, den Feldbau, aber doch noch mehr die Jagd treibende, und in ziemlich großen Städten lebende Einwohner, gegen die Mexicaner eine unversöhnliche Feindschaft fühlten. Dennoch schlugen sie dem Cortez den Durchzug ab. Er wurde auch gleich von ihnen angegriffen; es wurden 2 von seinen Pferden getödet. Aber die Pfeile der Tlascalaner waren nicht stark genug, die mit Baumwolle gefütterten Wämser der Spanier zu durchdringen; in drey Gefechten wurde nicht ein einziger von ihnen getödtet; die Tlascalaner, die ihre Todten zu begraben wünschten, zerstreuten sich auch zu sehr, um von ihrer Ueberlegenheit Vortheil ziehen zu können. Sie schickten den

Spaniern

Spaniern Lebensmittel, um für sich und ihre Götter keine abgezehrten Schlachtopfer zu bekommen. Bald hielten sie aber die Spanier für höhere Wesen, für Kinder der Sonne (des Orients). Sie machten mit denselben Friede, und erklärten sich für Vasallen des Königes von Spanien. Die abgematteten, häufig verwundeten, und Mangel leidenden Spanier freuten sich, aus ihrer bedrängten Lage so glücklich herauszukommen. Noch mehr freute sich Cortez, als 6000 Tlascalaner sich an sein Heer anschlossen. Er rückte hierauf nach der Stadt Cholula, die ihm Montezuma zum Aufenthalte angewiesen hatte, um ihn desto sicherer überfallen zu können; aber Cortez wurde gewarnt, und nun ließ er viele Einwohner erschlagen und die Stadt verwüsten.

Cortez näherte sich nun der Stadt Mexiko, die, zwischen angebauten, fruchtbaren Feldern liegend, auf der Insel eines dem Meere ähnlichen und von großen Städten umringten Landsees, mit ihren Tempeln und Thürmen, bezaubernd ins Auge fiel. Verschiedene dem Montezuma unterworfene Caziken

ziken bathen den Cortez um ihren Schutz. Um so eher mußte sich Montezuma entschliessen, dem Cortez entgegen zu gehen. Er erschien, von einem prachtvollen Zuge begleitet, auf einer mit Gold und bunden Federn geschmückten Sänfte, von 4 Günstlingen getragen, während daß ein künstlich gearbeiteter Thronhimmel sich über seinem Kopfe emporhob. Montezuma zeigte in seinem Benehmen viele Würde. Cortez bemühete sich dagegen, ihm Furcht einzuflößen. Er pflanzte sein Geschütz vor den Eingang des zu Mexico ihm angewiesenen Palastes, und stellte überall Wachen aus.

Die Spanier hatten aber zum Mißtrauen gegen die Mexicaner gegründete Ursachen. Sie erfuhren, daß einer von den Feldherren des Montezuma den Caziken, welche die Spanier zu Villa ricca angegriffen, und die Stadt zerstört hatten, behülflich gewesen war. Cortez wagte es hierauf, den Montezuma in der Mitte seiner Residenzstadt in Verhaft zu nehmen. Er brauchte hierzu nicht mehr als 5 Officiere, und eben so viel auserwählte Soldaten; dreyßig andre befan-

befanden sich in kleine Haufen vertheilt in der Nähe. In allen vom Palaste bis zum Quartiere der Spanier führenden Gassen giengen Patrouillen auf und ab. Die übrige Mannschaft stand unter dem Gewehre. Unter solchen Maßregeln der Vorsicht wurde Montezuma, als ein Gefangner, in das spanische Quartier gebracht, wo er allerley Demüthigungen erfuhr. Er sah seinen General und andre Officiere, auf einem Haufen von Waffen aus seinem Zeughause, verbrennen. Es wurden ihm Fesseln angelegt, jedoch bald wieder abgenommen, weil er sich nicht länger weigerte, sich für einen Vasallen des Königes von Spanien zu erklären. Zur Aufmunterung seiner Leute theilte jetzt Cortez unter dieselben eine Summe von einer Million Thaler aus, die er durch Geschenke gesammelt hatte.

Auf solche Aufmunterungen machten die Kriegsleute des Cortez um so mehr Anspruch, je mehr ihre Treue und ihr Muth ihm jetzt so höchst wichtig war. Während daß (1520) die Plane der Mexicaner, die Spanier zu vertilgen, den Cortez schon in eine gefährliche Lage

brach-

brachten, rückte ein andrer spanischer Abentheuerer, Narwaez, mit 800 Mann Fußvolk, 84 Reitern und 12 Kanonen, mit welchen ihn Velasquez ausgerüstet hatte, von Cuba herbey, um dem Cortez die Oberbefehlshaberstelle zu entreissen. Der entschlossene Cortez gieng ihm mit der Hälfte seiner Mannschaft, die mit ausserordentlich langen und starken Spießen bewaffnet war, entgegen, und griff ihn, in einem nächtlichen Ueberfalle, so glücklich an, daß er ihn gefangen bekam. Dessen Soldaten, die er schon vorher zu gewinnen gesucht hatte, schlossen sich nun um so leichter an ihn an.

Indessen hatten die Mexicaner, durch den ungestümen Religionseifer der Spanier, die tausend derselben bey einem Religionsfeste niederhieben, bewogen, die Waffen ergriffen, und die Spanier in ihrem Quartiere eingeschlossen. Sie wiederholten ihren Sturm mit der hartnäckigsten Unerschrockenheit; ja sie hielten sich, um die Batterien zu ersteigen, sogar an den Mündungen der Kanonen fest. Cortez griff sie mehrmahls vergeblich an, weil sie immer durch frische

Haufen

Haufen von Kriegern verstärkt wurden, weil ihre Priester ihnen Muth einflößten. Es wurden sehr viele von ihnen getödtet; aber ungleich beträchtlicher war verhältnißmäßig der Verlust der Spanier, die 12 Tode, und auf 60 Verwundete zählten. Der gefangne Montezuma mußte endlich auf den Wall treten, um seine Unterthanen zum Abzuge zu bereden. Sein Anblick rührte sie aber nur kurze Zeit; ihre Wuth über die Spanier war vielmehr so groß, daß sie ihren Regenten durch Steinwürfe tödteten.

Guatimozin, des Montezuma Nachfolger, ein sehr kriegerischer Prinz, war fest enschlossen, das spanische Joch abzuschütteln. Die Mexicaner verrammelten die Straßen, und rissen die Dämme nieder. Cortez mußte sich nun zum Abzuge entschließen. Dieser erfolgte um Mitternacht über einen von bewaffneten Fahrzeugen der Mexikaner eingeschlossenen Damm. Die Spanier geriethen in das lebhafteste Gedränge. Glücklicherweise vergaßen es die Mexicaner, das Ende des Dammes zu besetzen; auch hielten sie sich bey der Todtenfeyer einiger Kinder des

Monte-

Montezuma zu lange auf. Dennoch mußte sich Cortez mit 100 Mann durchschlagen; dennoch verlohr er 5 bis 600 Spanier, und 2000 Tlascalaner; dennoch büßte er sein ganzes Geschütz, alle seine Munition, seine meisten Pferde und Schätze, ein. Viele von seinen Soldaten waren auch so sehr mit Goldstangen beschwert, daß sie weder fechten, noch fliehen konnten,

Ein großes Heer der Mexicaner rückte dem Cortez nach. Cortez entschied die Schlacht an der Spitze seiner wenigen Reiterey. Er eroberte die mexicanische Hauptfahne. Die Mexicaner flohen nun auf allen Seiten. Die Mannschaft des Siegers wurde jetzt durch 180 Mann, und 20 Pferde, verstärkt, die für den Narvaez bestimmt waren. Cortez, der nun wieder 550 Mann, 40 Reiter und 9 Kanonen beysammen hatte, unternahm (1521) die Belagerung von Mexico. Während der Belagerung erhielt sein kleines Heer noch durch 200 Mann, 80 Pferde, 2 schwere Kanonen, und mancherley Kriegsbedürfnisse, die aus Espagnola kamen, einen ansehnlichen Zuwachs. Mexico wurde von dem

dem Guatimozin mit bewundernswürdiger Tapferkeit vertheidigt; die Spanier drangen endlich aber dennoch ein. Guatimozin verließ die Trümmern seiner Residenzstadt, um den Krieg gegen die Spanier ausser derselben fortzusetzen. Er hatte das Unglück, daß der Kahn, auf dem er fuhr, den Spaniern in die Hände fiel. Diese waren grausam genug, ihn auf glühende Kohlen zu legen, um den Ort seiner Schätze zu erpressen. Sein Günstling, den eben dieses schreckliche Schicksal traf, brach in laute Klagen aus. „Und liege ich denn etwa auf Rosen?" sagte Guatimozin, der ihn zur Standhaftigkeit aufmuntern wollte. — Die Eroberung von Mexico erfolgte (1521 am 13ten Aug.) nachdem die Stadt fast elf Wochen lang belagert worden war. Die Beute, die man sammelte, war unbeträchtlich; aber wie vieles mochte in die Tasche des einzelnen Kriegers geflossen, wie vieles mochte schon vorher weggeschaft worden seyn? Das ganze Reich unterwarf sich nun den Spaniern, welche die Bewohner desselben theils durch das Schwerdt, theils durch die Arbeit, aufrieben.

Cortez,

Cortez, der sich um die spanische Monarchie das große Verdienst erworben hatte, das mexicanische Reich ihrer Herrschaft zu unterwerfen, wurde von dem Minister Fonseca für einen ungehorsamen, aufrührerischen Unterthanen erklärt, und Christoph de Tapia erhielt die Vollmacht, ihm die Stelle eines Oberbefehlshabers abzunehmen. Cortez wußte sich jedoch nicht nur durch List zu behaupten, sondern er war auch so glücklich, daß ihn der spanische Hof zum Oberfeldherrn und Statthalter von Neuspanien, ernennte. Die von den Spaniern grausam behandelten Mexicaner empörten sich aber, und Cortez verlohr das Vertrauen so sehr, daß er (1528) den Entschluß faßte, mit vielen Schätzen nach Spanien zurückzukehren. Hier verminderte man seine Gewalt, indem man die Regierung von Mexico der Audienz von Neuspanien übertrug. Späterhin (1530) bekam es seinen besondern Vicekönig. Der über diese Veränderungen mißvergnügte Cortez suchte sich durch neue Entdeckungen zu zerstreuen. Er fand (1536) die Halbinsel Californien. Um für seine Unternehmung mehr Unterstützung zu erhalten, gieng er wieder nach Spanien.

Man

Man empfieng ihn aber mit einem an Stolz gränzenden Kaltsinn. Dieß war der Dank, den Cortez für seine großen Verdienste einerntete! (st. 1547).

Während der Zeit, daß Cortez das mexicanische Reich eroberte, fuhr der Portugiese Ferdinand Magelhaens, um die südliche Spitze von Amerika herum, nach Asien. Er hatte in Ostindien verschiedene Jahre unter Albuquerque gedient, aber keine Belohnung bekommen. Darüber mißvergnügt, verließ er sein Vaterland, und gieng nach Spanien. Er legte dem dasigen Hofe den Plan vor, wie man, auf der Westseite von Amerika, nach Asien kommen könnte. Man genehmigte seinen Plan, und Magelhaens seegelte (1519 am 10. Aug.) mit 5 Schiffen, auf welchen sich 234 Mann befanden, von Sevilla nach der neuen Welt ab *). Es begleiteten ihn einige der geschicktesten spanischen und portugiesi-

*) Die Meerenge, die von den 11000 Jungfrauen ihren Nahmen erhielt, lernte er schon aus einer von dem Nürnberger Martin Behaim gezeichneten Charte kennen.

giesischen Seefahrer. Auf der Ostküste von Amerika verweilte sich Magelhaens so lange, daß er erst nach fünf Monathen (1520 am 12ten Jan.) am Platastrom anlangte. Zu St. Julian, unter dem 48ten Grad südlicher Breite, brachte er einen schlimmen Winter zu; auch hatte er mit einer Empörung seiner Leute zu kämpfen. Endlich kam er (1521 am 21ten Oct.), durch die Meerenge seines Nahmens, in das zwischen Amerika und Asien befindliche große Weltmeer, das, von dem letztern Erdtheile aus, die Südsee genennt wird. Er fuhr jetzt 16 Wochen immer nordwestlich ohne Land zu entdecken. Seine Mannschaft wurde durch Wassermangel und Scharbock gepeinigt; aber das Wetter blieb immer heiter, und der Wind immer günstig. Daher gab Magelhaens diesem Weltmeere den Nahmen des stillen Oceans, den es, so wenig, als andre Meere, vorzugsweise verdient. Endlich fand er die Ladronen und Philippinen. Auf einer der letztern, Matan, wurde er (1521 am 26. April) von den Eingebohrnen erschlagen. Seine Officiere kamen nun bis nach Borneo, und bis zu den Molucken; zum großen Erstaunen der Portugiesen,

sen, die von dieser Seite her keine Spanier erwarteten. Eins von diesen Schiffen, die Victoria, kehrte, um Afrika herum (1522 am 7. Sept.) nach Spanien zurück. Dieß war die erste Weltumschiffung. Wegen der Molucken wollte sich Spanien mit Portugal in keinen Streit einlassen; es trat ihm daher dieselben für 350000 Ducaten ab. Dagegen breitete es seine Macht auf dem festen Lande in Amerika immer weiter aus. Es eroberte das große Reich Peru.

Dieses Reich, der größte Staat in Südamerika, dehnte sich, von Norden gegen Süden, über 300 deutsche Meilen aus. In diesem Gebiethe lebten lange Zeit kleine, einzelne Stämme, ohne alle Cultur. Endlich (nach 1100) erschienen an den Ufern der See Titicaca ein Mann und eine Frau von majestätischer Gestalt, anständig gekleidet. Sie gaben sich für Kinder, für Abgesandte der Sonne aus, die Menschen dieser Gegend zu unterrichten, und zu bilden. Manco Capac und Mama Ocollo, so hießen diese Leute, versammelten viele von den Wilden der umliegenden Gegend in der Stadt Cuzco, die

sie auf der Nordseite des Titicaca-See anlegten. Sie unterrichteten sie im Feldbau, im Spinnen und Weben; sie gaben ihnen Gesetze und Policey. Dieß war der Ursprung des Reiches der Inca's. Die Familie derselben, die sich mit keiner andern vermischen durfte, wurde göttlich verehrt. Bis zur Zeit der Spanier zählte man 12 Inca's, die zusammen 400 Jahre regiert hatten. Der damahlige Monarch, Huana Capac, hatte mit der Tochter des letzten Königes von Quito, das er erobert hatte, den Atahualpa, seinen Nachfolger in Quito, gezeugt. Die übrigen Länder bekam Huascar, sein ältester Sohn von einer peruanischen Gemahlin.

Die Peruaner zeigten in manchem Betrachte schon eine gewisse Art von Ausbildung. Die Pracht und Größe ihrer Tempel bezeugen noch jetzt die Trümmern derselben. Ihre Mauren waren jedoch nur niedrig, weil sie die Steine nicht in die Höhe zu bringen wußten. Sie waren, ohne Kitt und Mörtel, so gut verbunden, daß man kaum die Fugen sah. Fenster kamen weder bey den Tempeln, noch bey andern Gebäuden, vor. Die Wohnhäuser

häuser waren viereckig, nicht höher als 8 Schuh, und von Leimenbacksteinen gemauert. Von einem Orte zum andern führten schöne, 15 Fuß breite, leicht gebaute Landstraßen. In gewissen Entfernungen kamen Vorrathshäuser. Die Brücken der Peruaner hatten ihre ganz eigene Einrichtung. Lange Taue, oder Seile von Weiden, die von einem Ufer zum andern giengen, waren durch kleinere Seile und Stricke zusammengeflochten, und mit Baumästen und Erde bedeckt. Beile und andre Werkzeuge waren von Feuersteinen oder gehärtetem Kupfer verfertigt. Die peruanischen Damen besahen sich in Spiegeln von harten, sehr gut polirten Steinen. Die Stelle des Pfluges vertrat eine aus hartem Holze verfertigte Hacke. Von wissenschaftlicher Cultur waren die Peruaner weit entfernt. Sie hatten nicht einmahl eine eigentliche Schrift, denn ihre Quipo's, die aus Knoten von bunten Schnüren bestanden, dienten eigentlich zum Rechnen. Ihre Religion hatte einen sanften Charakter. Der vornehmste Gegenstand ihrer Verehrung war die Sonne; ausser ihr wurden Mond und Sterne angebethet. Die Opfer bestanden aus dem

Fleische von Thieren, und aus Früchten. So milde, wie die Religion, war auch die Regierung der Peruaner. Die uneingeschränkten Inca's bestraften indessen alle Verbrechen mit dem Tode. Ungleichheit der Stände fand auch unter den Peruanern statt, und diese theilten sich in Freye und Leibeigne ab. Die vornehmsten hießen Kinder der Sonne. In diesem Zustande befand sich das peruanische Reich, als es von den Spaniern erobert wurde.

Seit den Zeiten des Balbao hatte sich mancher unternehmende Kopf mit den Planen beschäfftigt, zu den Reichthümern der Südseeländer zu gelangen. Aber die Ausführung dieser Plane war immer gescheitert. Endlich vereinigten sich drey Männer von Kenntnissen und Entschlossenheit, Pizarro, Almagro und Luque, die Entdeckung der Südsee-Küste zu vollenden. Francesco Pizarro, der unehliche Sohn eines Edelmannes, vertauschte die unedle Beschäfftigung seiner Jünglingsjahre mit dem Soldatenstande, und diente erst in Italien, und hernach in Amerika. An jede Mühseligkeit gewöhnt

wöhnt, jeder Gefahr trotzend, dabey scharfsinnig und listig, schien er zum Oberbefehlshaber gebohren. Diego d'Almagro, ein im Lager aufgewachsener Findling, zeichnete sich durch eine edle, rechtschaffne, aber auch freymüthige Denkart, aus. Hernando de Luque, Priester und Schullehrer zu Panama, besaß Vermögen. Pizarro, der weniger Geld als Muth hatte, übernahm den Oberbefehl über das erste Entdeckungsschiff. Almagro machte sich verbindlich, ihm Lebensmittel und Verstärkung nachzubringen, und Luque versprach ihr gemeinschaftliches Interesse bey dem Statthalter Pedrarias zu Panama zu besorgen.

Des Pizarro erster Versuch mit einem Schiffe, auf welchem 112 Mann waren (seit 14. Nov. 1525) fiel nicht sehr glücklich aus. Die periodischen Winde dieser Jahrszeit waren seiner Reise ungünstig. Pizarro befand sich nach 10 Wochen noch immer an der Küste von Terra firma. Almagro, der ihn mit Verstärkung aufsuchte, mußte wieder umkehren. Pizarro war indessen bis an den St. Johannfluß in Popayan gekommen. Eine zweyte Reise (1526) brachte ihn bis

zur

zur Mathäusbay an der Küste von Quito. Hierauf wurde er, ungünstiger Nachrichten wegen, vom Stadthalter von Panama wieder zurückgerufen. Er beschloß aber dennoch, seine Unternehmungen fortzusetzen. Von seinen alten Kriegern blieben ihm nicht mehr als dreyzehn treu; endlich langte von Panama ein Schiff mit Verstärkung an.

Pizarro fand nun die Küste von Peru; er fand ein wohlangebautes, gut bevölkertes Land; er fand Gold und Silber in Menge, sowohl an den Menschen als in den Tempeln. Der Statthalter von Panama hielt seine Macht für zu gering, um ein so großes Reich anzugreifen. Pizarro gieng hierauf selbst nach Spanien, und er brachte es dahin, daß ihn der Hof (1528) zum unabhängigen Oberbefehlshaber ernennte. Der neue General hatte aber große Mühe, Leute zu bekommen. Die ganze Mannschaft, die er (1529) auf seinen drey kleinen Schiffen mitnahm, bestand aus 180 Soldaten, unter welchen 36 Reiter waren. In 13 Tagen kam er von Panama nach Peru. Anfangs drückte ihn Mangel an Lebensmitteln, weil die schüchternen Einwoh

wohner sich entfernt hatten. Viele von seinen Leuten wurden krank. Endlich erreichte er die reiche Provinz Coaque; auch erhielt er eine Verstärkung von 60 Mann.

Als Pizarro (1532) in das Reich Peru einrückte, hatte er 62 Reiter und 102 Fußsoldaten, unter welchen drey mit Musketen, und 20 mit Armbrüsten, versehen waren. Seine Artillerie bestand aus zwey Feldstücken. Athahualpa gieng ihm mit einem prächtigen Gefolge entgegen. Vinzenz Valverda, der Feldcaplan der Spanier, stellte demselben, ein Crucifix in der einen, und ein Gebethbuch in der andern Hand, in einer langen Rede, die Lehre von der Schöpfung, von dem Sündenfalle Adams, von der Menschwerdung, von dem Leiden und der Auferstehung Christi, von der Ernennung des heiligen Petrus zum Statthalter Gottes auf der Erde u. s. w. vor; er berichtete ihm, daß der Pabst Alexander die neue Welt dem Könige von Castilien geschenkt habe, und er folgerte daraus dessen Verpflichtung, dem spanischen Monarchen sich zu unterwerfen. Des Valverda Vortrag, der schlecht verdolmetscht

wurde,

wurde, kam dem Athahualpa zum Theil unbegreiflich vor. Er setzte demselben ganz bescheiden einige vernünftige Gründe entgegen; unter andern fragte er ihn: woher er dieß alles wisse? Valverda hält hierauf dem Inca die Bibel vor. Da diese nicht redet, so wirft sie der Inca im Unwillen auf die Erde. „Rache" ruft hierauf Valverda aus, „Rache, meine Brüder! stoßt die Hunde nieder, welche die Religion des Kreutzes verschmähen!" Plötzlich erfolgte ein wüthender Angriff der in Schlachtordnung aufgestellten Spanier, die unter dem Schalle der Kriegsmusik, und unter dem Kanonen- und Musketendonner, die Peruaner niedermetzelten. Diese ergriffen erschrocken die Flucht. Pizarro selbst drängte sich, von seinen Vertrauten begleitet, bis zum Throne des Athahualpa, riß ihn von demselben herunter, und schleppte ihn, als einen Gefangnen, mit fort. Die Spanier ermordeten auch viele von den Fliehenden. Auf 4000 Peruaner büßten ihr Leben ein. Von den Spaniern wurde nicht ein einziger Mann getödtet oder verwundet. Nur Pizarro selbst empfieng im Gedränge seiner eignen Krieger eine leichte

Wunde,

Wunde. Der Gefangne Inca mußte, um seine Freyheit zu erhalten, ein ziemlich großes Zimmer mit goldnen Gefäßen so weit anfüllen, als des Pizarro Hände reichten. Alles goldne Geräthe aus den Tempeln, und aus den Palästen der Incas, wurde nun zusammen geschleppt, und, bis auf einige sehr künstlich gearbeitete Stücke, die man für den spanischen Monarchen bestimmte, in den Schmelztiegel gebracht. Den fünften Theil der ganzen Masse sprach man dem Staate zu; 100000 Pesos, oder Speciesthaler, bestimmte man für die mit dem Almagro angekommnen Soldaten; das übrige, welches sich noch auf 1528,500 Pesos belief, blieb dem Pizarro und seinen Gefährten, unter welche es mit gottesdienstlichen Feyerlichkeiten vertheilt wurde. Dieses ungeheuren Lösegeldes ungeachtet, erwartete der Inca seine Loslassung vergeblich; es wurde ihm vielmehr der Proceß gemacht, und das Leben genommen.

Athahualpa hatte mit seinen Bruder Huescar Krieg geführt. Die Nation der Peruaner theilte sich daher in zwey Partheyen. Um so leich-

leichter wurde dem Pizarro die Eroberung des ganzen Reiches. Die Mannschaft, mit welcher er die Hauptstadt Cuzco einnahm, bestand aus nicht mehr, als 500 Köpfen. Er fand hier noch mehr Schätze, als ihm Athahualpa überliefert hatte. Pizarros Bruder, Ferdinand, der mit einem Theile derselben nach Spanien gieng, erregte durch das viele Gold und Silber, das er mitbrachte, ein lebhaftes Erstaunen.

Almagro, des Pizarro Gehülfe, eroberte hierauf (1535) auch Chili. Mit 570 Mann zog er über rauhe und unwirthbare Gebirge, wo Hunger und Kälte viele von seinen Leuten tödtete. Die Einwohner erholten sich von dem lebhaften Schrecken, den ihnen die Reiterey und die Feuergewehre der Spanier eingeflößt hatten, bald so gut, daß sie denselben einen tapfern Widerstand leisten konnten; die Spanier wurden ihnen endlich aber doch zu mächtig. Den Almagro rief indessen eine Empörung der Peruaner aus Chili zurück. Die Eifersucht veranlaßte zwischen ihm und dem Pizarro einen Krieg, der sich (1538) mit des Almagro Gefangennehmung und Hinrichtung

richtung endigte. Dessen Parthey wählte jedoch den Sohn desselben zu ihrem Oberhaupte, und Pizarro hatte (1541) endlich das Schicksal, der Macht dieser Parthey zu unterliegen. Der junge Almagro wurde aber wieder von dem Statthalter Vacarde Castro, den der Hof nach Peru schickte, unterdrückt. Das Land bekam (1543) seinen eignen Unterkönig, zu dessen Wohnsitz die Stadt Lima bestimmt wurde. Es dauerte aber noch immer eine Parthey von Mißvergnügten fort, die den Gonzalo, einen jüngern Bruder des Pizarro, zu ihrem Oberhaupte hatte. Von diesem wurde (1544) der Unterkönig, Antonio de Mendoza, geschlagen. Mendoza kömmt ums Leben, und nun (1545) erscheint der Geistliche, Pedro de la Casca, als Präsident der Regierung zu Peru. Endlich trift (1548) den Gonzalo auch das Schicksal, gefangen und hingerichtet zu werden. So wurde die Ruhe und der Wohlstand der spanischen Niederlassungen in Amerika, durch die Herrschsucht und den Eigennutz ihren eignen Oberbefehlshaber, gestört!

Die Entdeckung von Amerika hatte, sowohl für diesen Erdtheil, als für Europa, die

die wichtigsten Folgen. Den Europäern floß aus seinen Bergwerken eine ungeheure Menge von Gold und Silber zu. Die Gruben von Mexico, von Peru, von Chili, von Brasilien, zeigten sich, besonders in den ersten Zeiten, äusserst ergiebig. Die Bergwerke von Potosi, die (1545) ein Amerikaner, der einem Llama nachkletterte, entdeckte, lieferten seit 1492 jährlich etwa für 24 Millionen Thaler, und man berechnet alles das, was sie seit 300 Jahren eingetragen haben, zu 12000 Millionen Thaler. Andre nehmen aber für alle Gold- und Silberschätze, die, seit 300 Jahren, aus dem spanischen Amerika nach Europa geflossen sind, nur 7500 Millionen an Gold, und 4500 an Silber, an. Dieser so ausserordentlich vermehrte Reichthum an edlen Metallen hat für die Europäer die nothwendige Folge hervorgebracht, daß die Preise der Dinge verhältnißmäßig gestiegen sind. Europa ist also dadurch im Ganzen genommen zu keiner größern Glückseligkeit gelangt.

Europa hat aber durch die Entdeckung von Amerika manches neue Product, welches dem

dem Gaume seiner Bewohner schmeichelt, oder die Gesundheit derselben erhalten und stärken hilft, kennen lernen. Ohne Amerika würden wir die für den Geschmack so angenehme und für den Magen so wohlthätige Chocolade, zu deren vornehmsten Bestandtheilen Cacao und Vanille gehören, entbehren müssen; ohne Amerika könnten unsere Aerzte keine Ipecacuanha, keine Quassia, keine Fieberrinde *) verschreiben; ohne Amerika fehlten unsern Färbern Indigo und Cochenille, zwey ihrer schönsten Farben; ohne Amerika hätten wir keine Kartoffeln, die schon mancher Hungersnoth vorgebeugt haben. Aus Amerika stammt aber vielleicht auch die fürchterliche Krankheit her, welche die Ausschweifungen der sinnlichen Wollust so schrecklich züchtigt.

Das Glück der Amerikaner ist aber durch die Bekanntschaft mit den Europäern nicht er-

*) Auch China- oder vielmehr Cinchona-Rinde, von der Gräfin Cinchon, der Gemahlin eines Vicekönniges von Peru, die sich mit derselben (1638) das Fieber vertrieb.

erhöhet, sondern vielmehr zerstört worden. Die habsüchtigen und unbarmherzigen Europäer haben, zur allmähligen Ausrottung der unschuldigen Amerikaner, auf mancherley Art beygetragen. Selbst nachdem die Eroberungskriege aufgehört hatten, wurden die unterjochten Einwohner durch abscheuliche Bekehrungsmittel, durch ungewohnte schwere Arbeiten in den Plantagen und Bergwerken, durch unvorsichtige Versetzung von milden Ebenen auf rauhe Gebirge, durch schrecklichen Mangel an Lebensmitteln, auf die auffallendste Weise vermindert. Mancher Amerikaner gerieth über das Elend, das er ausstehen mußte, in eine solche Verzweiflung, daß er sich selbst das Leben nahm. Hierzu gesellten sich nun noch die Kinderblattern, welche ein Negersclave des Navaez (1520) nach Neuspanien brachte, und die gleich die ganze Hälfte der Bewohner dieses Landes ins Grab stürzten. Diese wurden noch durch zwey andre ansteckende Krankheiten, die in den Jahren 1545 und 1576 wütheten, ausserordentlich vermindert, indem das erstemahl 800000, und das zweytemahl gar 2 Millionen Menschen, ums Leben kamen. Die große

Hun-

Hungersnoth, die, nach der Eroberung von Mexico, durch den vernachlässigten Feldbau verursacht wurde, hatte auch schon viele Mexicaner weggerafft. Nun lernten die Amerikaner durch die Europäer auch den Branntewein, den Arak, den Rum und andere hitzige Getränke, die ihre Gesundheit zerstören, kennen und leidenschaftlich lieben. Der Zucker und Kaffee, den die Europäer nach Westindien verpflanzten, half, indem er den Reichthum derselben vergrößerte, die schweren Arbeiten der Amerikaner vermehren. Die großen Lücken in der Bevölkerung von Amerika wurden durch die Europäer, die man in die neue Welt versetzte, sehr langsam wieder angefüllt. Die vielen Beschwerlichkeiten, welche die Urbarmachung des Landes den neuen Colonisten zuzog, unterdrückte die Sehnsucht nach dem neuen Erdtheile so mächtig, daß sie die glänzenden Aussichten auf große Reichthümer kaum noch aufrecht erhalten konnte. Daher zählte man auch, 60 Jahre nach des Columbus erster Reise, noch nicht viel über 15000 Spanier in Amerika. Desto größer war aber schon die Zahl der Neger, die man aus Afrika herbeygeschleppt hatte.

Die

Die Spanier wählten sich amerikanische Mädchen zu Weibern oder Maitressen. Manchmal gefiel ihnen auch wohl eine Negerin. Durch diese Vermischung entstanden Menschen von allerley Farben, sogenannte farbige Leute. Creolen, oder Weiße und Blanke, hießen die Nachkommen europäischer Eltern. Europäer und Negern zeugen Mulatten, Europäer und Amerikaner Mestizen. Von einem Weißen und Mulatten stammt der Terceron, von einem Weißen und einem Terceron der Quarteron, von einem Weißen und einem Quarteron der Quinteron, ab. Die Kinder der Weißen und der Quinterons werden wieder zu den Weißen gerechnet. In der fünften Generation bleicht sich also die Negerfarbe ganz aus; die amerikanische verschwindet schon in der dritten.

Die Entdeckung von Amerika hat aber auch auf das ganze Menschengeschlecht den wichtigsten Einfluß gezeigt. Sie hat der Thätigkeit und der Betriebsamkeit der Europäer einen ganz neuen Schwung gegeben; sie hat das Menschengeschlecht in allen Erdtheilen in eine nähere Verbindung gebracht.

Viertes Kapitel.

Die Spanier eroberten das maurische Königreich, Granada. Sie vertreiben die Juden und Mahomedaner; auch greifen sie die Mauren in Afrika an.

Während der Zeit daß die Spanier und Portugiesen ihre Besitzungen in der neuen Welt erweiterten und befestigten; während daß sie mit unbarmherziger Strenge die Bewohner des neuen Erdtheiles zum Christenthume zu bringen sich bestrebten; zeigten sie sich eben so eifrig, die Nichtchristen in ihren europäischen Ländern zu bekehren, oder wenigstens aus ihrem Gebiethe zu entfernen. Den größten Eifer in diesem Bestreben be-

wiesen Ferdinand und Isabella, die Castilien und Aragonien vereinigt hatten *). Der erste Gegenstand ihres Eifers war die Eroberung des maurischen Königreichs Granada. Granada, das damahls viel besser angebaut und bevölkert als jetzt war, enthielt, ausser der großen Hauptstadt, und dem wichtigen Hafen Malaga, noch 42 andre große Städte, nebst 97 Schlössern und kleinern Städten. Der Beherrscher desselben hatte jährlich eine Million Ducaten Einkünfte, und konnte eine Cavallerie von 70000 Mann aufbiethen.

Nach dem Besitze dieses schönen Landes waren die Könige von Castilien schon manchmahl lüstern gewesen. Schon manchen Versuch hatten sie gemacht, dasselbe ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Schon manchmahl hatten die Könige von Granada der Krone von Castilien Tribut entrichten müssen; aber die gänzliche Eroberung des Reiches war durch castilische Große, die sich mit den Mauren

*) Theil VIII, S. 73.

ren verbanden, und durch die Hülfe, die ihnen die Staaten in Afrika leisteten, verhindert worden *).

Ferdinand und Isabella hatten aber die Vernichtung der arabischen Herrschaft in Spanien völlig beschlossen. Ferdinand wollte seinem kriegerischen Adel eine Beschäftigung geben, und Isabella hatte den Krieg gegen Granada zu einer Bedingung ihrer Vermählung gemacht. Die Gelegenheit hierzu gab die in der Regentenfamilie von Granada herrschende Uneinigkeit. Abul Hascen, der Nachfolger Ismaels, welcher der Gefahr, sein Königreich zu verlieren, (1464) nur noch durch einen Waffenstillstand entgangen war, glaubte, nachdem er einige Zeit lang einen thätigen und lobenswürdigen Regenten vorgestellt hatte, der Sinnlichkeit, so wie einer despotischen Regierung, desto ungestörter sich überlassen zu können. Er fand die Zoraya, eine zum Islam getretene Christin, so liebenswürdig, daß er ihr zu Gefallen

*) Theil VIII, S. 64.

nicht nur seine Gemahlin Aija verstieß, sondern daß er auch die Kinder derselben zu ermorden befahl. Den ältesten Prinzen rettete seine Mutter, mit Hülfe der Familie Abencerrages, die von Abul Hascen sehr beleidigt worden war. Abdeli, so hieß der gerettete Prinz, wurde nach Cadiz in Sicherheit gebracht. Da der kleine Krieg zwischen den Mauren und Christen immer fort gieng, so nahmen sich die Spanier des Prinzen Abdeli an, so überrumpelte der Marquis von Cadiz, einer der mächtigsten andalusischen Herren (1482) die Festung Alhama. Der König von Granada both alle seine Kräfte auf, um sie wieder zu erobern; allein Isabella, die den Besitz derselben wegen ihrer Absicht auf Granada für sehr wichtig hielt, ließ sie durch ihre castilischen Edelleute dreymahl entsetzen, ließ durch ihre Flotte die Hülfe aus Afrika abwehren.

Isabella bekam aber bald noch mehr Gelegenheit, in die Händel von Granada sich einzumischen. Abul Hascen wurde durch die Familie Abencerrages vom Throne gestoßen, und Abdeli erhielt seine Stelle. Jener ersuchte

suchte die Spanier um Hülfe. Von diesen wurde Abdeli geschlagen und gefangen genommen. Der Pabst, für welchen die Zerstörung des unchristlichen Königreichs Granada ein sehr angenehmer Gedanke war, verwilligte der Isabella und ihrem Gemahle Ferdinand Kriegssteuern von den Kirchen. Ferdinand warb für das gesammelte Geld Schweitzer an, und rückte (1483) in das Gebieth von Granada ein. Er fand jedoch einen so nachdrücklichen Widerstand, daß er es für rathsam hielt, dem Abdeli seine Freyheit zu geben. Der nachtheilige Vertrag, den dieser mit Ferdinanden geschlossen hatte, machte ihn aber bey vielen von seinen Landsleuten zum Gegenstande des Hasses. Daher wurde ihm auch, als der blinde Vater Abul Hascen nicht mehr regieren konnte, dessen Bruder Abdallah Zegal (der Kühne) als Nachfolger desselben vorgezogen; Abdeli hatte jedoch noch so viele Anhänger, daß der Oheim das Reich mit ihm theilen mußte.

Der mit dem Abdeli geschlossene Vertrag wurde nicht gehalten. Ferdinand setzte daher den Krieg fort. Seine Truppen ero-

oberten (1487) Malaga und das ganze westliche Gebieth von Granada. Abdallah gerieth so sehr ins Gedränge, daß er Cadiz und andre Oerter (1490) den Spaniern einräumte, und sich blos mit einem Theile des Gebirges Alpujarras begnügte. Aber schon im folgenden Jahre (1491) war er seiner traurigen Lage in Spanien so überdrüßig, daß er mit seiner Familie nach Afrika gieng.

Abdeli, der nun allein herrschte, sah sich fast ganz auf die Hauptstadt eingeschränkt. Er äusserte gegen Ferdinand heimlich den Wunsch, dessen Vasall zu werden; aber Ferdinand und Isabella hatten sich einmahl vorgenommen, Granada ganz zu besitzen. Die Granader waren jedoch aber auch eben so entschlossen, unter den Trümmern ihrer Stadt zu sterben. Ferdinand schloß Granada (vom März 1491 an) so standhaft ein, daß sein Lager sich in eine befestigte Stadt verwandelte. Nach sechs Monathen (im Nov.) mußte Abdeli, um nicht zu verhungern, in die Uebergabe willigen. Er räumte (1492 Jan.) die Stadt und das Land Granada der Krone Castilien ein, und bedung

dung sich einen Landstrich in den Alpujarren aus. Zum letztenmahle übersah er die herrliche Stadt, von der er sich scheiden mußte, von einer Anhöhe. Thränen entquollen seinen Augen. „Du weinst," sagte seine Mutter zu ihm, „mit Recht über den Verlust der Stadt, die du nicht besser vertheidigt hast!" Er blieb nicht lange in Spanien.

Die überwältigten Granader wurden anfangs mit nachsichtsvoller Schonung behandelt. Man ließ denen, die in Spanien bleiben wollten, die Ausübung ihrer Religion und ihrer Gesetze; man befreyte sie sogar auf drey Jahre von allen Abgaben. Aber diese gütigen Gesinnungen wurden durch den warmen Religionseifer des Königspaares bald verdrängt. Diesen Eifer entzündeten hauptsächlich Mendoza und Ximenes.

Don Petro de Mendoza, Erzbischof von Sevilla, und Cardinal, schon Heinrichs IV vornehmster Minister, regierte auch unter Ferdinand und Isabella mit dem uneingeschränktesten Ansehn. Dieses Ansehn war bey dem damahligen traurigen Zustande Spaniens,

niens, wo Sittenverderbniß und schwache Regierung den Wohlstand der Nation untergraben hatten, höchst nothwendig. An diesem Zustande war aber auch die große Menge von Mahomedanern und Juden im südlichen Spanien Schuld. Mendoza drang daher auf die Eroberung von Granada, und auf die Verbannung der Nichtchristen; sein Tod (1495) hinderte ihn aber, seine Entwürfe selbst auszuführen.

Des Mendoza Stelle nahm Franz Cisneros de Ximenes ein. Ximenes war von einer zwar edlen, aber nicht reichen Familie. Desto größer aber war der Reichthum seiner Geistesgaben. Die ergiebigen Pfründen, die er schon erlangt hatte, vertauschte er gegen die strenge Lebensart eines Capuziners, und er stellte den Capuziner so musterhaft vor, daß er nicht nur Provinzial seines Ordens, sondern (1492) auch Beichtvater der frommen Königin Isabella wurde. Auch am Hofe galt Ximenes blos für einen gelehrten, frommen und strengen Klosterbruder ohne Weltkenntniß, und ohne die Absicht, sein Glück zu machen. Nach dem Tode des Mendoza,

der

der ihn an den Hof gebracht hatte, wurde er zum Erzbischof von Toledo erwählt; aber nur der Befehl des Oberhauptes der Christenheit konnte ihn zur Annehmung dieser sehr einträglichen Würde bewegen. Die Einkünfte derselben widmete er den Armen, und wenn er in der Folge seine öffentliche Erscheinung mit Pracht verknüpfte, so blieb er im Innern seines Palastes doch noch immer der strengste Franciscaner; so trug er noch immer sein härnes Gewand am Leibe, so schlief er noch immer auf der bloßen Erde, so aß er noch immer nicht kostbarer, als ein andrer Klosterbruder. Eben dieß erwarb ihm das ganze Vertrauen der Isabella, das er auch so sehr verdiente. Eine größere Mäßigung, einen größern Eifer für die Gerechtigkeit und für das Beste des Staates, sah man nicht leicht vereinigt. Selbst der ränkevolle Ferdinand konnte sich seiner Leitung nicht entziehen. Wenn er Mahomedaner und Juden streng verfolgte, so that er dieß blos in der Ueberzeugung, daß ihre Verfolgung und Ausrottung für Spaniens Wohlfahrt nothwendig wäre.

Ferdinand hatte, gleich bey dem Antritte seiner Regierung, mit Hülfe des Erzbischofs Mendoza, eine Art von kirchlicher Policey angeordnet, die, blos vom Könige abhängig, die abtrünnigen Christen ausforschen und bestrafen, die mit der päbstlichen Inquisition weiter nichts als den Nahmen, und die Strenge der Strafen, gemein haben sollte. Spanien, und besonders Andalusien, war damahls mit so vielen öffentlichen und heimlichen Juden und Mahomedanern angefüllt; es wurden dem Christenthume heimlich so viele untreu, daß man es einem so eifrigkatholischen Fürstenpaare, als dem Ferdinand und der Isabella, nicht verdenken kann, wenn sie die Ausbreitung des jüdischen und mahomedanischen Glaubens zu verhindern suchten. Besonders geschäftig zeigten sich aber die Juden, die reichsten Bewohner Spaniens, die Verehrer ihres Glaubens zu vermehren. Die gemeinen Spanier pflegten die zum Judenthume übergangenen Christen Marranen (verschnittene Schweine) zu nennen. Um die Ausbreitung derselben zu verhindern, wollten Ferdinand und Isabella die Juden völlig ausrotten.

Ein

Ein heiliges Amt, das sie (1478) zu Sevilla niedersetzten, verbrennte daher Ketzer und Abtrünnige. Ferdinand that dieses, ohne den Pabst um seine Einwilligung zu fragen. Der Pabst zeigte sich darüber sehr unwillig; als aber Ferdinand alle seine Unterthanen vom päbstlichen Hofe abrief, so ließ es der Pabst, dem die Verfolgung und Ausrottung der Ketzer doch immer eine angenehme Empfindung verursachte, geschehen, daß das heilige Amt in Sevilla seine Inquisition fortsetzte. Im folgenden Jahre (1483) wurde ein General-Inquisitor über Aragonien, und endlich (1491) über ganz Spanien, angesetzt. Man ordnete demselben ein blos vom Könige abhängiges Collegium zu, dem die Unter-Inquisitionstribunale der Provinzen unterworfen waren. Die Familiaren, oder die Spione desselben, mischten sich unbemerkt unter das Publicum, und mancher rechtschaffne Bürger hatte, ehe er sichs versah, das Unglück, daß ein Inquisitionsproceß über ihn verhängt wurde.

Die lebhafteste Verfolgung aber traf die Juden. Unter diesen gab es viele, die große

Reich-

Reichthümer besaßen. Die meisten waren jedoch ein schmutziges, mit bösen Krankheiten behaftetes Volk, dem man die Verbreitung der Liebesseuche Schuld gab; ein Volk, das sich alle möglichen Betrügereyen zur Pflicht gemacht zu haben schien. Gegen diese Leute war die Strenge im Ganzen vielleicht nicht ungerecht. Sie mußten sich entweder (seit 1492) entschließen, das Christenthum anzunehmen, oder in Zeit von sechs Monathen auszuwandern. Gold, Silber und Edelsteine durften sie nicht mitnehmen. In Aragonien wurde ihnen, unter dem Vorwande, daß sie schuldig wären, ihr Vermögen weggenommen. Auf 30000 Judenfamilien verließen nun Spanien, wo sie und ihre Vorfahren so lange glücklich gelebt hatten. Sie zerstreuten sich in viele Länder; 83000 Juden nahm der König von Portugal auf, nachdem ihm für jeden Judenkopf 8 Ducaten bezahlt worden waren. Viele giengen nach Italien, nach Rom, wo sie sich unter dem päbstlichen Hofbeamten, ja selbst unter den Bischöfen, Stellen zu verschaffen wußten. Viele blieben als Heuchelchristen in Spanien zurück. Manche, die

in

in andern Ländern gar nicht hatten unterkommen können, ließen sich in Spanien taufen. Bald glaubte man aber Ursache zu haben, die Bekehrung derselben nicht mehr zu gestatten.

Die Reihe, verfolgt zu werden, kam aber auch an die mahomedanischen Mauren. Diese genossen in Aragonien fast alle bürgerlichen Rechte. Denen in Granada hatte man zu ihrer Auswanderung drey Jahre Zeit gegeben. So lange konnte aber der feurige Bekehrungseifer der Isabella, des Talavera, ihres Beichtvaters, und des Erzbischofes Ximenes, nicht warten. Man wollte Spanien auch von den Mahomedanern reinigen. Viele folgten dem Beyspiele ihres letzten Königes Abdeli, und giengen nach Afrika. Denen, die in Spanien, besonders in den Alpujarren, zurückblieben, gab man ein Einverständniß mit den Mahomedanern in Afrika Schuld. Man glaubte sich nun berechtigt, sie gleichfalls zur Annehmung des Christenthumes zu zwingen. Das königliche Ehepaar bagab sich, um diese Bekehrung desto nachdrücklicher zu betreiben,

selbst

selbst nach Granada. Viele Mauren ließen sich taufen. Die Bewohner der Alpujarren bewiesen sich aber noch immer freyheitliebend. Man suchte sie nun durch die Gewalt der Waffen zur Unterwürfigkeit zu bringen. Es setzten hierauf wieder viele nach Afrika über, wo sie, als geschworne Feinde der Spanier, ihre Küsten heimsuchten, und ihre Schiffahrt störten. So entstand der Krieg mit dem sogenannten Barberesken (oder Berberen) in Nordafrika.

Die Spanier wurden durch den Ximenes, der die Mauren in Afrika züchtigen wollte, über das mittelländische Meer geführt. Sie griffen hier vorzüglich die Küstenstädte von Marocco an. Es gab hier (um 1500) mehrere kleine Staaten, die zum Theil dem Beherrscher von Fez unterworfen waren. Mahomet ben Achmet, ein Maure aus der Provinz Dara, der, seiner vermeynten Abkunft von dem Propheten Mohamed ungeachtet, oder als Scherif, bisher einen glücklichen Räuber vorgestellt hatte, entwarf den kühnen Plan, von der Religion unterstützt, zum Beherrscher aller Mauren in der

Ber-

Berberey sich emporzuschwingen. In dieser Absicht ließ er (1506) seine drey Söhne als Pilger nach Mecca wandern, damit sie durch die Religion gleichsam eine höhere Würde empfangen möchten. Als sie wieder zurückgekommen waren, liefen die Mauren von allen Seiten herbey, um die drey jungen Heiligen, nebst ihrem Vater, den alten Heiligen, zu sehen, um sich von ihnen Seegen und Unterricht zu erbitten. Der jüngste wurde Erzieher des Prinzen zu Fez, und der mittlere erhielt die Aufsicht über die Schulen. Hierdurch bahnten sie sich zu einem wichtigen Einflusse auf die Regierung der Mauren den Weg. Unter andern reitzten sie den König von Fez zu einem Kriege gegen die Portugiesen, welche die afrikanischen Mauren ihre ausgezeichnete Macht manchmahl hatten empfinden lassen. Alphons V ließ (1462) den berühmten Prinzen Heinrich mit einer Flotte von 200 Schiffen, und einer Armee von 20000 Mann, nach Afrika übersetzen. Die Portugiesen eroberten Alcazar, und Alphons, der endlich (1470) selbst mit 25000 Mann nach der Berberey übersetzte, bemächtigte sich der Stadt Tanger.

Der

Der Sohn Johanns II, dessen Tod (1495) wahrscheinlich durch Gift beschleunigt wurde, Emanuel, der unter den Königen von Portugal mit Recht der Große genennt werden kann, schloß (1513) mit Spanien einen Vergleich, durch welchen er ihm Afrika überließ.

Hier hatte Ximenes schon seit mehrern Jahren große Eroberungen zu machen gesucht. Nachdem die spanischen Truppen (1505) schon Marzarquivir eingenommen hatten, nahm Ximenes (1509) auf eigne Kosten, einen Feldzug nach Afrika vor. Sein General war Peter Navarro. Ximenes wollte aber seinen Kriegsleuten selbst Muth einflößen. Er schnallte über seine feyerliche Priesterkleidung einen Degen, schwang sich auf sein Pferd, und erschien von einigen Mönchen begleitet, das erzbischöfliche Kreutz vor sich her, vor der Fronte der Armee. Die muthwilligen Soldaten lachten aber über den Priesterhelden, und die Officiere gaben ihm den wohlmeynenden Rath, lieber in der Festung für sie zu bethen. Sie eroberten Oran, und im folgenden Jahre (1510) fielen

fielen ihnen noch die Städte Bugie (Budscha) Algier und Tripolis in die Hände. Auch Tripolis war so sehr in Furcht gesetzt, daß es zum Tribute sich bereitwillig zeigte.

Fünftes Kapitel.

Karls VIII und Ludwigs XII von Frankreich unglückliche Feldzüge in Italien.

Die Aufmerksamkeit Ferdinands und des Ximenes wurde aber von Afrika auf Italien hingezogen, wo die Franzosen weitaussehende Eroberungsplane auszuführen suchten. Ihre Bemühungen, diese Plane durchzusezzen, fangen sich von der Regierung Karls VIII, des Nachfolgers Ludwigs XI, an *). Karl hatte von seinem Vater eine schlechte Erziehung bekommen. Vom Hofe abgesondert

*) Theil VIII, S. 203.

dert, lebte er, auf dem Schlosse Amboise blos von gemeinen Leuten umringt, und unter der Aufsicht untauglicher Lehrer. Mit einem kleinen und schwächlichen Körper, verband er eine große Einbildung von seinen vorzüglichen Eigenschaften, verband er einen lächerlichen Stolz. Bey dem Tode seines Vaters war er erst 14 Jahre alt; dennoch wagte er es, des Widerspruches seines Staatsrathes ungeachtet, die Regierung zu übernehmen. Bey seinen wenigen Kenntnissen, und seiner geringen Erfahrung, konnte er die Hülfe andrer gar nicht entbehren. Dieß benutzte seine herrschsüchtige Schwester, die Herzogin Anna von Bourbon, sich der Regierung zu bemächtigen. Der darüber sehr mißvergnügte Oheim des jungen Königes, der Herzog von Orleans, vereinigte sich deswegen mit den Feinden Frankreichs, dem Herzog von Bretagne, und dem östreichischen Maximilian; er wurde jedoch in der Schlacht bey St. Aubin (1488) gefangen. Der junge Karl, der seine Schwester und die Großen regieren ließ, blieb indessen in allem unwissend, nur nicht in Helden- und Rittergeschichten, und in Ausschweifungen.

Jene mochten ihm auch wohl die Lust eingeflößt haben, einen Helden, einen Eroberer zu spielen.

Seine Gemahlin, Anna von Bretagne, hatte ihm schon den Besitz eines ansehnlichen Landes verschafft *). Er wollte aber sein Reich auch in Italien vergrößern; er wollte in dieser Absicht die Ansprüche des Hauses Anjou auf beyde Sicilien, besonders auf Neapel, geltend machen. Sein Vater und seine Vormundschaft hatte sich von der Behauptung dieser Rechte weislich zurückgehalten; der eitle Karl dachte sich aber die Eroberung Italiens so leicht und so glänzend, daß er der Neigung, sie zu vollenden, nicht wiederstehen konnte. Am meisten lockte ihn jedoch Ludwig, der wegen seiner braunen Gesichtsfarbe Moro (der Mohr) genennt wurde, nach Italien.

Diesen Ludwig Moro, der seine Herrschbegierde und Rachsucht durch die feinste List und Verstellung in Ausübung zu bringen suchte, regierte über das Herzogthum Mayland.

*) Theil VIII, S. 245.

land, weil der eigentliche Herzog, sein Neffe, Johann Galeazzo, der Sohn des ermordeten Galeazzo Maria *), als ein einfältiger, fast blödsinniger Prinz, zur Verwaltung der Staatsgeschäfte gar keine Anlage hatte. Anfangs brachte es Cecco, der Vertraute der Bona, der Mutter des jungen Herzogs, dahin, daß sich Moro entfernen mußte. Die leichtsinnige und ausschweifende Bona ließ sich aber von ihrem Liebhaber, dem schönen Telesino, bereden, den Moro wieder zurückzurufen. Nun mußte erst Cecco den Tod eines Missethäters sterben; hernach kam die Reihe an die Bona, die Regentschaft zu verlieren. Moro stellte seitdem den Vormund des jungen Herzogs vor. Doch er wollte selbst Herzog seyn.

Den Weg hierzu bahnte sich Moro mit einer listigen Politik. Durch eine gute Polizey, durch eine unpartheyische Gerechtigkeitspflege, durch die Aufführung kostbarer Gebäude, durch die Hochachtung, die er gelehrten und verdienstvollen Männern bewies, gelang es ihm, sich das Zutrauen der Mayländer

*) Theil VIII, S. 128.

länder zu erwerben. Allmählig besetzte er die vornehmsten Stellen mit seinen Günstlingen. Um sein Ansehn zu befestigen, schloß er mit der Republik Venedig, der er durch seine Friedensvermittlung (1484) aus einem lebhaften Gedränge herausgeholfen hatte, ein Freundschaftsbündniß. Die Stadt Genua mußte (1488) die mayländische Oberherrschaft anerkennen. Moro stellte wirklich den Herzog von Mayland vor; indessen behielt er die Maske noch immer so weit vor, daß er seinen Neffen eine reitzende Prinzessin heyrathen ließ, die seine eigne Hand ausgeschlagen hatte.

Doch eben dieser junge Herzog sollte noch ein Opfer seiner Herrschsucht werden. Moro suchte zur Beförderung dieser Absicht den neuen Kaiser Maximilian in sein Interesse zu ziehen. Er ließ 1493 ihm heimlich seine Nichte Blanca Marie, eine Schwester des Johann Galeazzo antragen. Die Summe von 440000 Ducaten, die sie als Heyrathsgut bekommen sollte, hoben die Bedenklichkeiten, die sich Maximilian, wegen der Ungleichheit des Standes (denn die Prinzessin

zessin war doch von keinem altfürstlichen Hause) machen konnte. Für 100000 Ducaten, die in der gedachten Summe begriffen waren, machte sich Maximilian verbindlich, den Moro und dessen Nachkommen mit Mayland zu belehnen, und den jungen Herzog, seinen künftigen Schwager, also unterdrücken zu helfen. Man entschuldigte dieses Verfahren durch den Grund, daß Johann Galeazzo vor der Herzogswürde seines Vaters gebohren sey. Moro begnügte sich aber nicht damit, Mayland zu beherrschen, und in Oberitalien den mächtigsten Fürsten vorzustellen. Er wollte auch das Schicksal des übrigen Italiens lenken. Er wollte, besonders seine Feinde, den König von Neapel, und den Herzog von Florenz, demüthigen.

Hier hatte (1464) der Herzog Cosmus seinen Enkel Lorenz zum Nachfolger gehabt. Der kluge Lorenz wollte den habsüchtigen Pabst Sixtus IV, der seine vielen Söhne und Vettern, auf Kosten der übrigen Fürsten Italiens, zu versorgen wünschte, seine Plane nicht ausführen lassen. Er brachte in dieser Absicht zwischen Florenz,

Mayland

Mayland und Venedig eine Verbindung zur Absicht. Sixtus schwor ihm nun den Untergang zu.

Unter den florentinischen Familien, die über das Ansehn der Medici am meisten eifersüchtig waren, zeichnete sich besonders das Haus der Pazzi aus. Mit diesem ließ sich (1478) der Pabst in ein Einverständniß ein, um eine für den Lorenz und seinen Bruder Julian verderbliche Revolution durchzusetzen. An der Ausführung derselben nahmen zwey Vettern des Pabstes, Nahmens Riari, und der Erzbischof Salviati von Pisa, Antheil. Lorenzo und Julian sollten ermordet werden. Zum Tage dieser That bestimmte man das Fest der h. Reparata (28. April). Während des Hochamtes, während daß der Priester die geweihete Hostie zur Anbethung empor hob; während daß die Blicke der frommen Versammlung auf die ehrwürdige Handlung geheftet waren, stürzte der liebenswürdige Julian, von vielen Dolchstichen durchbohrt, nieder. Lorenz entgieng dem Tode, weil der für ihn bestimmte Mörder fehl stieß. Der Erzbischof

Salvi-

Salviati, der im Staatspallaste beschäftigt war, die Beamten der Republik für die Revolution zu gewinnen, wurde von dem Gonfaloniere (dem Oberpannerherrn) Petrucci in Verhaft genommen, und, gleich andern Mitverschwornen, zum Fenster hinausgehängt. Lorenzo, der bey dieser Gelegenheit die rührendsten Beweise von der Hochachtung und Liebe seiner Mitbürger empfieng, konnte die Wuth des Volkes nur mit großer Mühe besänftigen. So sehr, durch den unglücklichen Ausgang dieser Verschwörung, Sixtus IV beschämt war, so hörte er doch nicht auf, gegen den Lorenzo alle Feindseligkeit zu beweisen; auch brachte er, von dem Könige von Neapel unterstützt, den Lorenzo, der unter seinen Mitbürgern, noch immer mächtige Feinde hatte, in eine so große Verlegenheit, daß derselbe, wie man erzählt, heimlich nach Neapel gieng, um sich dem Ferdinand in die Armee zu werfen. Genug, Ferdinand söhnte sich (1480) mit ihm aus, und da die Türken, mit welchen Venedig um diese Zeit Friede geschlossen hatte, die Stadt Otranto eroberten, und ganz Unteritalien in Schrecken versetzten, so schloß

nun

nun der Pabst mit dem Lorenzo gleichfalls Frieden. Der edle Medici trug seitdem zur Erhaltung der Ruhe von Italien sehr viel bey. Nichts beweiset dieß überzeugender, als die Kriege, die bald nach seinem Tode (1492) in Italien ausbrachen.

Der alte König Ferdinand von Neapel, der zu demselben die erste Veranlassung gab*), bemühete sich erst in seinem hohen Alter, bey seinen Unterthanen, die er gedrückt und ausgesogen hatte, sich wieder Zutrauen zu erwerben. Dieß glückte ihm jedoch nicht. Die mißvergnügten Baronen des Reichs erregten einen Aufstand, und nun ließ Ferdinand, nachdem er sich mit ihnen zum Scheine wieder ausgesöhnt hatte, viele von denselben zum Ehrenmahle in sein Schloß einladen, und ermorden. Nicht lange hernach (1494 Jan.) erfolgte sein Tod. Sein Sohn Alphons hatte nun das Schicksal, von Karln VIII angegriffen zu werden.

Ludwig Moro, der ihm dieses Schicksal zuzog, bestach Karls VIII vornehmste Rathgeber,

*) Theil VIII, S. 251.

geber, den Seneschal von Beaucaire, (den ehemahligen Kammerdiener du Vesc) und den Finanzminister Brissonet, durch Geschenke und große Versprechungen so glücklich, daß sie, in Verbindung mit einigen neapolitanischen Flüchtlingen, die Unternehmung auf Neapel als sehr leicht vorstellten. Es fehlte jedoch Karln zur Ausführung dieser Unternehmung an Geld. Seine Lustbarkeiten und seine Freygebigkeit verzehrten schon gar zu große Summen, und seinen baaren Vorrath von 300000 Livres verschlang die Ausrüstung der Flotte. Vergebens ertheilten die Vorsteher der Stadt Paris dem unüberlegsamen König den Rath, diesen Krieg, von dem man sich für das Reich keinen Vortheil versprechen konnte, zu unterlassen. Man borgte von der Stadt Genua 100000 Livres, für welche man, auf nicht mehr als 4 Monathe, 14000 Livres Interessen bezahlte! Karl lebte indessen in der Gesellschaft der Hofdamen sehr angenehm. Die beste Zeit zum Feldzuge verstrich. Ein großer Theil des aufgebothenen Adels zog wieder nach Hause. Karl, den die Pest von Brissonets Hause entfernte, fieng an, die Neigung für den Krieg zu verlieren.

lieren. Fast schien alles zurückzugehen, als Karl (1494 am 22. Aug.) sich plötzlich zu Pferde setzte, und den Alpen zueilte. Auf seine schnelle Entschließung wirkte seine Schwester, Anna von Bourbon, die nach Hof gekommen war, um ihn von den Ausschweifungen der Wollust abzuziehen, wirkten die dringenden Vorstellungen Ludwigs Moro, und besonders des Cardinals Julian de la Rovere, der nicht eher ruhete, als bis Karl wirklich aufbrach.

Der König von Neapel hatte jetzt weiter keinen Freund, als den neuen Pabst Alexander VI (seit 1491). Der letztre, ein Spanier, Nahmens Rodrigo Borgia, der mit einer Mätresse mehrere Kinder gezeugt hatte, unter welchen sich Cäsar Borgia und Lucretia befanden, beschimpfte sich durch die vielfältigsten Beweise der abscheulichsten Denkart. Er ließ unter andern durch falsche Zeugen beschwören, daß sein Sohn Cäsar, den er zum Cardinal erheben wollte, der Sohn eines andern sey. Der König von Neapel machte sich verbindlich, das Interesse seiner Familie durch glänzende Ehrenstellen, ansehnliche Fürsten-

stenthümer, und reiche Bräute, zu befördern. Dagegen ließ er ihm die Beleihung über Neapel, und die Krönung angedeihen; er schenkte ihm auch den Tribut, den die Könige von Neapel dem päbstlichen Stuhle entrichten mußten; er ermunterte den Peter von Medici, den Nachfolger des Lorenzo, der französischen Armee den Durchzug zu verwehren, und er sicherte dem Könige Ferdinand von Spanien den Ertrag einer Kreuzbulle zu, damit er den König von Neapel mit einer Flotte unterstützen könnte. Diesem sollte sogar der Großsultan Bajazeth II beystehen. Dem Könige Karl drohete Alexander mit dem Banne, und Brissonet wurde durch die schöne Aussicht, einen Cardinalshut zu bekommen, bewogen, dem Könige den Krieg zu widerrathen; allein Beaucaire blieb dem Interesse des Moro getreu. Dieser verschaffte dem Könige Karl 50000 Ducaten, die ein Kaufmann aus Mayland vorschoß, und für die sich die vornehmsten Herren Frankreichs verbürgten. Da Alphons einen Theil seines Heeres, in Verbindung mit den päpstlichen Truppen, gegen den Po vorrücken ließ, um einen Versuch auf Genua zu machen, und sich Maylands,

noch

noch vor Karls Anzuge zu bemächtigen, so war die französische Hülfe dem Moro um so nöthiger.

Karls Heer versammelte sich bey Asti, einer dem Herzog von Orleans gehörigen Stadt. Es wuchs auf 30 bis 40000 Mann an. Sein Geschütz bestand aus 400 Kanonen, unter welchen sich 140 schwere befanden, die auf Lavetten lagen. Der Anfang dieses Feldzuges kündigte sich nicht sehr glücklich an. Karl verlohr auf dem Marsche nach Italien seinen besten Feldherrn. Der saure Wein und die rauhe Bergluft Oberitaliens behagte den Franzosen gar nicht. Karl bekam die Kinderblattern. Dadurch wurde der Fortgang der Unternehmungen abermahls gehemmt. Die freywilligen Edelleute, welche die Hoffnung zu neapolitanischen Lehngütern in großer Anzahl zur Armee gelockt hatte, übten aus langer Weile allerley muthwillige Streiche aus. Karls Unternehmungen verhinderte aber auch der beständige Geldmangel. Um demselben wenigstens auf einige Zeit abzuhelfen, lieh er von der Herzogin von Savoyen, und dem Markgrafen von

Mont-

Montferrat, Juwelen, die er für 27000 Ducaten wieder verpfändete.

Karl rückte hierauf bis Pavia vor. Hier fand er den Johann Galeazzo nicht allein krank, sondern gleichsam gefangen. Auf den Knieen liegend, mit zerrissenen Haaren und empor gehobenen Händen, bath Isabella, dessen Gemahlin, den Moro, um die Linderung seines Schicksals. „Es sey nicht zu ändern" war Moro's Antwort, und nicht lange hernach starb Johann Galeazzo, vielleicht als ein Opfer der Herrschsucht seines Oheims.

Den Durchzug durch Toscana erschwerte Karln die Freundschaft, die Peter von Medici, des (1492) gestorbenen Lorenzo Nachfolger, für den neapolitanischen Alfons fühlte. Er mußte sich jedoch, nach einem lebhaften Widerstande entschließen, zum Könige von Frankreich ins Lager zu kommen, ihm 200000 Ducaten als ein Darlehn auszuzahlen, und Livorno, Pisa, und andere Oerter, einzuräumen. Pisa wurde von Karln für frey erklärt. Ueber diesen unglücklichen Ausgang der Verbindung mit Neapel gerieth das Volk

in

in Florenz in eine solche Wuth, daß es den Peter, nebst seinen Brüdern, aus der Stadt jagte; daß es in der Folge auf den Kopf des erstern einen Preis setzte; daß es die vortrefflichen Sammlungen von Antiken, Kunstwerken, geschriebenen und gedruckten Büchern, welche die Mediceer angelegt hatten, theils zerstreute, theils vernichtete. Den Regenten zu Florenz stellte nunmehr der von Gott sich berufen fühlende Mönch Savonarola vor.

Karl marschierte indessen nach Rom. Der h. Vater Alexander VI rechnete auf die Hülfe des Zizim (Dschem) Bajazeths II Bruder. Aber dennoch hielt Karl in der Neujahrsnacht (1495) bey dem Scheine der Fackeln, und bey kriegerischer Musik, seinen Einzug. Alexander flüchtete in die Engelsburg. Viele Cardinäle gaben Karln den Rath, den schändlichen Pabst abzusetzen; er wollte sich aber nicht mit dieser Sache befassen. Indessen ließ er es den Pabst und die Cardinäle doch fühlen, daß sie mit dem mächtigen Könige von Frankreich zu thun hatten. Sie mußten, nachdem die Vergleichsbedingungen im vollen Consistorium schon dictirt waren, auf Karls

An-

Ankunft ziemlich lange warten. Nun erst leistete er dem Pabst die gewöhnliche Obedienz, die man am päbstlichen Hofe so gern für eine Huldigung erklärte. Eine Abbildung derselben hieng man in einem Zimmer der Engelsburg auf, wo sie aber kein Franzose so leicht zu sehen bekam. Der Pabst mußte dem Könige einige Sicherheitsplätze einräumen, mußte ihm die Beleihung über Neapel ertheilen, mußte endlich sowohl den Zizim, als dem Cäsar Borgia, ausliefern. Allein Zizim starb auf dem Marsche, wie man sagt, vergiftet, und Cäsar entwischte.

Die neapolitanische Armee setzte dem Einrücken der Franzosen einen geringen Widerstand entgegen. Wie konnte sie aber auch einen großen Muth beweisen, da ihr König Alphons sich indessen in einem sicilischen Kloster verbarg? Er starb hier als ein büßender Sünder. Seinem Nachfolger Ferdinand II fehlte es ganz an den Eigenschaften, welche bey der damahligen gefährlichen Lage des neapolitanischen Reiches unentbehrlich waren. Es fehlte daher an allen Vertheidigungsanstalten. Keine Stadt verweigerte den Fran-

zosen den Einzug, selbst Neapel nicht. Ferdinand floh, nachdem er blos die Festungen der Hauptstadt mit Garnisonen versehen hatte, auf die gegenüber liegende Insel Ischia. Karl zog hierauf (1495 Febr.) gleichsam im Triumphe, und im kaiserlichen Ornate, in Neapel ein. In kurzer Zeit war fast das ganze Reich erobert. Karl ließ sich, dem päbstlichen Widerspruche zum Trotze, zum Könige von Neapel krönen. Schon schmeichelte sich der eitle und unerfahrne Fürst mit der Eroberung des ganzen griechischen Kaiserthumes! Von dem Glücke des ersten Feldzuges berauscht, überließ sich Karl ganz sorgenlos blos dem Genusse des sinnlichen Vergnügens, und sein Beyspiel blieb von seinen Franzosen natürlich nicht unnachgeahmt.

Während daß sich nun die französische Armee in Neapel durch ihre Zuchtlosigkeit auflöse; während daß sich die Franzosen durch ihren galanten Muthwillen, durch ihren Uebermuth, bey den Neapolitanern äusserst verhaßt machten, arbeitete der listige Moro, der Florenz und Neapel nun genug gezüchtigt sah, an der Ausführung des Planes, die

Fran-

Franzosen wieder aus Italien zu vertreiben. Zur Beförderung dieses Planes schloß er nicht nur mit dem Könige Ferdinand dem Katholischen von Spanien, dem Kaiser Maximilian I, und dem Freystaat Venedig, sondern auch mit dem Pabste, eine Verbindung, die man die heilige Union nennte.

Karl, der es bey seiner nicht sowohl durch Gefechte, als durch Krankheiten, sehr verminderten Armee nicht wagen durfte, sich den Rückweg durch Oberitalien versperren zu lassen, eilte mit 10000 Mann nach den Alpen. Er hielt sich aber in Toscana zu lange auf. Dadurch gewannen seine Feinde Zeit, ihm mit vereinigter Macht entgegen zu ziehen. Bey Fornovo, nicht weit von Parma, sah sich Karl von 60000 Mann so eingeschlossen, daß er sich mit seinen braven Franzosen durchschlagen mußte. So kam er glücklich nach Asti. Der Herzog von Orleans, der, anstatt ihm Verstärkung zu bringen, Mayland angriff, wurde von allen Seiten umringt. Karl ruhete, von Orleans und Neapel gleichsam abgeschnitten, zu Turin, in den Armen eines artigen Frauenzimmers,

von den ausgestandenen Mühseligkeiten aus. Einem ansehnlichen Heere von Schweitzern, das ihm zu Hülfe zog, traute man so wenig, daß man sich, zum großen Verdrusse der Schweitzer, mit dem Moro lieber verglich.

Die in Neapel ihrem Schicksale überlassenen Franzosen waren nicht im Stande, bey dem Besitze dieses Reiches sich zu behaupten. Von den Einwohnern, die sie immer besser kennen lernten, weder geliebt noch gefürchtet, sondern vielmehr gehaßt und verachtet, hatten sie noch überdieß zwey mit einander gar nicht übereinstimmende Oberbefehlshaber, den trägen, unklugen Montpensier, und den raschen und muthigen Aubigni. Die Venezianer bemächtigten sich der unbesetzten Seestädte; der König Ferdinand rückte, von einer spanischen Armee und Flotte unterstützt, von Calabrien aus immer weiter vor. Die Franzosen ließen sich (im Jul.) durch eine List aus Neapel herauslocken, wo nun Ferdinand aufgenommen wurde. Die Franzosen, die durch Krankheiten, und Mangel an Bedürfnissen immer schwächer wurden, mußten fast das ganze Land räumen. Montpensier

pensier starb, und Aubigni ertrotzte noch (1496) den Abzug mit fliegenden Fahnen. So endigte sich Karls VIII große Unternehmung gegen Neapel!

Der seiner Liebeshändel eben so sehr, als seiner Liebschaften überdrüßige Karl, fieng nun an, einen guten König zu machen. Er saß selbst zu Gericht; er hörte die Klagen und Beschwerden seiner Unterthanen mit vieler Bereitwilligkeit an; er bemühete sich sogar, der Staatsverwaltung eine verbesserte Einrichtung zu geben. Aber während seiner lobenswürdigen Aeusserungen von Regentensorgfalt, überraschte ihn (1498 am 17. April) der Tod.

Karl VIII hatte Ludwig XII, einen Enkel des ermordeten Herzogs von Orleans *), zum Nachfolger, der, 36 Jahre alt, in der Schule der Widerwärtigkeiten, und der großen Welt, gebildet, das Zutrauen der Nation nicht nur durch Abstellung ihrer Beschwerden, gute Anstalten, und Verminderung der Ab-

*) Theil VIII, S. 42.

Abgaben, sondern auch durch eine sorgfältige Wirthschaft, rühmliche Policey und Gesetze, und durch Anordnung eines Staatsrathes, sich zu erwerben wußte. Sein erster Minister, Georg von Amboise, Erzbischof von Rouen, wußte mit vieler Schlauigkeit seinen König zu lenken, während daß dieser selbst zu regieren glaubte. Amboise theilte die Staatsverwaltung mit der Königin, der Anna von Bretagne, Karls VIII Wittwe, gegen die Ludwig XII seine erste Gemahlin, Karls VIII Schwester, vertauschte.

Ludwig XII hatte von seiner Großmutter Valentine Ansprüche auf Mayland geerbt *). Diese wollte er jetzt geltend machen. Er suchte daher nicht nur den Pabst und Venedig, sondern auch Heinrich VII von England, Ferdinand den Katholischen von Spanien, den Kaiser Maximilian, und dessen Sohn, den Herzog Philipp den Schönen, und noch andre Fürsten mehr, in sein Interesse zu ziehen. Vornehmlich wünschte er aber, ein ansehnliches Heer von braven

Schwei-

*) Theil VIII, S. 192.

Schweitzern in seinen Sold zu bekommen. Ein Theil der Eidgenossen (Bern, Schwytz, Lucern und Unterwalden) hatte sich zwar schon mit dem Herzoge Moro in einen Subsidien-Tractat eingelassen; sie entsagten aber demselben, und machten sich verbindlich, für $4\frac{1}{2}$ Fl., die jeder Gemeine monathlich bekommen sollte, dem Könige von Frankreich ein beträchtliches Heer zu stellen.

Der Pabst hoffte von Ludwigs VII Zuge nach Italien für seinen Sohn, dem Cäsar Borgia, Vortheil zu ziehen. Er suchte diesem, so wie seinen andern Söhnen, zu einem Staate zu verhelfen. Der eigennützige Cäsar wollte aber recht viel besitzen. Er ließ daher seinen ältern Bruder, dem der Vater Benevento, und andre Länder des Kirchenstaates abgetreten hatte, heimlich durch Meuchelmörder umbringen, und in die Tiber werfen. Cäsar, der nun den Cardinalshut gegen die Würde eines Herzogs von Romagna vertauschte, that dem neuen Könige Friedrich von Neapel, des Alphons Nachfolger, den Antrag, ihm seine Tochter zur Gemahlin zu geben. Friedrich schlug sie ihm

ihm aber ab, weil er in dem Vater, dem Pabste, einmahl doch den Beförderer seines Unterganges sah. Der rachsüchtige Alexander schloß sich jetzt um so mehr an Frankreich an. Ludwig XII räumte dem Cäsar den Bezirk von Valence, mit dem Titel eines Herzogthumes, ein.

Moro both alles auf, um sich gegen die ihm drohende Gefahr etwas in Sicherheit zu setzen. Er reitzte die Türken, Venedig feindselig zu behandeln; er gab dem Kaiser Maximilian Geld, um deutsche Söldner für ihn anwerben zu lassen. Allein Maximilian verthat das Geld, und die Söldner blieben aus. Ludwigs Heer rückte indessen (1499) heran; 1600 Lanzen und 13000 Mann Fußvolk, nebst einem großen Zuge von Geschütz, die den Jacob von Trivulzio, einen vertriebenen Mayländer, und den Aubigni, zu Oberbefehlshabern hatten. Der bey seinen Unterthanen verhaßte Moro konnte mit seinen Soldtruppen so wenig Widerstand thun, daß, in Zeit von drey Wochen, ganz Mayland, fast ohne Schwerdtschlag, in den Händen der Franzosen war.

Moro

Moro eilte, in der Festung zu Mayland eine starke Besatzung zurücklassend, mit seinen Kindern und Schätzen nach Deutschland. Sein Oberbefehlshaber in der Festung verkaufte (im Oct.) sie dem Ludwig, der den Trivulzio zum Statthalter von Mayland machte. Auch Genua unterwarf sich.

Kaum hatte sich jedoch Ludwig, nebst dem größten Theile seines Heeres, entfernt, als die Mayländer, durch des Trivulzio unbesonnenes Verfahren, gereitzt, zu den Waffen griffen, und dem Moro, der mit schweitzerischen Fußvolke, und burgundischer Reiterey herbeykam, das Land wieder erobern halfen. Als die Heere beyder Theile bey Novara einander gegen überstanden, erhielt das Kriegsvolk der Schweitzer von seiner Regierung den Befehl, nach Hause zu kommen. Ludwigs Generale wußten es jedoch so einzurichten, dieser Befehl nur den schweitzerischen Truppen im mayländischen Solde bekannt gemacht wurde. Diese traten daher den Abzug an, und Moro, der sich von ihnen verlassen in großer Verlegenheit sah, brachte es kaum dahin, daß er unter

ihnen

unter ihnen verkleidet sich mit fortschleichen durfte. Allein es standen auf seinen Kopf 500 Kronenthaler. Ein Schweizer aus Uri, Rudolf Thurmann, verrieth ihn bey dem Vorbeymarschieren den Franzosen durch ein Zeichen. Ludwig XII, der den gefangnen Moro keines Gehörs würdigte, sah, als gemeiner Soldat verkleidet, denselben, ohne daß er wußte, in Lyon einziehen. Moro brachte die übrigen Jahre seines Lebens in dem engen Kerker des Schlosses Loches in Berry zu. Thurmann, der ihn verrathen hatte, wurde von seiner Obrigkeit streng bestraft.

Mayland befand sich nun in der Gewalt Ludwigs XII. Seine Truppen verhalfen dem Cäsar Borgia zum Besitze von Romagna, Perugia, Urbino und Camerino. Der Bösewicht wurde aber an dem langen Besitze dieser und andrer Länder durch den Tod verhindert, den er sich (1503) durch ein aus Versehen genommenes Gift zugezogen hatte. Sein Vater Alexander VI überlebte ihn nur kurze Zeit.

Ludwig

Ludwig XII wollte aber noch mehr in Italien erobern. Auch das Königreich Neapel reitzte seine Habsucht. Bey dieser Unternehmung hatte er jedoch an dem Könige Ferdinand dem Katholischen von Spanien einen mächtigen Mitbewerber. Da er es nun für besser hielt, die Hälfte des neapolitanischen Reiches sicher, als das ganze unsicher zu besitzen, so schloß er (1500) Nov.) mit dem Ferdinand einen vorläufigen Theilungsvertrag, nach welchem Ludwig die Hauptstadt, nebst Terra di Lavoro und Abruzzo, Ferdinand aber Apulien und Calabrien, bekommen sollte. Ferdinand, der den Friedrich durch den angebothenen Beystand täuschte, besetzte mehrere Festungen. Wie groß war aber Friedrichs Entsetzen, als, nach der Ankunft des französischen Heeres bey Rom, (1501) Jul.) das schreckliche Geheimniß sich aufklärte! Friedrich, der lieber mit dem edlern Ludwig XII, als dem listigen Ferdinand, zu thun haben wollte, ergab sich dem Aubigni, der ihn auf die Insel Ischia ziehen ließ. Ludwig versprach ihm den Bezirk von Maine, nebst einem Jahrsgehalt von 30000 Livres; den Besitz des

ersten

ersten erlaubte ihm aber das Parlament nicht. Friedrich starb auch schon nach einigen Jahren (1504) als der letzte König der bisherigen aragonischen Königsfamilie von Neapel und Sicilien, in Frankreich. Ein unehlicher Abkömmling dieses Hauses, der Prinz Ferdinand von Calabrien, hatte noch die Stadt Tarento in seiner Gewalt. Diesem versprach Ferdinand Gonsalvo de Cordova, der Großcapitain Ferdinands des Katholischen, freyen Abzug, wenn er die Stadt übergeben würde. Er bestätigte dieses Versprechen durch einen Eid, und dennoch wurde der Prinz nach Spanien geschickt.

Der schlaue Cordova verhalf seinem Monarchen zum Besitze des ganzen Reiches. Die beyden Oberbefehlshaber veruneinigten sich über das Eigenthum der Provinz Capitanata, in Ansehung deren in Theilungsvertrage nichts ausgemacht worden war. Anbigni drängte den Gonsalvo so zurück, daß ihm, ausser Barletta, nichts mehr übrig blieb; dieser wurde jedoch von allen Seiten so verstärkt, daß er bald wieder vorrücken konnte. Die französische Armee in

Neapel

Neapel wurde hingegen durch Mangel an Bedürfnissen, durch Krankheiten, und durch die Uneinigkeit ihrer Oberbefehlshaber, in einen immer ohnmächtigern Zustand versetzt. Aubigni, dem Nemours vorgesetzt wurde, wollte sich dessen Anführung nicht unterwerfen, und setzte den Feldzug in Calabrien allein fort. Nemours beförderte durch seine Unbesonnenheit den Untergang der Armee. Die zerstreuten, unter keinem gemeinschaftlichen Oberbefehle stehenden Franzosen, konnten den vereinigten, gut angeführten Spaniern keinen hinreichenden Widerstand entgegen setzen. Aubigni wurde (1503) geschlagen und gefangen, und Nemours verlohr nicht allein den Sieg, sondern auch das Leben. Die Franzosen, die keine Generale, keine Vorräthe, und kein Geld hatten, mußten den Spaniern Neapel, und noch andre Oerter, überlassen. Ludwig XII, den Ferdinand der Katholische, durch seine listigen Unterhandlungen, lange genug getäuscht hatte, ließ zwar drey neue Heere marschieren; aber die Römer hielten die Zufuhre, und die Finanzminister das Geld, auf. Der armselige Ueberrest der neapolitanischen Armee mußte

nun

nun auch die letzte Festung Gaeta übergeben. Ferdinand verstattete ihnen nicht einmahl einen freyen Abzug. Fast alle vornehme Familien Frankreichs waren, durch den unglücklichen Ausgang der Unternehmung auf Neapel, in Trauer versetzt. Den Ludwig selbst stürzte Gram und Aerger in eine tödliche Krankheit.

Die so sehr gekränkte Kriegsehre der Franzosen rettete damahls noch zwey von ihren bravsten Officieren, Ludwig d'Ars, und Peter von Bayard. Jener behauptete sich in Basilicata. Als ihn Ludwig ohne Unterstützung ließ; als er ihm das Land zu räumen befahl, nöthigte er erst die Spanier, die Belagerung der Stadt Venosa, wo er eingeschlossen war, aufzuheben, sodenn zog er langsam, in Schlachtordnung und mit fliegenden Fahnen, überall Kriegssteuern ausschreibend, nach Frankreich zurück. Sein König gieng dem Helden entgegen. Er überließ ihm die Wahl seiner Belohnung. D'Ars bath um weiter nichts, als daß ein Mann von bewährter Tapferkeit, der nicht einmahl sein Freund war, nach Frankreich zurückkehren dürfte.

Bay-

Bayard, aus Dauphinè, ein echter Ritter, mit dem edelsten Herzen, und dem zartesten Ehrgefühle, bewies bey mancher Gelegenheit eine so ausserordentliche Unerschrockenheit, daß ihn seine Zeitgenossen den Ritter ohne Furcht und Tadel *) nennten. Als die französische Armee in das Mayländische einrückte, jagte er an der Spitze von 50 Freywilligen, 200 Feinde aus einer Stadt heraus, und rennte, sie verfolgend, ganz allein bis in die Hauptstraße, wo man ihn gefangen nahm. Ludwig Moro wurde durch seine Unerschrockenheit so sehr in Erstaunen gesetzt, daß er ihn ohne Lösegeld in Freyheit setzte. Ein andermahl erlegte Bayard, obgleich krank, einen spanischen Officier, im Zweykampfe. Er und noch ein anderer französischer Officier siegten über 13 Spanier. Einst vertheidigte er ganz allein eine Brücke gegen 200 Spanier, und rettete dadurch das französische Heer. Er wurde zwar von den Spaniern gefangen, von seinen Landsleuten aber wieder befreyt. Seine edle Uneigennützigkeit bewies Bayard mehr als ein-

*) Le chevalier sans peur et sans reproche.

einmahl. Sein Rittmeister de Ligny schenkte ihm Silbergeräthe, die 300 Mark am Werth hatte; Bayard wollte sie aber nicht behalten, weil sie das Eigenthum von Anführern gewesen waren. Er theilte sie daher unter seine Kameraden aus. Eben das that er, als es ihm einst 15000 Ducaten Beute trug. Er glaubte überhaupt, nichts für sich allein behalten zu dürfen.

Sechstes Kapitel.

Maximilians unglücklicher Schweitzerkrieg. Ligue zu Cambray. Franz I siegt bey Marignano.

Italien blieb noch lange der vornehmste Schauplatz der europäischen Kriege. Jetzt gab das reiche und mächtige, aber auch stolze und eroberungssüchtige Venedig, zum Ausbruche eines neuen Krieges die Veranlassung. Die vornehmsten Monarchen von Europa, der Kaiser, der Pabst, die Könige von Frankreich und Spanien, glaubten Ursache zu haben, an der Unterdrückung dieses Freystaates gemeinschaftlich zu arbeiten.

Der Pabst Alexander VI hatte erst Pius III, der nur einige Tage auf dem päbstlichen Throne saß, und hernach Julius II, den ehemahligen Cardinal de la Rovere, der vorher ein Bettelmönch gewesen war, und für einen wackern Trinker galt, zum Nachfolger. Von diesem wurde der von Ludwig XII verlassene Cäsar Borgia, mit Hülfe Ferdinands des Katholischen, unterdrückt. Man nahm den Cäsar (1504) zu Neapel in Verhaft, und schickte ihn nach Spanien. Von hier entwischte er nach Navarra, wo er (1508) in dürftigen Umständen starb. Julius II nahm, von 24 Cardinälen begleitet, das Hochwürdigste vor sich her, alle Länder des Kirchenstaates, die sich Cäsar angemaßt hatte, wieder in Besitz. Dem Kirchenstaate hatte aber auch Venedig beträchtliche Bezirke entzogen. Um sie wieder zu bekommen, schloß Julius mit Maximilian I und Ludwig XII eine Verbindung.

Maximilian hatte an den Kriegen in Italien bisher keinen glücklichen Antheil genommen. Zwar half er bey Fornovo Karln VIII in Verlegenheit bringen; als er aber

(1496)

(1496) einen neuen Zug nach Italien vornahm, um die Unabhängigkeit der Stadt Pisa gegen Florenz zu behaupten, so mußte er von der Belagerung von Livorno mit großem Verlust wieder abziehen. Sein Ansehn wurde aber durch einen unglücklichen Krieg mit den Schweitzern noch mehr vermindert.

Zwischen den Schweitzern und dem Schwabenbunde, einer Verbindung der schwäbischen Fürsten und Städte, herrschte eine gewaltige Abneigung, welche durch die großen Freyheiten, die sich die Eidgenossen anmaßten, hauptsächlich erzeugt wurde. Durch den Schwabenbund ließ sich nun Maximilian verleiten, einen Versuch zu machen, ob er die Schweitzer der deutschen Oberherrschaft wieder unterwerfen könnte. Er that ihnen daher den Antrag, die Aussprüche des von ihm gestifteten Reichskammergerichts anzuerkennen. Er wagte diesen Antrag um so eher, da die Cantone der Verbindung mit dem deutschen Reiche noch nicht ausdrücklich entsagt, da sogar einige derselben auf seinen ersten Reichstag Abgeordnete geschickt hatten.

Die Schweitzer, die durch ihre Theilnahme an den italienischen Kriegen zwar vieles Gold gewonnen, aber auch viele tapfere Leute eingebüßt, und ihre Sitten verschlimmert hatten, die fühlten ihren Bund, der (1480) noch durch die Städte Freyburg und Solothurn vergrößert worden war, so befestigt und so mächtig, daß sie dem Kaiser Trotz biethen zu können glaubten. Da sich nun Graubündten, welches sich gleichfalls an die Eidgenossen enger angeschlossen hatte, mit Tyrol im Streit verwickelte, so both dieß zum Ausbruche des Krieges bald eine Gelegenheit dar. Dieser Krieg wurde, wegen der Erbitterung beyder Theile, mit unmenschlicher Heftigkeit geführt. Ein Theil von Tyrol verwandelte sich in eine Einöde, und die Schweitzer, welche von den Schwaben durch schimpfliche Reden noch mehr gereitzt worden waren, brennten alle Schlösser und Dörfer längs der deutschen Gränze ab. Maximilian war hingegen mit seinen ansehnlichen Heeren nicht so glücklich, in das Gebieth der Schweitzer eindringen zu können. Die Schweitzer siegten in zehn Gefechten, und tödteten, auf 20000 Schwaben und Oestreicher. Endlich wurde (1499) Sept.) zu

Basel

Basel Friede geschlossen. Die Schweitzer bekamen das Landgericht Thurgau. Sie erwarben sich aber, welches ungleich wichtiger war, den Vortheil, daß ihre Unabhängigkeit vom Hause Oestreich nie wieder angefochten wurde.

Maximilian, der in diesem, so wie in seinen meisten Kriegen, unglücklich war, weil es ihm gewöhnlich an Kriegsvolk, und noch gewöhnlicher an Geld fehlte, wollte hierauf nach Italien ziehen, um die Kaiserkrone zu empfangen, und dem Könige von Frankreich das Herzogthum Mayland zu entreissen. Allein Venedig versagte seinem Heere den Durchzug; auch wollte es an einer Verbindung gegen Frankreich keinen Antheil nehmen. Der darüber aufgebrachte Maximilian erklärte die Venezianer in die Reichsacht. Da er aber doch nicht gleich ein Heer hatte, um den stolzen Senat von Venedig seinen Zorn fühlen zu lassen, so mußte er den Zug nach Italien noch auf einige Zeit verschieben. Indessen gab ihm einer seiner Minister, wahrscheinlich Mathäus Lang, ein eben so kenntnißvoller und kluger als einnehmender und ge-

geschätzter Mann, den Rath, den Kaisertitel ohne Krönung anzunehmen. Maximilian nennte sich indessen doch nur einen Erwählten römischen Kaiser. Der Pabst Julius II gestand ihm diesen Titel um so williger zu, da er sich nach dem Augenblicke, den Kaiser in der Nähe zu sehen, ohnedieß nicht sehr sehnte. Seit der Zeit hat sich kein deutsches Reichsoberhaupt, Karln V ausgenommen, in Italien zum Kaiser krönen lassen, und wie vieles Geld, und wie vieler Verdruß, ist den deutschen Kaisern dadurch nicht erspart worden!

Maximilian brachte endlich 1500 Reiter und 4000 Mann Fußvolk zusammen. Mit diesen drang er (1508 Febr.) glücklich in das venezianische Gebieth, bis Verona, vor. Seine Kriegscasse war jedoch bald erschöpft, und seine Soldaten schlichen sich wieder davon. Die Venezianer fielen, von den Franzosen unterstützt, in das Friaul und Histreich ein, und eroberten Gradisca, Görz, Triest, Fiume. Maximilian mußte sich verbindlich machen, den Besitz dieser Oerter den Venezianern drey Jahre hindurch ruhig zu überlassen. Die

Krän-

Kränkung, die er darüber empfand, vermehrte noch der Triumph-Einzug, den Venedig seinem Generale Alviano gestattete. Eine Gelegenheit, an den übermüthigen Venezianern sich zu rächen, kam ihm daher sehr erwünscht.

Ludwig XII hatte den Venezianern zwar Beystand geleistet; aber seine Truppen sollten ihnen blos das Verlohrne wieder erobern helfen. Nun ließ er sich durch den Cardinal Amboise sogar bereden, an einer Verbindung gegen Venedig, die Julius II entworfen hatte, Antheil zu nehmen. Ferdinand der Katholische trat derselben bey, weil er von dem Pabst die Beleihung über Neapel zu erhalten wünschte, und weil ihn Maximilian dazu aufforderte. Des letztern Tochter, Margrethe, Statthalterin der Niederlande, war diejenige, die, in Verbindung mit dem Cardinal Amboise, das Bündniß gegen Venedig hauptsächlich zur Richtigkeit brachte. Es wurde auf einem Congresse zu Cambray (1508 Febr.) unterzeichnet, und man theilte schon im voraus jedem von den verbundenen Monarchen dasjenige zu, was ihm von den Venezianern war entrissen worden.

Der

Der Ausführung des zu Cambray verabredeten Planes setzten sich aber bald große Schwierigkeiten entgegen. Maximilian hatte nicht nur mit Venedig erst auf drey Jahre Waffenstillstand geschlossen, sondern er war auch wie gewöhnlich weder mit Kriegsvolk, noch mit Geld, versehen. Die deutschen Reichsstände bezeigten sich aber sehr unbereitwillig, dem Kaiser Geld und Kriegsvolk zu geben. Dem Pabste war es blos darum zu thun, dasjenige wieder zu bekommen, was die Venezianer dem Kirchenstaate entrissen hatten. Dagegen wünschte er die Kriegskräfte der vornehmsten europäischen Monarchen gegen die Türken in Bewegung zu sehen. Auch wollte er das zu Cambray geschlossene Bündniß lange nicht genehmigen. Er both dem Senat von Venedig, der die Gewißheit des Bündnisses von ihm zuerst erfuhr, sogar Frieden an. Ferdinand der Katholische fand dasselbe seinem Interesse auch nicht recht angemessen. Er wollte dem Maximilian, dem er nicht trauen durfte, keine Gelegenhnit geben, zu einer größern Macht zu gelangen. So wenig die Bundesgenossen es nun aufrichtig meynten, so ließen sie doch durch ihre

Ge

Gesandten zu Burgos in Spanien (1509 März) auf der geweiheten Hostie, den Vertrag zu Cambray beschwören.

Der venezianische Senat erschrak über das große Bündniß, das ihm den Untergang seines Staates zu drohen schien, so wenig, daß er alle Friedensvorschläge Julius II und Ludwigs XII verwarf. Der Angriff wurde also wirklich beschlossen. Der Pabst kündigte den Venezianern seine feindseligen Gesinnungen durch eine Bannbulle an. Auf seinen Antrieb rückte Ludwig vierzehn Tage vor der verabredeten Zeit (15. April) ins Feld. Das reiche Venedig stellte seinen Feinden ein ansehnliches Heer von Candioten, Arnauten und Croaten entgegen. Es konnte sowohl zu Wasser, als zu Lande, einen Angriff seiner Feinde aushalten. Diese rückten jedoch zu seinem Glücke nicht alle auf einmahl an. Dennoch setzte Ludwig XII mit seinen 40000 Mann die Venezianer schon in große Verlegenheit. Petigliano und Alviano, ihre Feldherren, stimmten, wegen der Verschiedenheit ihres Charakters, so wenig mit einander überein, daß ihre Unternehmungen unmöglich gelin-

gelingen konnten. Dieß zeigte sich besonders in der Schlacht bey Agnadello im Mayländischen (14 May) wo Alviano, vom Petigliano verlassen, geschlagen und gefangen wurde. Da Venedig nun seine besten Krieger verlohren hatte; da es diejenigen, die ihm übrig blieben, zurückziehen mußte, um die Stadt von der Landseite her zu decken, so eroberte Ludwig XII das ganze italienische Gebieth von Venedig, und er würde, wenn ihn der Neid seiner Bundesgenossen nicht daran verhindert hätte, die Eroberung vollendet haben.

Ludwigs Bundesgenossen wollten aber Venedig nicht sowohl vernichten, als nur demüthigen. Die Armee des Pabstes, die dem Kriegsstande zur Unehre gereichte, setzte sich zwar auch in Bewegung; der h. Vater ließ jedoch den Venezianern noch Zeit zur Besserung. Ferdinand der Katholische erwartete mehr von seinen Ränken, als von seinen Waffen. Maximilian, dem die Reichsstände kein Geld geben wollten, bekam endlich von dem reichen Kaufmanne Jacob Fugger in Augsburg ein Darlehn

lehn von 17000 Ducaten; auch ließen ihm seine Bundesgenossen einige Subsidiengelder auszahlen. Er brachte mit diesem Gelde so viele Leute zusammen, daß er verschiedene kleine Heere gegen Venedig konnte anrücken lassen. Er selbst kam bis nach Trient, wo er, für 100000 Speciesthaler, dem Könige Ludwig die Beleihung über Mayland ertheilte.

Da Maximilians Truppen nicht nur Friaul und Histreich, sondern auch venezianische Oerter, besetzten, so fühlte der Senat zu Venedig seine Bedrängniß so innig, daß er sich auf die Vertheidigung des Dogado, oder des eigentlichen Bezirkes der Hauptstadt, einzuschränken beschloß. Maximilian eroberte daher auch Verona, Vicenza, ja selbst Padua. Ferdinand nahm indessen die Seestädte, die das Ziel seiner Wünsche waren, in Besitz, und auch Julius II hatte schon mehr, als er verlangte.

Die gemäßigten, oder vielmehr politischen Absichten des Pabstes, und des Königs von Spanien, retteten Venedig von seinem Untergange. Schon vor Maximilians Einrükken in Italien hatten Julius und Ferdinand un-

unter sich festgesetzt, daß Venedig erhalten, und die Macht Ludwigs und Maximilians eingeschränkt werden sollte. Ferdinand und Julius wollten daher auch nicht Venedig selbst angreifen lassen. Maximilian, den der edle Giustiniani, Venedigs Gesandter, auf den Knieen liegend um Frieden bath, rechnete auf die Eroberung der Hauptstadt Venedig mit solcher Zuversicht, daß er schon wegen der Theilung unterhandelte; es fehlte ihm jedoch bald an Geld, und an guten Soldaten, und Julius beredete ihn deswegen um so leichter zu dem Versprechen, mit der Abtretung eines ansehnlichen Gebiethes sich zu begnügen, und die Verbindung mit Ludwig aufzugeben. Ludwig gieng indessen nach Frankreich zurück, nachdem er seine Länder besetzt, und dem Kaiser einige Hülfstruppen zurückgelassen hatte.

Maximilian, der sich so oft in seinem Leben anders besann, setzte den Krieg gegen Venedig fort. Die Venezianer, die vor seinen schlecht bezahlten Soldaten sich wenig fürchteten, hatten die Stadt Padua durch einen Ueberfall wieder in Besitz genommen.

Jetzt

Jetzt erschien aber Maximilian mit einem Heere von 40000 Mann, das durch Kriegsvolk der Bundesgenossen, und durch Freywillige, beträchtlich verstärkt wurde. Der Plan zu Venedigs Eroberung war gut entworfen; aber zur Ausführung desselben fehlte es an Flotten und Geld. Man belagerte (Aug.) Padua mit 106 Kanonen. Die Besatzung bestand, unter Petigliano's Anführung, aus 16000 Mann, an welche sich viele Edle und Freywillige anschlossen. Schon hatte das Geschütz einen so breiten Theil der Festungswerke niedergerissen, daß 1000 Mann in Einer Linie eindringen konnten. Allein die deutschen Edelleute hielten sichs für eine Schande, mit den Lansquenets und den Franzosen zu Fuße zu stürmen. Maximilian wurde darüber so unwillig, daß er (im Oct.) die Belagerung aufhob. Ferdinand der Katholische hatte indessen Venedig und Padua mit Lebensmitteln versehen. Maximilian, auf allen Seiten von Verräthern umringt, die dem Petigliano alle seine Entwürf verriethen, fühlte den Einfluß der schlimmen Herbstwitterung, und würde, ohne Frankreichs Beystand, fast alle seine Eroberungen wieder verlohren haben.

Alle

Alle Vorstellungen Maximilians und Ludwigs hielten den Pabst nicht zurück, das reuige Venedig (1510 Febr.) wieder zu Gnaden anzunehmen, ja sogar ein Bündniß mit demselben zu schließen. Er wollte es nun auch mit dem Kaiser wieder aussöhnen. Als daher in der Reichsversammlung zu Augsburg (im März), in welcher Maximilian von den Reichsständen Geld und Kriegsvolk zu erhalten wünschte, der französische Gesandte die deutschen Fürsten auf die Nothwendigkeit, das mächtige Venedig unterdrücken zu helfen, aufmerksam machte, both der päbstliche Nuncius alle seine Beredtsamkeit auf, um sie vom Gegentheile zu überzeugen. Er mußte sich jedoch entfernen. Der venezianische Gesandte wurde gar nicht vorgelassen, und Paul Wohner, ein Kaufmann, der heimlich Briefe des Senats an die Fürsten austheilte, hatte das Schicksal gehängt zu werden. Dennoch bewilligten die Reichsstände dem Kaiser nicht mehr als 8000 Mann, deren Ausrüstung sehr langsam betrieben wurde.

Den Ludwig XII, Venedigs furchtbarsten Feind, hielt der Verlust des Cardinals von Amboise, seines vornehmsten Ministers, und

die

die Uneinigkeit, in die er mit den Schweitzern gerathen war, von der nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges gegen Venedig, ab. Amboise starb (1510 May) erst 50 Jahre alt, wie er bald Pabst zu werden glaubte. Er war einer der reichsten Privatpersonen seiner Zeit. Seinen Verlust fühlte Ludwig XII um so unersetzlicher, weil er weder selbst regieren konnte, noch wollte. Amboise war gleichsam die Seele dieses Krieges gewesen, und der Pabst wurde in seinen unfreundschaftlichen Gesinnungen gegen Ludwig XII durch die Vereitlung seiner Hoffnung, die Verlassenschaft des Cardinals in seine Hände zu bekommen, noch mehr gestärkt.

Diese unfreundschaftlichen Gesinnungen bewies er, indem er die Schweitzer von Frankreich abzuziehen suchte. Der kostbare, zehnjährige Bund, den Ludwig XII mit denselben geschlossen hatte, war nun (1510) zu Ende gegangen. Die Schweitzer verlangten aber jetzt für jeden Canton doppelt so viel, als vorher, nehmlich 2000 Goldthaler (10000 Livres). Ludwig XII, der aus Graubündten, Wallis und Deutschland wohlfeilere

Söld-

Söldner zu bekommen wußte, wollte daher den Subsidien Vertrag nicht wieder erneuern. Julius II, der schon seit einigen Jahren eine Leibwache von 200 Schweitzern hatte, brachte es nun durch den Bischof von Sitten in Wallis, Mathäus Scheiner, der Cardinal zu werden wünschte, dahin, daß ihm die Häupter der Schweitzer-Cantons auf 5 Jahre 6000 Söldner versprachen. Jeder Canton sollte jährlich 1000 rheinisch Gülden erhalten.

Ohne Schweitzer, und ohne den Cardinal Amboise, setzte Ludwig XII den Krieg gegen Venedig nicht lange mehr sehr thätig fort. Dennoch befanden sich die Venezianer noch in einem ziemlich lebhaften Gedränge, weil sie ihren unersetzlichen General Petigliano verlohren, und weil es ihnen an Geld und gutem Kriegsvolke fehlte. Doch Maximilian, der, während daß er zu Augsburg mit Jagden, Mummereyen, und andern Lustbarkeiten, Tonnen Goldes durchbrachte, und für eine einzige schöne Rüstung 20000 Gulden zahlte, seine Soldaten verhungern, oder davon laufen, und Räuber werden ließ,

der

Parma und Piacenza, das er bisher im Besitze gehabt hatte, wurde wieder mit dem Herzogthume Mayland vereinigt. Auch Modena und Reggio mußte der Pabst dem Herzog von Ferrara zurückgeben. Dagegen wurde das Herzogthum Urbino seiner Willkühr überlassen. Mit den Schweitzern schloß Franz I einen ewigen Frieden, einen beständigen Subsidientractat. Er erhöhete die Jahrgelder der Cantone, und bezahlte ihnen für ihre alten Forderungen 700000 Goldkronen.

Venedig wollte nun, durch den Beystand der Franzosen aufgemuntert, die Bezirke, die sich noch in der Gewalt des Kaisers befanden, wieder erobern. Allein Maximilian rückte (1516 März) mit 30000 Mann so schnell und unaufhaltsam vor, daß er Brescia entsetzen, und Mayland belagern konnte. Der Connetable Karl von Bourbon wurde von der Uebergabe der letztern Stadt, nur durch die Vorstellungen der Venezianer, abgehalten. Den Franzosen marschierten nun zwar 13000 Schweitzer zu Hülfe; aber diese wollten nicht gegen ihre Brüder (15000

Mann) in Maximilians Solde fechten. Diese dachten eben so. Da sie nun Maximilian auch nicht ordentlich bezahlen konnte, so befand er sich in einer ängstlichen Verlegenheit. Er gieng unter dem Vorwande, Geld zu holen, nach Trident. Die Schweitzer suchten den rückständigen Sold durch Plünderung zu ersetzen, und zogen wieder nach Hause. Ihrem Beyspiele folgten die deutschen und die spanischen Truppen, und schon im April war der ganze Feldzug geendigt. Maximilian gab den Venezianern Verona für 20000 Ducaten, und 300000 Kronenthaler, die er ihnen schuldig war, wieder zurück. Man schloß hierauf (1517 März) zu Cambray einen allgemeinen Frieden. So endigte sich der achtjährige Krieg gegen Venedig, nachdem er zwar nicht dessen Untergang bewirkt, aber ihm doch die Hälfte seines Gebiethes, nebst 5 Millionen Ducaten, gekostet hatte.

Sie-

Siebentes Kapitel.

Geschichte von Spanien und England bis zu den italienischen Kriegen zwischen Karln V und Franz I. — Maximilians deutsche Regierung.

Italien blieb noch lange ein vorzüglicher Tummelplatz der habsüchtigen und ehrgeitzigen Leidenschaften der europäischen Monarchen. Diejenigen, die auf demselben die Hauptrollen spielten, waren Karl V, Franz I und Heinrich VIII.

Karl V war der Enkel Maximilians I, und der burgundischen Marie. Sein Vater, Philipp der Schöne *), heyrathete eben so

*) Theil VIII, S. 249.

glücklich, als Maximilian. Er wurde der Gemahl der Prinzessin Johanne, einer Tochter Ferdinands des Katholischen, und der Isabella, welche Castilien und Aragonien, vereinigten *), und den Mauren das Königreich Granada entrissen. Johanne hatte noch einen Bruder, hatte noch eine ältre Schwester. Jener, Johann, war an die Margrethe, die Schwester Philipps des Schönen, und diese, Isabella, an dem Kronprinzen von Portugal vermählt. Beyde starben in ihrer Jugend, ohne Kinder zu hinterlassen. Die Prinzessin Johanne wurde dadurch die einzige Erbin der spanischen Monarchie. Ihr Gemahl Philipp brachte es nun leicht dahin, daß ihn die spanischen Reichsstände für den Nachfolger Ferdinands und der Isabella erklärten.

Für den muntern Philipp aber war das steife Wesen des spanischen Hofes, war das Benehmen seiner Gemahlin bald unerträglich. Johanne, die eben so wenig körperliche Reitze, als vorzügliche Eigenschaften des Geistes besaß

*) Theil VIII, S. 76.

saß, verband mit ihrer brünstigen, gar zu sehr ins Tändelnde fallenden Liebe zu dem schönen Philipp eine höchst argwöhnische Eifersucht, zu der sie wohl manchmahl Ursache haben mochte. Philipp konnte dem Verdruß und Ekel, den er darüber empfand, endlich so wenig widerstehen, daß er, aller Vorstellungen, aller Bitten der Johanne und Isabella ungeachtet, in der Mitte des Winters (1502) nach den Niederlanden reisete. Die nervenschwache Johanne verfiel gleich nach seiner Abreise in eine sehr schwermüthige Stimmung. In dieser gebahr sie (1503) ihren zweyten Sohn Ferdinand, nachdem der erste Karl drey Jahre vorher (1500) in die Welt versetzt worden war. Im folgenden Jahre (1504) starb die eben so kluge als tugendhafte Isabella. Johanne gieng nun zu ihrem Gemahle nach den Niederlanden.

Ferdinand der Katholische hatte jetzt die Freude, auch über Castilien allein zu regieren. Er sollte, nach der letzten Verordnung seiner Gemahlin Isabella, die Staatsverwaltung Castiliens so lange führen, bis der

Enkel

Enkel Karl das 20ste Jahr würde erreicht haben. Dagegen hatte er sich aber verbindlich machen müssen, der Johanne und ihren Erben in der Behauptung der Thronfolge niemahls hinderlich zu seyn. Allein der schlaue, argwöhnische, hartherzige Ferdinand hatte bey den castilianischen Herren so wenig Liebe und Zutrauen, daß ihnen seine Regentenschaft gar nicht angenehm war. Um so leichter wurde es für Philipp den Schönen, der die vormundschaftliche Regierung für seinen Sohn Karl selbst zu übernehmen wünschte, den castilischen Adel für sein Interesse zu gewinnen. Ferdinand suchte sich nun mit Hülfe Ludwigs XII von Frankreich zu behaupten. Er schloß daher mit demselben (1505) ein Freundschaftsbündniß, das durch Ferdinands Vermählung mit der Prinzessin Germaine de Foix, der achtzehnjährigen Nichte Ludwigs XII, und durch des letztern Verzichtleistung auf Neapel, befestigt wurde.

Philipp ließ sich aber dadurch von der Ausführung seines Planes, die Regentschaft von Castilien zu übernehmen, nicht abhalten. Nachdem er sich mit Ludwig XII zum Schei-

ne

ne verglichen hatte, seegelte er (1506), begleitet von seiner Gemahlin, mit einer zahlreichen Flotte von den Niederlanden nach Spanien. Ein heftiger Sturm trieb ihn an die englische Küste. Hier hielt ihn Heinrich VII, Ferdinanden dem Katholischen zu Gefallen, über drey Monathe auf. Endlich landete Philipp in Spanien, und der castilische Adel schloß sich bald so zahlreich an ihn an, daß Ferdinand der Katholische genöthigt wurde, die Regierung über Castilien niederzulegen. Philipp und Johanne hatten nun das Vergnügen, sich für Beherrscher von Castilien erklärt zu sehen. Allein Philipp genoß dieses Vergnügen nicht länger, als drey Monathe. Ein Fieber, das er sich durch seine Unmäßigkeit zugezogen hatte, tödtete ihn (am 25sten Sept.) im 29sten Jahre seines Alters.

Johanne hatte sich während der ganzen Krankheit ihres Gemahls, den sie so leidenschaftlich liebte, nicht von seinem Bette entfernt. Als er gestorben war, vergoß ihr Auge keine Thräne, entschlüpfte ihrer Brust kein Seufzer. Ganz stumm bewies sie für den Leichnam des Entseelten eben die zärtliche

liche Sorgfalt, die sie ihm bey seinem Leben gewidmet hatte. Fast konnte sie sich nicht entschließen, ihn begraben zu lassen, und noch immer beobachtete sie denselben mit Empfindungen der Eifersucht. Ihre Gemüthsstimmung machte sie völlig unfähig, die Regierung zu übernehmen, und dennoch wollte sie die Verwaltung derselben keiner andern Person auftragen. Die castilianischen Grossen, die sich deswegen in Verlegenheit befanden, entschieden endlich für Ferdinanden, der sich Mühe gab, durch eine zwar gelinde, aber doch feste Regierung, bey der Nation sich mehr Liebe und Zutrauen zu erwerben.

Der schlaue Ferdinand hatte zur Vergrößerung der spanischen Monarchie nicht wenig beygetragen. Ausser dem Königreiche beyder Sicilien, erwarb er auch noch Navarra, und verschiedene Städte auf der Küste der Berberey. Ximenes, Ferdinands vortrefflicher Minister, zog (1509) ob er gleich Geistlicher und Cardinal war, selbst nach Afrika, und eroberte Oran und andre Städte mehr. Das kleine Königreich Navarra

nahm Ferdinand seinem letzten Besitzer Johann von Albret, dem Gemahle der Erbin desselben, der mit Frankreich im Einverständnisse lebte, mit hinterlistiger Gewalt weg. Daß er nun alles dieses dem Karl hinterlassen sollte, war ihm ein sehr unangenehmer Gedanke. Er freute sich daher gar sehr, als er mit seiner jungen Gemahlin Germaine noch einen Prinzen zeugte. Als ihm diesen ein frühzeitiger Tod wieder raubte, ließ er sich von seinen Leibärzten Stärkungsmittel verschreiben; aber seine Hoffnung, den erlittenen Verlust zu ersetzen, wurde dennoch getäuscht, und sein eignes Lebensende erfolgte um so eher (1516).

Ferdinands Nachfolger, sein Enkel Karl, befand sich damahls erst im 16ten Jahre seines Alters. Ueber seine Erziehung hatte seine Vatersschwester, Margrethe von Oestreich, und Margrethe von York, Karls des Kühnen Wittwe, die Aufsicht geführt. Sein Großvater Maximilian, der die vormundschaftliche Regierung über die Niederlande führte, bestellte Wilhelmen von Croy, Herrn von Chievres, zu seinem Hofmeister, und

den

den Adrian von Utrecht zum Lehrer. Der letztre brachte ihm durch seine pedantische Lehrart eine Abneigung gegen die Wissenschaften bey; Chievres lenkte aber doch noch seine Aufmerksamkeit auf die Geschichte des Vaterlandes, und der angränzenden Länder, und auf das Studium der Regierungswissenschaft. Uebrigens verrieth Karl in seinen jüngern Jahren wenig Thätigkeit und Unternehmungsgeist. Als er älter wurde, zeigte er sich gewöhnlich ernsthaft und gesetzt; zeigte er eine kalte Politik, die weniger seinem Herzen, als seinem Verstande zur Ehre gereichte. Sein Körper war ansehnlich und schön gebaut.

Ferdinand der Katholische hatte den Cardinal Ximenes zum einstweiligen Regenten von Spanien verordnet. Ximenes, der von einer vornehmen, aber nicht reichen Familie abstammte, erwarb sich als Franciscanermönch, durch sein strenges und musterhaftes Leben, einen solchen Ruf der Heiligkeit, daß ihn die fromme Königin Isabella zum Beichtvater wählte. Nun war es ihm leicht, Erzbischof von Toledo zu werden; und dennoch

noch konnte ihn zur Annehmung dieser Würde nur ein päbstlicher Befehl bewegen. Der Erzbischof behielt die Lebensart eines Franciscaners aber noch immer bey. Dabey erwarb er sich das Zutrauen der Isabella und ihres Gemahls in einem so großen Maße, daß sie ihm einen Theil der Regierung übertrugen. Der junge König Karl schickte zwar seinen Lehrer Adrian nach Spanien, um die Staatsverwaltung mit ihm zu theilen; aber Ximenes blieb dennoch der eigentliche Regent.

Karl hatte Ursache, mit der Regierung des Cardinals Ximenes sehr wohl zufrieden zu seyn. Ximenes brachte es dahin, daß die mit der Regierungsveränderung unzufriedenen Großen den Karl für ihren König erkannten, daß der mächtige und übermüthige Adel in Schranken bleiben mußte; daß der König Johann von Navarra sein Land nicht wieder erobern konnte. Allein Adrian, und andre niederländische Minister, die Karl nach Spanien geschickt hatte, machten durch ihre eigennützige Verfahrungsart, und durch den Verkauf der wichtigsten Staatsämter, Karls

Regie-

Regierung bey der Nation so verhaßt, daß Ximenes den jungen König recht dringend bath, selbst nach Spanien zu kommen. Er kam endlich (1517), nachdem seine niederländischen Minister seine Reise nach Spanien noch einige Zeit aufgehalten hatten.

Karl wurde von dem Herrn von Chievres, und vielen andern vornehmen Niederländern, nach Spanien begleitet. Der spanische Adel eilte ihm von allen Seiten entgegen. Auch Ximenes befand sich unter demselben; er wurde jedoch so krank, daß er seine Reise nicht fortsetzen konnte. Vergebens bath er Karln um einen Besuch. Die niederländischen Minister desselben fanden nicht für rathsam, es zu diesem Besuche kommen zu lassen. Ximenes fühlte sich deswegen empfindlich gekränkt. Aber noch inniger kränkte ihn ein Schreiben Karls, das seiner so nützlichen Thätigkeit plötzlich ihr Ende bestimmte, das ihm die Erlaubniß gab, in seinem Erzstifte der Erholung zu pflegen. Ximenes überlebte diese Kränkung nur wenige Stunden

Karls

Karls Regierung wurde nun den Spaniern immer verhaßter. Seine niederländischen Minister eigneten sich die wichtigsten Staatsbedienungen zu; auch schickten sie große Schätze, die sie in Spanien gesammelt hatten, aus dem Lande. Die vornehmsten Städte schlossen zur Behauptung ihrer Vorrechte und Freyheiten einen Bund Karl, der im Lande herumreisete, um sich als König anerkennen zu lassen, um Geld beyzutreiben, hörte die Vorstellungen, die ihm gemacht wurden, ganz kaltsinnig an. Aber seine Aufmerksamkeit zog auch damahls ein Gegenstand auf sich, der ein weit größeres Interesse für ihn hatte. Karl wünschte Kaiser zu werden, und dazu both ihm der Tod seines Großvaters Maximilian eine günstige Gelegenheit dar.

Maximilian, der zwar glücklich im Heyrathen aber nicht glücklich in seinen Kriegen war, hat sich um Deutschlands Ruhe und Sicherheit lobenswürdige Verdienste erworben; doch kann man diese Verdienste nicht ganz auf seine Rechnung schreiben. Maximilian, der von einer nach Worms zusammen-

menberufenen Reichsversammlung Mannschaft und Geld verlangte, um seine Kaiserrechte in Italien mit Nachdruck behaupten zu können, erhielt die gewünschte Unterstützung nicht eher (1494), als bis er ernstliche Anstalten machte, den Landfrieden zu befestigen, und einen Obergerichtshof für das deutsche Reich, ein sogenanntes Kammergericht, anzuordnen. Man theilte, um die Vollziehung der Aussprüche desselben zu sichern, und Ruhe und Ordnung in den einzelnen Ländern glücklicher zu erhalten, ganz Deutschland in zehn Kreise.

Ungeachtet aber Maximilian die Wünsche der Reichsstände erfüllt hatte, so nahmen sie an seinen italienischen Feldzügen doch keinen sehr bedeutenden Antheil. Doch halfen deutsche Söldner dem Könige Ludwig XII Mayland erobern. Maximilian selbst erndtete von seinen italienischon Feldzügen wenig ein. Der beständige Geldmangel, mit dem er kämpfte, zeigte sich auch bey seinem Tode wirksam. Maximilian reisete, an einem schleichendem Fieber krank, von Augsburg nach Innspruck. Hier hielten die Bürger

ger seine Wagen und seine Pferde an, um die Bezahlung einiger Hofschulden von ihm zu erzwingen. Diese Kränkung machte auf Maximilians schwächlichen Körper den erschütterndsten Eindruck. Vergebens suchte er seine zerrüttete Gesundheit durch die Jagd und die Reiherbeitze wieder herzustellen; der Tod überraschte ihn (1519 am 12. Jan.).

Maximilians Körper war von mittlerer Größe, gut gebaut, durch alle möglichen Uebungen der Kräfte äusserst gewandt, durch die Mühseligkeiten der Jagd und des Krieges im höchsten Grade abgehärtet. Er, der den Gefahren der Gemsen- und Bärenjagd so bereitwillig Trotz both, fand in dem feinern Genusse, welchen Musik und Dichtkunst gewähren, ein empfindliches Vergnügen. Bis ins 10te Jahr fiel es ihm schwer, deutlich zu sprechen; dennoch erwarb er sich in der Folge eine eben so angenehme als eindringende Beredtsamkeit. Sein Lehrer Engelbrecht hatte ihm, durch seine unvernünftige Lehrart, das Griechische und Lateinische zu einem Gegenstande des Ekels gemacht. Dennoch lernte er noch so viel Latein, daß er

in

in dieser Sprache Vorträge an die Reichsversammlung thun konnte. Seine meisten Kenntnisse erwarb sich Maximilian durch den Umgang mit einsichtsvollen, gelehrten und geschickten Künstlern. Hätte er in seinen Handlungen mehr Ueberlegung und Gesetztheit bewiesen; hätte er manche Unternehmung, die ihm gar keinen Vortheil brachte, weniger standhaft fortgesetzt; hätte er mit dem Gelde wirthschaftlicher umzugehen gewußt, so würde er unter der Reihe der vorzüglichsten Kaiser eine Stelle verdienen. Seine Familie verehrt in ihm einen der größten Beförderer ihrer Macht. Er war es, der ihr den Besitz der Niederlande, der ihr ein Anwartschaftsrecht auf Ungern und Böhmen verschaffte.

Maximilians Erben waren seine Enkel Karl und Ferdinand. Jener bewarb sich um die Ehre, sein Nachfolger in der Kaiserwürde zu werden. Aber nach dieser Ehre strebten noch zwey andre Monarchen, Franz I von Frankreich und Heinrich VIII von England. Jener bewies besonders vielen Eifer, sich der Stimmen der Kurfürsten

zu

der wurde für Venedig ein immer weniger furchtbarer Feind.

Niemand half jedoch dem venezianischen Senat mehr aus seinem Gedränge, als der Pabst. Dieser hatte den Entschluß gefaßt, die Barbaren (so nennte er die Deutschen und Franzosen) aus Italien zu vertreiben, um sich desto leichter zum Oberherrn desselben zu machen. Er fieng daher einen Eroberungskrieg mit den kleinen Staaten seiner Nachbarschaft an. Die Reihe kam zuerst an den Herzog von Ferrara und Modena; die Franzosen eilten ihm jedoch noch zu rechter Zeit zu Hülfe. Genua konnte Julius II, der sich eitel genug schon den Beynahmen Cäsar beylegte, aller geweiheten Flaggen und Wimpel, und aller Unterstützung Venedigs ungeachtet, nicht erobern. Ein Corps von Schweitzern, das der Bischof Scheiner für den Pabst nach Italien gebracht hatte, wurde von den Franzosen so umsetzt, daß es in große Noth gerieth. Als der päbstliche Sold ausblieb, mußte sich Scheiner nach Rom schleichen. Dennoch weigerte sich Julius, einem Vergleiche mit Ludwig XII,

die Hand zu biethen. Weil er in dem Wahne stand, Gott würde ihm gewiß beystehen, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Einem Gesandten des Herzogs von Savoyen, der sich zum Friedensunterhändler anboth, ließ er als einen Spion foltern. Seinen Trotz erzeugte hauptsächlich die indessen mit Ferdinand dem Katholischen geschlossene Verbindung. Ferdinand machte sich für die Beleihung mit Neapel verbindlich, jährlich 2000 Ducaten zu zahlen, und alle 3 Jahre einen weißen Zelter zu liefern.

Ludwig und Maximilian wurden indessen einig, den Pabst in einer Kirchenversammlung absetzen zu lassen. Maximilian schmeichelte sich schon mit dem Gedanken, die Pabstwürde mit der Kaiserkrone verbinden zu können. Man berief eine Kirchenversammlung nach Pisa. Diese Anstalten schlugen jedoch den Muth des alten, siebzigjährigen Pabstes so wenig nieder, daß er vielmehr, von allen Cardinälen begleitet, selbst zu Felde zog. Bey der Belagerung von Mirandola wagte er sich sogar in die Laufgräben, um das Geschütz anzuordnen; auch

zog er an der Spitze der Soldaten, über das niedergestürzte Stück der Festungswerke, in die Stadt ein. Zweymahl war er aber der Gefahr, gefangen zu werden, sehr nahe. Das erstemahl hätte ihn der französische Oberbefehlshaber in Bologna, und das zweytemahl der berühmte Bayard, bald erwischt. Die Mühseligkeiten des Feldzuges bewirkten, daß der alte Mann ein heftiges Fieber bekam. Dennoch schwelgte er, und — wurde wieder gesund. Der französische Obergeneral Chammont starb dagegen (1511) in dem blühendsten Alter. Julius II fieng nun aber an, die gefährlichen Folgen seiner kriegerischen Eitelkeit zu empfinden. Der Marschall Trivulzio, der (im May) in den Kirchenstaat eindrang, schlug die schlechten Soldaten des Pabstes ohne große Mühe, eroberte Bologna, und machte schon Anstalten, den Pabst in Rom aufzusuchen, als er von seinem Könige, auf den die Gemahlin und die Achtung für den h. Vater wirkte, den Befehl erhielt, nach Mayland zurückzukehren, und einen Theil seines Heeres zu verabschieden. Julius II erholte sich nun bald wieder von der Angst, die er ausgestanden

hatte. Der Kirchenversammlung zu Pisa setzte er eine andre im Lateran *) entgegen. Die Cardinäle, die an jener Antheil nahmen, bekamen ihren Abschied. Maximilian wollte mit der pisanischen Versammlung gar nichts mehr zu thun haben. Ferdinand erklärte sich ganz dagegen. Die Bürger zu Pisa fiengen an zu lermen, und die wenig Prälaten, die versammelt gewesen waren, entflohen.

Julius wägte es nun mit Ferdinand dem Katholischen und Venedig (1511 Oct.) ein förmliches Bündniß, eine heilige Liga, zu schließen, welche die Beschützung der Kirche, die Verhinderung einer Kirchentrennung, und die Wiedereroberung der verlohrnen päbstlichen Länder zur Absicht haben sollte. Man erklärte ganz politisch, daß der Zutritt für den Kaiser und England offen stände. Gegen Frankreich wollte man also allein Krieg führen.

Der Plan zu dem Feldzuge der Vereinigten schien ganz gut entworfen. Cardonna,

*) Die Ansicht dieser Kirche gewährt die Titelvignete des 8ten Theiles.

na, der Vicekönig von Neapel, sollte mit der Hauptarmee Bologna einnehmen, die Venezianer Brescia erobern, und die Schweitzer das Mayländische besetzen. Nun erschien aber das französische Heer, unter der Anführung des Gastons von Foix, Herzogs von Nemours, Ludwigs Schwestersohnes. Der erst 22jährige Held entfernte die Schweitzer durch List und Geld, warf sich während eines Schneegestöbers in die belagerte Stadt Bologna, trieb die Belagerer weg, eilte mit 6000 Mann dem Schlosse in Brescia zu Hülfe, erschlug 8000 Feinde, und that dieses alles in Zeit von 14 Tagen. Julius riß sich vor Aerger darüber den Bart aus. Gaston belagerte hierauf Ravenna. Das Heer der Vereinigten wollte es entsetzen. Dieß zog am ersten Ostertage (1512 am 11 April) ein schreckliches Treffen nach sich, in welchem fast alle Oberanführer beyder Theile ihren Tod fanden. Die Franzosen siegten zwar; aber auch ihr vortrefflicher General starb den Tod eines Helden. Es stürzte, indem er mit 20 Gens d' Armes gegen zwey abziehende Haufen von spanischen Fußvolk ansprengte, vom Pferde, und

starb

starb von vielen Wunden durchbohrt. Ravenna und ganz Romagna kam nunmehr in die Gewalt der Franzosen.

Anna, Ludwigs Gemahlin, nahm an dem lebhaften Gedränge, in welchem sich der Pabst befand, einem innigen Antheil. Es that ihr wehe, ihren Gemahl an Gott und dessen Stellvertreter, sich versündigen zu sehen. Sie gab sich daher alle Mühe, Ludwigs Kriegsanstalten zu vereiteln. Vorzüglich gelang es ihr, die Wiederanfüllung der Kriegscasse zu verhindern. Die deutschen Söldner, die nicht bezahlt wurden, giengen nun wieder nach Hause. Der neue Obergeneral, la Palisse, besaß wenig Ansehn. Die Schweitzer ließen sich durch die heilige Liga gewinnen, die ehemahlige Verbindung mit Oestreich zu erneuern, und 6000 Mann zu stellen. Diese wuchsen, wegen der schönen Aussichten zur Beute, bis auf 20000 an. Die Franzosen waren, besonders nach dem Abmarsche der Deutschen, die ihr bestes Fußvolk ausmachten, zu schwach, um ihren vielen Feinden hinlänglichen Widerstand zu thun. La Palisse flüchtete, nachdem

dem er die wichtigsten Oerter mit Besatzungen versehen hatte, mit dem armseeligen Ueberrest des französischen Heeres über die Alpen. Fast ganz Mayland entzog sich nun der französischen Gewalt.

Die Schweitzer, die das Unglück der Franzosen am meisten befördern halfen, wußten sich für ihre Verdienste recht gut belohnt zu machen. Sie brandschatzten nicht nur, wo sie hinkamen; sie eigneten sich auch ganze Landstriche zu. Einige Cantone nahmen 4 zum Mayländischen gehörende Landvoigteyen in Besitz; die Graubündner maßten sich Chiavenna und das Veltlin an. Genua wurde von der französischen Herrschaft wieder befreyt. Der Pabst, der jetzt nicht allein den König Ludwig in den Bann that, sondern auch in ganz Frankreich den Gottesdienst untersagte, bekam seine Provinz Romagna wieder. Auch Modena und Reggio fielen dem Pabste zu. Florenz wurde durch die Spanier genöthigt, die Regierung des Hauses Medici wieder herzustellen. Ferdinand der Kathokische wurde durch die französische Provinz Navarra befriedigt. Eigentlich

gentlich waren es aber nur Ferdinand und Julius, die bey diesem Ausgange der Sache gewannen. Maximilian verlangte, ausser der Erfüllung andrer Punkte, die man ihm zu Cambray versprochen hatte, das Herzogthum Mayland für seinen Enkel Karl; die Mitglieder der h. Liga gönnten es ihm aber nicht. Auf den Rath des Cardinals Julian von Medici erklärte der Pabst den Maximilian Sforza, Ludwig Moro's Sohn, zum Herzog von Mayland. Die Schweitzer, die das Land im Besitz hatten, ließen sich die Einräumung desselben aber gut bezahlen. Sie bedungen sich sogleich 200000 Ducaten, und acht Jahre hindurch jährlich 25000, sodenn noch 40000, aus. Der junge Herzog, der heimlich nach Mayland kam, wurde von den Amtmännern und Schuldheißen der Cantone eingesetzt, und empfieng aus den Händen des Amtmanns von Zug die Schlüssel der Stadtthore. Der Pabst, der dem Prinzen Maximilian zum Herzogthume Mayland verhalf, eignete sich Parma, Piacenza, Asti, Modena und Reggio zu. Er überlebte aber das Vergnügen dieses Besitzes nur kurze Zeit (st. 1513 Febr.). Sein

Nach-

Nachfolger war Johann von Medici, unter dem Nahmen Leo X. Die Cardinäle rechneten darauf, daß er, obgleich erst 36 Jahre alt, wegen einer unheilbaren Fistel, nicht gar lange leben würde.

Der neue Herzog Maximilian blieb aber nicht lange in Mayland ruhig. Ludwig XII. der sich (1513 März) mit Venedig verglich, und mit Ferdinand dem Katholischen einen Waffenstillstand schloß, ließ unter Tremouille ein neues Heer nach Italien ziehen. Dieses rückte von Abend her gegen Mayland an, während daß die Venezianer es von Norden her angriffen. Blos Como und Novara blieben unerobert. In der letztern Stadt befand sich der Herzog selbst mit 8000 Schweitzern. Diese rückten (Jun.) ohne Geschütz und Reiterey, gegen die noch einmahl so starken Franzosen geschlossen an, nahmen ihnen ihre Festungen wieder ab, und jagten sie abermahls aus Italien heraus. Mit schrecklicher Unbarmherzigkeit behandelten sie die Mayländer, die mit den Franzosen im Einverständnisse gewesen waren. Ein Theil derselben besetzte die Festungen,

die

die übrigen zogen, mit Beute wohl beladen, wieder nach Hause. Venedig wurde durch die Spanier und Maximilians Kriegsvolk in große Noth gebracht, und da nun auch Heinrich VIII von England Ludwig XII feindlich behandelte, so mußte dieser seine Unternehmungen in Italien aufgeben.

Jetzt wurden die Niederlande der Schauplatz des Krieges. Heinrich VIII belagerte die französische Festung Terouane. Maximilian hatte eine beträchtliche Geldsumme von ihm empfangen, um ein Hülfscorps anzuwerben. Er hatte aber das Geld verthan, und nun kam er ohne Armee, und diente, gleich einem andern Capitain, für den täglichen Sold von 100 Thalern. Ludwigs XII Gens d' Armes rückten an, um die bedrängte Festung mit neuen Lebensmitteln zu versehen. Die Feinde lauerten ihnen (17. Aug.) bey dem Dorfe Guinegate auf. Jene ergriffen sogleich die Flucht. Man nennte es daher das Sporen-Treffen *). Nun eroberten die Eng-

*) La journée des esperons.

Engländer nicht nur Teroüane, sondern auch Tournay.

Ludwig XII wurde jetzt auch von dem Kaiser Maximilian angegriffen. Dieser benutzte eine zwischen den Obrigkeiten und den Unterthanen der Schweitz ausgebrochne Uneinigkeit, um sich eine beträchtliche Hülfsarmee zu verschaffen. Unter den Mitgliedern der Obrigkeiten gab es viele Anhänger der Franzosen. Die Gemeinen waren ihnen hingegen gar nicht geneigt. Noch weniger waren es diejenigen, die aus Italien zurückkehrten. Darüber brach fast in allen Cantonen eine Empörung aus, und nun brachte es Maximilian, durch englisches Geld, dahin, daß die Schweitzer sich verbindlich machten, ihm die französische Provinz Burgund erobern zu helfen. Die Schweitzer rückten nun mit 30000 Mann vor Dijon, welches Tremouille selbst vertheidigte. Dieser wußte durch Geschenke und Versprechungen die Anführer der Schweitzer so zu gewinnen, daß sie wieder abgezogen.

Ludwig XII war indessen der Kriege so überdrüßig, daß er sich mit seinen bisheri-

gen

gen Feinden verglich. Am ersten gelang es ihm mit dem Pabste, dem er die gegen ihn gerichtete Kirchenversammlung zu Lyon aufopferte. Ferdinand den Katholischen gewann er durch das Versprechen, allen seinen Rechten auf Neapel zu entsagen. Heinrich begnügte sich mit Dornik und einer Million Kronen-Thaler. Der alte, kränkliche Ludwig, der noch einen Sohn zu haben wünschte, heyrathete dessen junge und schöne Schwester Marie. Aber es war kein günstiges Zeichen, daß Ludwig seinem Vermählungsfeyerlichkeiten von einem Ruhebettchen zusehen mußte. Die Aenderung seiner Lebensart, die Ludwig seiner jungen Gemahlin zu Gefallen vornahm, war Ursache, daß sein Tod sich frühzeitiger (1515) einstellte. Hätte Ludwig XII weniger unnütze Kriege geführt, so würde er den Nahmen des Vaters des Vaterlandes, den er sich durch seine sonst gute Regierung erwarb, mit vollem Rechte verdient haben.

Ludwigs XII Nachfolger, Franz I, Herzog von Valois, einer der vortrefflichsten Fürsten seiner Zeit, das schönste Muster eines

eines echten, von Muth und Ehrgefühl ganz begeisterten Ritters, fand an dem italienischen Kriegsschauplatze ein viel zu lebhaftes Interesse, als daß er die Unternehmungen auf demselben nicht hätte eifrig fortsetzen sollen. Es war sein innigster Wunsch, die trotzigen Schweitzer zu demüthigen, Mayland und Neapel wieder zu erobern. Mayland und andre Länder Oberitaliens befanden sich noch immer in der Gewalt der Schweitzer, welche mit dem Pabste, dem Kaiser Maximilian und Ferdinand dem Katholischen in Verbindung standen. Sie erhielten von denselben einen großen Sold. Daher wollten sie sich mit Frankreich in gar keine Unterhandlungen einlassen; daher waren sie entschlossen, den Franzosen das Einrücken in Italien aus allen Kräften zu verwehren. Sie besetzten die Alpenpässe, durch welche sich die Franzosen den Weg nach Oberitalien bahnen mußten, und zogen ein großes Heer zusammen.

Die Franzosen kamen aber demungeachtet nach Italien. Den Weg dahin öffnete ihnen die Stadt Genua, die sich dem Könige von

von Frankreich, dessen Seemacht ihr zu furchtbar war, von neuem unterwarf. Die Franzosen drangen jedoch auch über die Alpen herüber. Die Schweitzer machten sich, durch ihr stolzes und hartes Verfahren, bey dem Herzoge von Savoyen und dessen Unterthanen verhaßt. Diese sehnten sich nach ihrer Entfernung. Ein von dem Herzoge hierzu bestellter Alpenjäger führte das französische Hauptheer auf Wegen, über welche noch kein Kriegsvolk gezogen war, durch ausgefüllte oder gar gebrückte Thäler und Abgründe, über gesprengte Felsen — durch die Päße von Demont und Coni — in das Mayländische, wo sie, während der Zeit, daß ein kleineres französisches Heer von Genua her bis an den Po vorrückte, so schnell vordrangen, daß den Schweitzern zu ihrer Vereinigung gar keine Zeit übrig blieb. Diese waren von allen ihren Bundesgenossen verlassen. Der König von Spanien wartete wie gewöhnlich die Umstände ab; der Kaiser hatte noch kein Kriegsvolk zusammenbringen können, und der Pabst war zu einem für ihn vortheilhaften Vergleiche bereit.

Den-

Dennoch hielt es Franz I für rathsam, mit den Schweitzern Friede zu machen. Er versprach ihnen einen guten Sold. Für die von dem Mayländischen abgerissenen Länder sollten sie 300000 Kronenthaler erhalten. Franz und seine Officiere gaben alles Geld her, was sie entbehren konnten, und die Geldwagen waren schon auf dem Wege, als der Bischof Scheiner mit den Subsidien-Summen des Pabstes, der den König von Frankreich noch länger beschäfftigt zu sehen wünschte, noch zu rechter Zeit anlangte, um durch Geld, Beredtsamkeit und Ansehn den Vergleich zu verhindern.

An die Stelle desselben trat nun ein blutiger Kampf. Franz hatte eine Armee von 50000 Mann, die mit allen Bedürfnissen reichlich versehen war, deren Vertrauen durch die einsichtsvollsten Feldherren, durch den muthigsten Adel, belebt wurde. Sie stand bey dem Städtchen Marignano, nicht weit von Mayland. Die Schweitzer rückten gegen Abend (14. Sept.) ohne Trommeln, fast ohne Geschütz und Reiterey, aus Mayland äusserst schnell und unaufhaltsam vor.

Schon

Schon hatten die Franzosen einen Theil ihrer Kanonen verlohren. Schon waren beyde Heere einander so nahe, daß sie nur eins auszumachen schienen. Das mörderische Gefecht dauerte noch bis vier Stunden in die Nacht fort. Franz ruhete auf einer Kanone. Alles, was ihn labte, war ein Trunk schlechtes Wasser. Mit anbrechendem Tage sammelten sich beyde Heere zum neuen Kampfe. Vergebens suchten die Schweitzer einmahl nach dem andern einzudringen. Um 9 Uhr des Morgens zogen sie endlich, um die Hälfte geschwächt, ihre Verwundeten in der Mitte, ihre wenigen Kanonen auf dem Rücken, nach Mayland zurück. Von hier eilten sie, nachdem sie die Cittadelle besetzt hatten, nach Hause. Der über seinen Sieg höchst erfreute Franz ließ sich von Bayard auf dem Schlachtfelde zum Ritter schlagen.

Der Herzog Maximilian Sforza konnte, ohne Hülfe der Schweitzer, sich nicht behaupten. Er räumte den Franzosen die Festungen von Mayland und Cremona ein, und durchlebte seine letzten 20 Jahre als ein Privatmann in Frankreich. Der Pabst machte

Friede.

zu versichern; die meisten dachten jedoch patriotisch genug, ihre Wahl nicht auf einen ausländischen Fürsten fallen zu lassen. Sie trugen die deutsche Krone dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen von Sachsen an. Dieser hatte aber zu wenig eitles Selbstvertrauen, um in dem Besitze der Kaiserwürde sich glücklich zu denken. Er gab sich vielmehr alle Mühe, die Stimmen seiner Mitkurfürsten für den König von Spanien, einen Fürsten von deutscher Herkunft, zu vereinigen. So gelangte Karl V (1519 Jun.) zu dem Glücke, einen römisch-deutschen Kaiser vorzustellen. Seine bedenklich große Macht bewog jedoch die Kurfürsten, ihn Einschränkungen seiner reichsoberhauptlichen Regierung, oder eine sogenannte Wahlcapitulation, unterschreiben zu lassen.

Neben Karln V und Franz I spielte Heinrich VIII von England keine unbedeutende Nebenrolle. Sein Vater, Heinrich VII, der, nach jenem langen Bürgerkriege zwischen der weißen und rothen Rose den königlichen Thron wieder befestigte *), versah es nur darin,

*) Theil VIII, S. 232.

darin, daß er seinen Haß gegen das yorkische Haus nicht großmüthig genug unterdrückte, daß er selbst seine liebenswürdige Gemahlin Elisabeth mit mürrischem Kaltsinn behandelte. Er zog sich deswegen manchen unangenehmen Handel zu. Die Gegenparthey stellte mehr als einen vermeynten Prinzen auf, der ihm den Thron streitig zu machen suchte.

Ein Anhänger derselben, Simon, ein schlauer und unternehmender Geistlicher zu Oxford, beredete den Sohn eines Beckers, Lambert Simnel, einen funfzehnjährigen Jüngling von ausgezeichneten Geistesgaben, die Rolle eines Prinzen aus dem yorkischen Hause zu spielen. Zu dieser Rolle bahnte man ihm den Weg durch die Sage: der Herzog Richard von York, Eduards IV Sohn, habe seinem mörderischen Oheim zu entfliehen gewußt, und sich bisher in England verborgen gehalten. In der Folge mußte er den aus dem Tower entwischten Warwik, den Sohn des Herzogs von Clarence, vorstellen *). Er trat zuerst in Irland

*) Theil VIII, S. 226.

land auf, wo sein Vater viele Anhänger gehabt hatte. Auch wurde er sogleich als König anerkannt, und als Eduard VI gekrönt. Man hatte die Wittwe Eduards IV, Heinrichs VII Schwiegermutter, eine unruhige und ehrsüchtige Dame, wegen eines Einverständnisses mit den Empörern, in dem Verdacht. Heinrich ließ sie daher in ein Kloster einsperren. Er zog ihre Güter ein, und sie starb in dürftigen Umständen. Um das Publicum in England auf den falschen Warwik aufmerksam zu machen, wurde der echte durch alle Straßen von London geführt. Dieß that in England eine hinlängliche Wirkung. Simnels Anhang wurde jedoch durch den Grafen von Lincoln, einen Schwestersohn Eduards VI, der sich vor Heinrich VII fürchtete, ansehnlich verstärkt. Lincoln bekam von seiner Tante Margrethe, Karls des Kühnen Wittwe, einer feurigen Dame, die den Heinrich VII, wegen seiner Verfolgung der yorkischen Familie, äusserst verabscheute, 2000 deutsche Söldner. Simnel und seine Anhänger wagten es hierauf (1487) in England vorzurücken. Bey Stock in Nottingham erfolgte zwischen ihnen und Hein-

richs Armee ein Treffen. Die Tapferkeit der Deutschen machte den Sieg lange zweifelhaft. Endlich wurden die Empörer von dem Kriegsglück aber ganz verlassen. Von 6000 ihrer Krieger waren 4000 getödtet. Unter diesen befand sich Lincoln. Simnel und Simon hatten das Unglück, gefangen zu werden. Heinrich VII behandelte sie mit kluger Großmuth. Den Simon ließ er, als einen Geistlichen, blos in eine enge Verwahrung bringen; Simnel stellte erst einen Küchenjungen, und hernach einen Falkenierer, vor. Andre Theilnehmer an dieser Empörung wurden aber nicht so gnädig behandelt, und manche strafte Heinrich VII blos aus Habsucht.

Heinrich VII hatte aber bald mit einem neuen vermeynten Kronprätendenten zu kämpfen. Die verwittwete Herzogin von Burgund ließ wieder einen andern Richard auftreten. Warbek, ein bekehrter Jude von Tournay, hatte einen Sohn, Nahmens Peter, den die Flamländer Perterkin oder Perkin nennten. Dieser Perkin sah seinem Pathen, dem Könige Eduard VI, sehr ähnlich

lich. Man wunderte sich über diese Aehnlichkeit um so weniger, da Eduard VI mit Perkins Mutter in einem sehr freundschaftlichen Verhältnisse gestanden haben soll. Dieser Perkin, der durch mancherley Abwechselungen des Glücks seine Talente gut ausgebildet hatte, mußte nun die Rolle des Herzogs Richard von York spielen, der, wie man sagte, dem Gefängnisse entwischt war. Auch dieser Abentheuer trat zuerst in Irland auf, wo er sich Richard Plantagenet nennte. Auf Antrieb der Margrethe, lud ihn Karl VIII von Frankreich nach Paris ein, wo er ihm einen schönen Pallast, nebst einem ansehnlichen Jahrgehalt, und sogar eine Leibwache, anwies. Perkin verdiente diese ausgezeichnete Behandlung durch sein kluges und edles Benehmen, wodurch er sich allgemeine Liebe erwarb. Mehr als hundert englische Edelleute kamen zu ihm nach Paris. Als Karl VIII sich mit Heinrich VII verglich, verlangte dieser zwar Perkings Auslieferung; Karl willigte aber blos in dessen Entfernung. Perkin gieng nun nach Flandern, zu seiner Tante Margrethe, die gar kein Bedenken trug, ihn öffentlich für ihren Vetter zu erklären,

klären, und ihm einen Hofstaat und eine Leibwache zu geben. Viele englische Lords schlossen sich jetzt an ihn an.

Heinrich VII gab sich indessen alle Mühe, den Tod Richards von York zu beweisen. Dieß gelang ihm zwar nicht ganz; er erfuhr indessen doch alle Umstände der Verschwörung, selbst von einigen Theilnehmern, und er unterließ es nicht, die englische Nation mit denselben bekannt zu machen. Dennoch wagte es der muthige Perkin, der nicht lange stille sitzen konnte, mit einem Haufen von 600 Abentheuern in der Provinz Kent zu erscheinen; die dem Heinrich ergebenen Edelleute nöthigten ihn aber bald, sich wieder zu entfernen. Er machte hierauf einen Versuch, in Irland sich festzusetzen. Auch hier war er jedoch unglücklich, weil Heinrichs VII Feinde schon wieder unterdrückt waren.

Perkin gieng nun nach Schottland, wo ihn der König Jacob IV, Heinrichs VII Feind, so freundschaftlich aufnahm, daß er ihn sogar mit einer nahen Verwandtin, Katharine

tharine Gordon, einer ausserordentlich schönen und liebenswürdigen Dame, vermählte. Jacob führte ihn nun an der Spitze eines Heeres nach dem nordlichen Theile von England. Die Engländer waren aber von dem Perkin schon zu genau unterrichtet; auch haßten sie dessen schottischen Beschützer, und dessen muthwillige Krieger, zu sehr, als daß diese Unternehmung hätte glücklich ausfallen können. Heinrich VII war über diesen Angriff auch so wenig bekümmert, daß er ihn blos als einen Vorwand benutzte, um von seinen Unterthanen Geld zu erpressen. Jacob hielt es daher für rathsam, einen Waffenstillstand einzugehen, und dem Perkin eine heimliche Entfernung anzurathen.

Perkin durfte jetzt nicht mehr nach den Niederlanden kommen, weil Philipp der Schöne, der Sohn seiner Gönnerin Margrethe, mit Heinrich VII sich verglichen hatte. Er verbarg sich daher einige Zeit in den irländischen Einöden. Seines mühvollen Lebens endlich überdrüßig, beschloß er aber noch einen Versuch zur Verbesserung seiner traurigen Lage zu machen. Er reitzte die

über

über Heinrichs VII Regierung mißvergnügten Einwohner von Cornwallis zu einer Empörung. Bald schlossen sich 3000 derselben an ihn an, und er legte sich den Nahmen Richard IV bey. Heinrich VII rückte nun selbst mit einem großen Heere gegen ihn an.. Ganz England schien sich zum Untergange eines Unglücklichen, der ehemals die Liebe seiner Bewohner theilte, vereinigen zu wollen. Perkin wollte die 7000 braven Leute, die sich unter seiner Fahne versammelt hatten, der überlegnern Menge nicht preis geben. Er zog sich daher in einen heiligen Wald zurück. Seine Krieger streckten hierauf das Gewehr. Der Katharine Gordon wies Heinrich VII, in dessen Hände sie jetzt gerieth, einen Jahrgehalt, nebst einer ansehnlichen Stelle unter den Damen des Hofes, an. Ueberlegsam genug wollte Heinrich den Perkin nicht mit Gewalt aus seinem Heiligthume herausreissen lassen. Aber er überredete ihn so glücklich, daß er sich ihm übergab. Nun spottete er seiner, als er in London einzog; nun nöthigte er ihn, eine Beschreibung seines Lebenslaufes öffentlich abzulesen; nun verurtheilte er ihn

zu

zu einer ewigen Gefangenschaft. Perkin entwischte zwar; er mußte sich aber wieder stellen, und sich in den Tower einsperren lassen. Hierauf machte er, im Einverständnisse mit dem gleichfalls gefangnen Warwik, den Anschlag, den Aufseher des Gefängnisses zu ermorden, um desto sicherer entfliehen zu können; aber dieser Anschlag wurde zu früh entdeckt. Perkin, der seiner guten Eigenschaften wegen ein besseres Schicksal verdient hätte, endigte nun sein Leben am Galgen (1499 Nov.). Auch Warwik wurde hingerichtet.

So glücklich unterdrückte Heinrich VII diejenigen, die ihm den Thron streitig machen wollten! Aber er besaß auch das Zutrauen der Nation, welches seine glückliche und friedliche Regierung allerdings verdiente. Man kann im Grunde weiter nichts als seine hartnäckige Feindschaft gegen das Haus York, und seinen Eigennutz, an ihm tadeln. Er erpreßte so viel, und sparte so gut, daß er einen Schatz von 1,800000 Pfund Sterlingen sammeln konnte. Sein Tod erfolgte im 52sten Jahre seines Alters (1509 April) an der Auszehrung.

Hein-

Heinrichs VII ältester Sohn Arthur sollte die Katharine von Aragonien, Ferdinands des Katholischen Tochter, heyrathen; der vortreffliche Prinz starb aber, vom Volke geliebt und betrauert, ehe er diese Heyrath vollziehen konnte. Nun mußte sich sein jüngerer Bruder Heinrich, ein Knabe von 12 Jahren, entschließen, mit der 6 Jahre ältern Katharine, deren reiche Mitgift Heinrich VII nicht wieder herausgeben wollte, das Verlöbniß zu feyern. Dieser Heinrich wurde jetzt König.

Heinrich VIII war, als er die Regierung antrat, 18 Jahre alt. Mit einem schön gebauten, sehr biegsamen Körper, vereinigte er einen muntern, gut gebildeten Geist, aber auch vielen leidenschaftlichen Ungestüm, der den meisten Handlungen seiner Regierung das Gepräge der Sonderbarkeit aufdrückte. Die Vergnügen der Sinnlichkeit hatten für den jungen König einen mächtigen Reitz. Jeder Beförderer derselben erwarb sich seine Gunst. Dieß benutzte der schlaue Wolsey, um sich zu Heinrichs VIII erstem Minister zu erheben.

Wol-

Wolsey, der Sohn eines Metzgers von Ipswich, (der Hauptstadt in Suffolk) den die Natur mit hervorstechenden Fähigkeiten ausgerüstet hatte, war Kaplan Heinrichs VII. Der Bischof Fox von Wincheſter machte den jungen König auf den talentvollen Mann aufmerksam; bald sah er sich aber von demselben verdrängt, weil der 40jährige Geistliche den Lieblingsneigungen Heinrichs VIII sehr glücklich zu schmeicheln wußte. Wolsey wurde Erzbischof von York; er vereinigte den Besitz von noch mehrern andern Bisthümern. Der Pabst machte ihn zum Cardinal. Wolsey unterhielt nun einen Hofstaat von 800 Personen, unter welchen sich Ritter und andre Edelleute befanden. Er ließ, wenn er ausgieng, als Cardinal und Erzbischof, zwey Kreutze vor sich hertragen. Die übrigen Minister machten ihm endlich alle Platz, so daß er ganz allein regierte. Sein Einfluß auf die übrigen europäischen Händel war daher ziemlich bedeutend. Dieß empfand Franz I. Er hatte in Schottland die Gegenparthey von der Schwester Heinrichs VIII, Margrethe, Jacobs IV Gemahlin, unterstützt; er hatte, was noch mehr war, dem Wolsey das

Bis-

Bisthum zu Tourney genommen. Dieser beredete daher seinen König, sich mit dem Kaiser Maximilian zu verbinden, und Franz sah bald die Nothwendigkeit ein, sich Wolsey's Freundschaft zu erwerben. Der Admiral Bonnivet, den er deswegen nach England schickte, hatte viele Mühe, seine Absicht zu erreichen. Heinrichs VIII Tochter Marie wurde an den Dauphin verlobt. Sie sollte Tournay zur Mitgift bekommen. Franz zahlte 600000 Kronenthaler. Wolsey erhielt, zur Entschädigung wegen des Bisthumes zu Tournay, einen Jahrgehalt von 12000 Livres.

Achtes Kapitel.

Die beyden ersten Kriege zwischen Karln V und Franz I.

Franz I brauchte Wolsey's und Heinrichs VIII Freundschaft und Unterstützung wegen des Krieges mit dem Kaiser Karln V. Es kränkte den ehrgeitzigen Franz gar zu sehr, daß ihm Karl die Ehre der Kaiserwürde entrissen hatte. Karl V mißgönnte dagegen dem Könige von Frankreich den Besitz des schönen Herzogthums Mayland, auf welches er, als König der Lombardey, ein größeres Recht zu haben glaubte. Franz, der den König Heinrich VIII zur Theilnahme an dem Kriege in den Niederlanden zu bereden wünschte, lud ihn

zu

zu einer persönlichen Zusammenkunft nach Calais ein. Durch die Nachricht von dieser Zusammenkunft wurde Carl V so beunruhigt, daß er, um die Plane seines Gegners Franz zu vereiteln, auf seiner Reise von Spanien nach den Niederlanden, den Heinrich durch einen Besuch in seinem Lande überraschte. Der eitle Heinrich, der über die Ehre dieses Besuches ganz entzückt war, neigte sich jetzt auf Karls Seite um so bereitwilliger hin. Seine Neigung bestimmte um so leichter sein Minister Wolsey, der zu den 3000 Ducaten Jahrgehalt, die ihm Karl schon vorher angewiesen hatte, noch 7000 bekam, und dabey mit der Hoffnung zur päbstlichen Würde geschmeichelt wurde.

Die verabredete Zusammenkunft zwischen Heinrich und Franz erfolgt aber dennoch. Der Schauplatz derselben war eine schöne Ebene zwischen Ardres und Guines. Der Adel beyder Reiche wetteiferte in der kostbaren Pracht so sehr, daß man diese Gegend das Lager vom Goldstoff zu nennen pflegte. Ritterspiele durften von einer solchen Versammlung nicht ausgeschlossen bleiben.

ben. Selbst die beyden Könige ließen sich in einen Kampf ein. Aber schon auf der Heimreise legte Heinrich bey Karln zu Grevelingen seinen Gegenbesuch ab, und seine Neigung für Karln wurde immer entschiedener.

Die feindseligen Gesinnungen, die Karl und Franz gegen einander hegten, äusserten sich immer deutlicher. Franz unterstützte die Söhne des Königs von Navarra heimlich mit Truppen, damit sie sich ihres schlecht vertheidigten Königreiches wieder bemächtigen könnten. Auch stand er dem Robert von der Mark, Fürsten von Bouillon, der, nach der Weise des Mittelalters, seinem Lehnsherrn Karl einem Fehdebrief zugeschickt hatte, mit Truppen bey. Heinrich VIII und Wolsey suchten zwar den völligen Ausbruch des Krieges durch einen Vergleich zu verhindern, aber Karl V verlangte das schon von seinem Großvater Maximilian völlig abgetretene Burgund wieder zurück. Franz brach hierauf die Unterhandlungen ab. Wolsey begab sich von Calais, dem Orte der Unterhandlungen, nach Brügge, wo er, mit dem Kaiser

ter und dem Pabste, ein gegen Frankreich gerichtetes Bündniß schloß. Karl sollte Heinrichs Tochter Marie heyrathen. Dagegen wollte England Frankreich mit 40000 Mann angreifen.

Wäre der verabredete Plan recht ausgeführt worden, so hätte Franz in große Noth gerathen können. Karl hatte in den Niederlanden, an der Maas, bereits 40000 Mann im marschfertigen Zustande. Er hatte noch eine besondere Armee an der Oberschelde. Aber auf Heinrichs Heer wartete er immer vergebens. Franz that ihm daher nachdrücklichen Widerstand, und da Karls schlecht bezahlte Soldaten sich wieder verliefen, so blieben ihm zuletzt nicht mehr als 6000 Mann übrig. Hätte ihn nun Franz, wie sein Connetable Bourbon ihm rieth, entschlossen angegriffen, so würde dieser Krieg bald entschieden worden seyn. Aber Franz versäumte diese gute Gelegenheit. Seine Aufmerksamkeit war freylich hauptsächlich auf Italien gerichtet, wo der Pabst mit Karln V die Verabredung getroffen hatte, das Herzogthum Mayland den Franzosen wieder zu entreissen,

und

und dem Prinzen Franz Marie Sforza als ein Reichslehn zuzuwenden.

Franz, dem es an guten inländischen Fußvolke fehlte, erneuerte (1521 May) den Subsidien-Vertrag mit den Eidgenossen, die ihm 6000 Söldner zugestanden, welche sich bald bis über 20000 vermehrten. Karl, der gleichfalls brave Schweitzer in Sold zu nehmen wünschte, hatte den Verdruß, abgewiesen zu werden. Doch sein Bundesgenosse, der Pabst Leo X, hatte einen beträchtlichen Haufen von Schweitzern in seinem Dienste. Wider diese wollten die Schweitzer, die sich bey der französischen Armee in Italien befanden, nicht fechten. Die Schweitzer, die bey dem Heere der Vereinigten dienten, blieben hingegen stehen, weil der Bischof Scheiner die an sie abgeschickten Bothen ihrer Obrigkeit bestochen hatte. Lautrec, der Oberbefehlshaber dieser Armee, gerieth darüber in eine so große Verlegenheit, daß er den Feinden Mayland, und fast das ganze Land, überlassen mußte. Die Freude, die Leo X darüber empfand, zog ihm (1521 Dec.) ein tödtliches Fieber zu.

Mit dem Tode des Pabstes hörten auch die Zuflüsse in die Kriegskasse der Vereinigten auf. Manche Truppen wurden nun abgedankt. Venedig, welches schon wankte, blieb der Verbindung mit Frankreich treu. Die Schweitzer, die sich über Scheiners Betrug ärgerten, schlossen sich an Frankreich jetzt um so fester an. Franz benutze diese für ihn günstigen Umstände abermals nicht. Er dachte zu bald an den Frieden. Karl gewann dadurch Zeit. Karl gewann besonders Zeit, seinen alten Lehrer, und nachmahlichen Minister, Adrian, (1512 Jan.) auf den päbstlichen Thron erheben zu lassen. Das Volk der Stadt Rom schimpfte auf den unbekannten Ultramontaner oder Nichtitaliener. Und doch zeigte Adrian VI während seiner kurzen Regierung sich als einen so eifrigen Freund des Friedens und Rechtes, und doch glaubte er (was wenige Päbste glaubten), daß sein Reich nicht von dieser Welt wäre.

Adrian gab zur Fortsetzung des Krieges kein Geld her. Prosper Colonna, der alte Obergeneral der Vereinigten wollte daher die Truppen schon auseinander gehen lassen, und Lau-

Lautrec, der nun wieder ein Heer, und besonders ein ansehnliches Corps von Schweitzern hatte, befand sich in einer vortheilten Lage, wenn der rachsüchtige mayländische Kanzler Morone nicht Mittel gefunden hätte, den Geldwagen, die Lautrec aus Frankreich erwartete, den Weg zu versperren; oder wenn, wie andre erzählen, die königliche Mutter Luise das für die Armee bestimmte Geld nicht zu eignen Händen genommen hätte *). Die ungestümen Schweitzer verlangten aber ihren Sold, oder ein Treffen. Lautrec mußte sich daher (1522 April) entschließen, die Spanier, die sich bey Bicocco, einem nicht weit von Mayland entfernten Dorfe verschanzt hatten, anzugreifen.

Allein die Spanier hatten vieles Geschütz. Von den anrückenden Schweitzern wurden schon in der Ferne ganze Reihen niedergeschossen. Ihre voranziehenden Befehlshaber fielen sämmtlich von den Kugeln der spanischen Scharfschützen durchbohrt. Der traurige Ueberrest der Schweitzer gieng nach

*) Der Finanzminister Semblançay kam darüber an den Galgen.

Hause. Lautrec besetzte, so viel er konnte, und zog sich gleichfalls nach Frankreich zurück. In kurzer Zeit war ganz Mayland für Franz I verlohren. Die ausgebliebenen Geldwagen waren aber an diesem Unglück nicht allein Schuld. Lautrec machte manchen Fehler. Diesen durfte ihm aber Franz, der Liebhaber seiner Schwester, nicht sehr hoch anrechnen. Das den Franzosen abgenommene Herzogthum Mayland wurde nun zwar, der getroffenen Verabredung gemäß, dem Prinzen Franz Sforza, zuerkannt; er stellte aber eigentlich nur den Statthalter des Kaisers vor. Dieser verlangte für die aufgewendeten Kriegskosten eine Entschädigung von 1200000 Ducaten.

Karl konnte sich mit der Eroberung Maylands begnügen. Er wollte aber seinen Gegner Franz völlig entkräften und demüthigen. Heinrich VIII gab zur Beförderung dieser Absicht eine Flotte, und ein ansehnliches Heer, her. Jene verwüstete die französische Küste, und dieses zog sich wieder zurück, ohne eine Unternehmung von Bedeutung ausgeführt zu haben. Franz sah sich daher von neuen im

Stan-

Stande, ein Heer nach Italien marschieren zu lassen.

Aber Franz hatte jetzt das Unglück, daß der Connetable von Bourbon, sein bester General, zum Kaiser übergieng. Auch hieran war seine Mutter Luise Schuld. Sie haßte das Haus Bourbon, und der Connetable hatte daher manche Kränkung erfahren. Als seine Gemahlin gestorben war, fand ihn Luise auf einmahl so liebenswürdig, daß sie ihm ihre Hand antrug. Seine Weigerung reitzte ihre gekränkte weibliche Eitelkeit zur Rache. Sie zog ihm wegen seines Vermögens einen Rechtshandel zu, der ihm den Besitz desselben untersagte. In der Verzweiflung both Bourbon dem Kaiser Karl seine Dienste gegen sein Vaterland an. Karl, der über seinen Antrag sehr erfreut war, versprach ihm seine Schwester Eleonore, nebst einer reichen Mitgift, versprach ihm Provence und Dauphinè als ein Königreich. Doch Franz erfuhr die für ihn so gefährliche Verabredung. Der edeldenkende Monarch sagte das, was er erfahren hatte, dem Connetable selbst. Er suchte ihn durch Großmuth

muth wieder zu gewinnen. Bourbon stellte sich krank, um von der Theilnahme an dem mayländischen Feldzuge befreyt zu seyn. Die Folgen seines Planes äusserten sich aber bald offenbarer. Franz sah sich zu strengern Maßregeln genöthigt. Bourbon, der bisher immer beobachtet worden war, konnte, kaum von einem einzigen Getreuen begleitet, und in einem armseligen Aufzuge, nach Franche Comté entwischen. Von hier gieng er, durch Oberdeutschland, nach Italien.

Hier rückten eben (1523) dreyßig tausend Franzosen ein. Ihr Oberbefehlshaber Bonnivet, der geschmeidigste Hofmann, der vielgeltendste Günstling, hatte, ausser kriegerischen Muth, wenig andre Talente eines Generals. Indessen besetzte er, da der Widerstand der Vereinigten nicht sehr bedeutend war, das ganze Herzogthum Mayland, bis auf die Hauptstadt. Nun hatte aber sein Kriegsglück schon sein Ende erreicht. Der alte kaiserliche Obergeneral Colonna starb, und bekam den thätigen und entschlossenen Pescara zum Nachfolger. Beyde Heere waren zwar durch ansteckende Krankheiten vermindert

mindert worden; aber die Kaiserlichen erhielten zu rechter Zeit Verstärkungstruppen, die sie in den Stand setzten, den Franzosen alle Zufuhre abzuschneiden, und ihre Vereinigung mit den anziehenden Schweitzern zu verhindern. Bonnivet gerieth darüber in eine so bedrängte Lage, daß er sich (1524 April), durch das Thal von Aosta, nach Frankreich zurückziehen mußte.

Auf diesem Rückzuge endigte der Ritter Bayard sein Heldenleben. Der verwundete Bonnivet trug ihm und einem andern Officiere, der Vandenesse hieß, das gefährliche Geschäfte auf, die gegen die abziehenden Franzosen eindringenden Spanier mit der möglichsten Anstrengung zurückzuhalten. Aber die Schüsse der spanischen Hakenschützen fielen zu nahe. Erst stürzte Vandenesse, und gleich darauf auch Bayard. Dieser bereitete sich nun eben so ritterlich, als er alles in seinem Leben gethan hatte, auch zum Uebergang in die andre Welt vor. An einem Baum gelehnt, beichtete er, weil kein Priester in der Nähe war, seinem Haushofmeister. Das Crucifix stellte der kreutzförmige

Griff

Griff seines Schlachtschwerdtes vor. Die Spanier schlugen ein Zelt über ihn auf; auch brachten sie ihm einen Priester. Pescara und Bourbon bezeigten ihm das innigste Mitleiden mit seinem Schicksale. Dem letztern sagte der sterbende Held noch eine bittere Wahrheit. „Ich bin nicht zu bedauren, weil ich als rechtschaffener Mann sterbe, während daß Sie, gnädiger Herr, ihrem Eide zuwider, gegen ihren König und ihr Vaterland die Waffen ergriffen haben!"

Karl V und Bourbon hielten die französische Macht durch das in Italien erlittene Unglück für so geschwächt, daß sie einen Einfall in Frankreich vorzunehmen beschlossen. Bourbon wollte Lyon angreifen; Karl bestand jedoch auf der Belagerung von Marseille. Heinrich VIII versprach diese Unternehmung mit Geld und Truppen zu unterstützen. Hierauf marschierten 18000 Mann kaiserliche Truppen, von Pescara angeführt, über die Alpen. Franz hatte Marseille mit einer zahlreichen Besatzung versehen, hatte bey Avignon ein großes Heer zusammengezogen, hatte aus der umliegenden Gegend alle

Lebens-

Lebensmittel fwegschaffen lassen. Die ausgehungerten und entkräfteten Kaiserlichen konnten daher die Belagerung von Marseille nicht fortsetzen. Sie mußten, besonders da Heinrich VIII zur Erfüllung seines Versprechens keine Anstalten machte, sich eilig nach Italien zurückziehen.

Schon im Herbste des vorigen Jahres (1523 Sept.) war der Pabst Adrian VI, zur großen Freude der Römer, gestorben. Sein Nachfolger wurde, so wenig Karl V und Heinrich VIII es auch wünschten, der Cardinal Julius von Medici. Dieser, Clemens VII, suchte zu verhindern, daß keine auswärtige Macht in Italien das Uebergewicht erhalten möchte. Er gab daher die Verbindungen auf, und er bemühete sich, den Frieden zu vermitteln. Aber Franz glaubte, seiner Ehre wegen, Mayland behaupten zu müssen, und am Ende sahen es der Pabst und Venedig gern, daß Franz über den Berg Cenis selbst nach Italien zog, um den Kaiser nicht zu sehr emporkommen zu lassen.

Franz

Franz sah sich bald im Besitze von Mayland, welches der zu sehr geschwächte Pescara nicht vertheidigen konnte. Jetzt beschloß er, der herannähernden Herbstwitterung ungeachtet (28. Oct.) die Belagerung von Pavia. Er hatte sich mit der schönen Donna Clarissa zu Mayland zu lange beschäfftigt, und darüber die Gelegenheit, Pavia und Lodi ohne große Anstrengung in seine Gewalt zu bekommen, versäumt. Jetzt war aber Pavia, eine der stärksten Festungen, mit 4000 von guten Officieren angeführten Deutschen besetzt. Die langwierige Belagerung verschaffte der kaiserlichen Armee Zeit, sich wieder zu erholen. Bourbon versetzte alle seine Kostbarkeiten, und lieh noch von seinem Freunde, dem Herzog von Savoyen, so viel, daß er 15000 Landsknechte die Sittich und Freundsberg für den Kaiser angeworben hatten, in seinen Dienst nehmen konnte. Aber es fehlte noch immer an Geld, um dem Heere seinen rückständigen Sold auszuzahlen. Man brachte es dahin, daß die Soldaten angelobten, noch einen Monath auf den Sold zu warten. Ihr ganzer Trost war die reitzende Aussicht zur Beute. Indessen

dessen rückte man dem verschanzten Lager der Franzosen drey Wochen hindurch immer näher.

Franz hatte nicht Leute genug, um den Angriff der Kaiserlichen abzuwarten. Sein durch manches Gefecht schon merklich geschwächtes Heer wurde, durch den Abzug von 6000 Graubündnern, die wieder nach Hause giengen, und durch eben so viele andere Truppen, die das schlecht vertheidigte Neapel erobern sollten, noch stärker vermindert. Die treulosen Hauptleute, besonders die italienischen, hielten auch öfters kaum die Hälfte von den Leuten, die sie bezahlt bekamen. Bey diesen Umständen gaben die alten und erfahrnen Officiere ihrem Könige den Rath, sich zurückzuziehen. Allein Franz hielt es seiner Ehre nachtheilig, einem Treffen auszuweichen. Auch munterte ihn Bonnivet zur Beharrlichkeit auf. So kam es (1525 am 14. Febr.) zu der berühmten Schlacht bey Pavia.

Ueberlegenheit des kaiserlichen Heeres, vornehmlich an gutem Fußvolke, ließ den König

König Franz, der seine Vertheidigung nicht vorsichtig genug anordnete, nicht lange auf die Entscheidung seines Schicksales warten. In Zeit von einer Stunde befand sich die ganze französische Armee in Verwirrung. Die spanischen Hakenschützen schossen einen französischen Gensd'armee, schossen einen Hauptmann der Schweitzer nach dem andern, nieder. Die schwarze Garde, die einen vorzüglichen Theil des französischen Heeres ausmachte, wurde von Sittichs und Freundsbergs Landsknechten umringt, und, als Verräther des deutschen Vaterlandes, ohne Barmherzigkeit niedergestoßen. Das Gedränge der Franzosen vermehrte noch ein doppelter Ausfall der Besatzung von Pavia, vermehrte die Untreue Alançons, der gerade im gefährlichsten Zeitpunkte mit 400 Lanzen sich zurückzog. Franz, der mit ausserordentlicher Unerschrockenheit den ungleichen Kampf fortsetzte, befand sich in der dringendsten Gefahr. Für seine Rettung opferten sich seine besten Officiere, opferte sich selbst Bonnivet, auf. Franz bemühete sich, die Brükke über den Tesino zu erreichen. Bald umringten ihn aber auf allen Seiten Reiter

und

und Hakenschützen: sein Pferd wurde verwundet; er fiel in einen Graben, und er sah endlich keinen andern Ausweg, als die Gefangenschaft, übrig. Er übergab seinen Degen dem neapolitanischen Vicekönig Lannoy, der ihn, auf den Knieen liegend, und des Königs Hand küssend, empfieng, und gegen den seinigen vertauschte. Der Degen des gefangnen Königes wurde die Belohnung des tapfern Freundsbergs. Die Brücke über den Tesino war eingerissen. Dieß vollendete den Untergang des französischen Heeres. Fast der ganze Adel desselben war getödtet oder gefangen. Franz schrieb an seine Mutter Luise: „alles ist verlohren, nur die Ehre nicht!"

Karl der V ärgerte sich darüber, daß dieser herrliche Sieg seinen Generalen und dem Mangel zugeschrieben werden mußte; daß ihm nun, ausser einem Zuge gegen die Türken, weiter keine Gelegenheit, sich Ruhm zu erwerben, übrig blieb. Oeffentlich erklärte er sein Vergnügen nur darüber, daß dieser Sieg, wie er hoffte, der Christenheit den Frieden verschaffen würde. Alle

öffent-

öffentlichen Freudensbezeigungen blieben eingestellt.

Daß es Karln aber nicht sowohl um die Wiederherstellung des Friedens, als um die eigennützige Benutzung des Sieges bey Pavia zu thun war, das zeigte sich sehr in die Augen fallend. Der Pabst, Venedig und Florenz mußten dem Vicekönig Lannoy Geldsummen geben, die ihn in den Stand setzten, das siegreiche Heer zu befriedigen, und die deutschen Landsknechte, so wie die italienischen Truppen, abzudanken. Die großen und kleinen Staaten Italiens mußten die Vergleiche, die Lannoy im Nahmen des Kaisers mit ihnen schloß, mit 600000 Ducaten erkaufen. Karl glaubte sich nun zwar nicht verbunden, die von Lannoy abgeschlossenen Verträge zu genehmigen; das Geld gab er aber doch nicht wieder heraus.

Karls V Bundesgenosse, Heinrich VIII und sein Minister Wolsey, fanden es nicht für rathsam, den Untergang des gefangnen Franz vollenden, und Karls Macht in eben dem Verhältnisse befördern zu helfen. Sie

thaten

thaten dem Kaiser allerley Vorschläge, welche die Einschränkung seiner gar zu eigennützigen Plane zur Absicht hatten. Er sollte auf die Mitgift der Prinzessin Marie, der Tochter Heinrichs, Verzicht leisten; er sollte dem Heinrich Gyenne erobern helfen, er sollte ihm den gefangnen Franz ausliefern. Diese Bedingungen stimmten aber mit den Früchten, die Karl von seinem damahligen Kriegsglücke einzuerndten hoffte, gar nicht überein.

So wenig des gefangnen Königes Mutter Luise, die von ihm während seiner Abwesenheit bestellte Reichsverweserin, den Muth sinken ließ, und so sehr es ihr auch glückte, die Liebe, die die Franzosen für ihr Vaterland und ihre Regierung von jeher gefühlt haben, recht lebhaft rege zu machen; so sehr sie sich bestrebte, neue Regimenter anzuwerben, die Gefangnen auszulösen, und die Schulden zu bezahlen; so wenig konnte sie doch ihren sehnlichen Wunsch, ihren Sohn recht bald wieder in Freyheit zu sehen, unterdrücken. Sie both daher dem eigennützigen Karl höchst vortheilhafte Bedingungen an. Ihr Sohn sollte seinen Ansprüchen auf Mayland

land und Neapel entsagen, des Kaisers Schwester heyrathen, und die östreichischen Rechte auf das Herzogthum Burgund anerkennen, das letztre aber als Mitgift der Prinzessin Eleonore behalten. Diese Anerbiethungen waren für Karln aber noch nicht befriedigend genug. Er wollte Burgund für sich selbst haben; der Connetable sollte Provence und Dauphiné als ein besondres Königreich bekommen, und der König von England befriedigt werden.

Als Franz, der in dem Castel der mayländischen Stadt Pizzighetone verwahrt wurde, seines Gegners Karl unbarmherzige Bedingungen erfuhr, wurde er darüber so aufgebracht, daß er feyerlich erklärte, lieber ewig in der Gefangenschaft bleiben, als diese Bedingungen erfüllen zu wollen. Endlich flößte ihm Lannoy, der Vicekönig von Neapel, dem seine Bewachung beschwerlich fiel, den Wunsch ein, sich nach Spanien bringen zu lassen, weil er sich mit der Hoffnung schmeichelte, Karl würde durch das Mitleiden über sein Schicksal sich zu weniger harten Bedingungen bewegen lassen. Lannoy brach-

brachte ihm hierauf, längs der französischen Küste, deren Anblick ihm Thränen herauslockte, nach Spanien. Hier befand er sich erst zu Xativa (jetzt San Felipe in Valenzia) in einem Staatsgefängnisse. Von da brachte man ihn nach Madrid.

Franz sah jedoch seine Erwartung von dem günstigen Erfolge der Reise nach Spanien getäuscht. Karl äusserte nicht das geringste Verlangen, ihn zu sehen. Während daß er dem Bourbon mit ausgezeichneter Achtung entgegen gieng, gönnte er seinem unglücklichen Gegner Franz nicht einmahl einen kleinen Besuch. Franz mußte erst vor Verdruß krank werden. Karl kam nun (im Sept.) zweymahl zu ihm. Aber alles, was er zu ihm sagte, waren blos Worte des feinen Hofmannes, der an seinem traurigen Schicksal Antheil zu nehmen schien. Karl wollte, durch seinen Minister Gattinara aufgemuntert, von seinen harten Bedingungen durchaus nicht abgehen.

Franz ließ seine Schwester, Margrethe von Alançon, nach Spanien kommen, um

den Unterhandlungen mit Karln V eine günstigere Richtung zu geben. Als auch dieses Mittel vergebens war, unterschrieb er eine Urkunde, durch die er der Königswürde feyerlich entsagte, und sie dem Dauphin übertrug. Karl blieb jedoch unerschütterlich, und Franz mußte sich daher endlich entschließen, den von Karln vorgeschriebenen harten Vertrag zu unterzeichnen. Aber während daß er unterzeichnete (1526 am 14. Jan.) ließ er, im Beyseyn der Seinigen, von einem Notarius eine Protestation gegen den geschlossenen Frieden aufsetzen. Dennoch beschwor er die Erfüllung desselben am Altare, verbürgte er sich für sie mit seinem Ehrenworte. Aber der Pabst hatte ihm heimlich schon die Lossprechung vom Eide zugesagt.

Franz wurde nun an die französische Gränze gebracht, und (18. März) gegen seine beyden jüngern Söhne, die Unterpfänder der Vollziehung, ausgewechselt. Bevollmächtigte des Kaisers begleiteten ihn bis nach Paris, um sich im Nahmen ihres Monarchen das Herzogthum Burgund abtreten zu lassen. Allein die Stände von Burgund, die Franz

des

deswegen hatte vorladen lassen, erklärten, daß sie in die Abtretung ihres Landes durchaus nicht einwilligen könnten.

Franz hoffte durch einen neuen Krieg mit Karln V in eine so günstige Lage zu kommen, daß er sich der Erfüllung des madrider Friedens ganz entziehen könnte. Diese Hoffnung gewährte ihm eine große gegen den Kaiser geschlossene Verbindung, die Karls Habsucht erzeugte. Der neue Herzog von Mayland, Franz Sforza, mußte nicht nur sogleich 100000 Ducaten bezahlen, und zur Erlegung von 500000 in gewissen Terminen sich verbindlich machen, sondern Pescara verlangte, ausser Pavia und Lodi, noch die Einräumung von einigen andern wichtigen Oertern. Ueber diese Forderungen wurde des Herzogs Kanzler Morone so erbittert, daß er den Plan zu einem großen Bündnisse gegen den Kaiser entwarf. An diesem Bündnisse nahm der Pabst, England und Venedig Antheil. Es wurde, der Theilnahme des Pabstes wegen, die heilige Liga genennt. Man verlangte, Karl sollte für ein billiges Lösegeld die französischen Prinzen, die sich

für ihren Vater in die Gefangenschaft begeben hatten, in Freyheit setzen, und dem Herzoge von Mayland alles wieder zurückgeben. Franz, den der Pabst von dem Karln geleisteten Eide lossprach, trat dieser Verbindung (im May) erst heimlich bey.

Karl, der dem Franz wegen seiner Treulosigkeit die bittersten Vorwürfe machte, ließ seine Truppen in Italien, die, seit Pescara's Tode, von Bourbon allein angeführt wurden, gegen Mayland anrücken, und da der Herzog von Urbino, der erste General der Vereinigten, der Oberbefehlshaber der venezianischen Truppen, seine Armee von 20000 Mann zu schwach hielt, um den Entsatz von Mayland wagen zu können, so mußte der Herzog (im Jul.) auch die Cittadelle übergeben, und kaum war er noch so glücklich, der Gefangenschaft zu entgehen. Auch der Pabst gerieth in große Noth. Eine Gegenparthey, an deren Spitze der Cardinal Pompeo Colonna, schon Clemens VII Gegner bey der Pabstwahl, stand, brachte einige tausend Mann liederlichen Gesindels zusammen, mit welchen sie (im Sept.) den Pabst überfielen,

und

und den Vatican, so wie andre Paläste, plünderten. Clemens mußte sich verbindlich machen, seine Truppen von dem Heere der Liga abzurufen. Er hielt aber sein Wort nicht; doch war der Krieg gegen den Kaiser unbedeutend, weil der leichtsinnige Franz und der eingebildete Heinrich zu wenig Thätigkeit bewiesen, weil die Italiener zu unentschlossen waren, und der Pabst kein Geld hergeben wollte.

Aber an Geld fehlte es auch der kaiserlichen Armee. Bourbon bediente sich sogar der Foltern, um den reichen Mayländern Geldsummen abzupressen; er schonte selbst die Kirchenschätze nicht. Der achtzigjährige Morone bezahlte sein Leben und seine Freyheit mit 200000 Ducaten, und machte seitdem den Kriegszahlmeister des kaiserlichen Heeres. Einen Theil des zusammengebrachten Geldes wendete Bourbon dazu an, um den tapfern Ritter Freundsberg zur Anwerbung von 12000 Mann Landsknechten zu bereden. Bald zog Freundsberg mit 35 Fahnen, jede zu 300 Mann, nach Italien hin. Aber die Truppen der Liga hatten die Al-

pen-

penwege so sorgfältig besetzt, daß Freundsberg allen seinen Muth und alle seine Standhaftigkeit aufbiethen mußte, um nach Italien zu kommen. Er gieng, in der Mitte des Novembers, durch das auf der Westseite des Gardasees befindliche Thal Sabia. Diesen Weg hatte noch nie ein Heer betreten. Freundsberg hatte, als er in Italien anlangte, keine Reiterey, kein Geschütz, keine Magazine, kein Geld. Nur 1500 von seinen Leuten waren mit Schießgewehren versehen. Ueberall umringte ihn ein stärkerer Feind; überall stellten sich ihm schlechte Wege, reissende Flüsse, feste Plätze entgegen. Dennoch drang er immer vorwärts; dennoch kam er, durch das Gebieth von Mantua, durch Ferrara, dessen Herzog ihn mit Geld, Lebensmitteln und 8 Kanonen versah, bis an die Trebia.

Hier (1527 Jan.) wartete er sehnsuchtsvoll auf die Vereinigung mit den spanischen Truppen des Kaisers; diese wollten aber, weil sie ihren rückständigen Sold nicht erhalten hatten, das Mayländische durchaus nicht verlassen, und es verflossen noch zwey Monathe,

nathe, ehe ein Theil derselben sich mit den deutschen Lanzenknechten vereinigte. Nur die Hoffnung, die große und reiche Stadt Rom zu plündern, schlug den Mißmuth der Soldaten wieder nieder. Bourbon und Freundsberg setzten sich mit 10000 Deutschen, 5000 Spaniern und 4000 Italienern in Bewegung, um, wahrscheinlich auf Karls V Befehl, den Pabst für seine Theilnahme an der Verbindung mit dem Kaiser zu züchtigen. Wie sehr erschraken aber ihre Soldaten über die Nachricht, daß der Vicekönig Lannoy mit dem Pabste einen Waffenstillstand geschlossen hätte! Die Deutschen nnd die Spanier äusserten ihre Unzufriedenheit darüber so gewaltsam, daß Bourbon in Freundsbergs Hauptquartiere flüchten, daß er in einem Stalle seine Zuflucht suchen mußte. Freundsberg selbst wurde, als er im Ringe, oder Kreise, die Soldaten zur Ruhe aufforderte, vom Schlage gerührt. Er mußte das Heer verlassen.

Bourbon, den Morone endlich wieder mit etwas Geld versehen hatte, glaubte an den von Lannoy geschlossenen Waffenstillstand nicht

nicht gebunden zu seyn, weil er seine Befehle unmittelbar vom Kaiser erhielt. Er setzte daher seinen Marsch nach Rom fort. Sein Herr wurde durch den Abgang der meisten Italiener, die nicht gegen den Pabst marschieren wollten, vermindert. Bourbon bahnte sich durch das von den Truppen der Liga überall besetzte Italien, über den Apennin, einen höchst beschwerlichen Weg. Die Deutschen und die Spanier zogen die 8 Kanonen, die ihr ganzes Geschütz ausmachten, abwechselnd selbst über die Berge. So kam Bourbon bis nach Arezzo, wo er rechts Florenz, und links Rom bedrohete. Da er sich mehr dorthin zu ziehen schien, so verleitete er das Heer der Liga, in jene Gegend zu marschiren. Nun zog er aber ganz unvermuthet, ohne alles Geschütz, auf der geraden Straße, über Montepulciano und Viterbo, nach Rom.

Seine Ankunft vor Rom (5. May) verursachte das lebhafteste Erstaunen. Bourbon verlangte Durchzug, Lebensmittel und Sold, um nach Neapel zu ziehen. Clemens VII war mit dem schlechten Vertheidigungszustande

de Roms so wenig bekannt, oder er rechnete auf die nahe Ankunft der französischen Armee mit so großer Zuversichtlichkeit, daß er eine abschlägliche Antwort wagte. Da er sein Kriegsvolk vorher abgedankt hatte, so blieb ihm weiter nichts übrig, als einen Haufen von Kutschern, Sänftenträgern, und andern dergleichen Leuten, anzuwerben. Dieser 5000 Mann starke Haufe sollte die große Stadt Rom vertheidigen. Unterhalb Rom hatte die Parthey der Colonna ein 10000 Mann starkes Gesindel zusammengebracht. Clemens hatte daher nicht einmahl die Gelegenheit zu entfliehen. In Rom gab es auch noch viele Anhänger des Kaisers. Des Pabstes Verlegenheit war daher sehr groß.

Um so leichter konnte es Bourbon wagen, des schlecht befestigten Roms sich durch einen Sturm zu bemächtigen. Noch am Abend seiner Ankunft zeigte er von den umliegenden Anhöhen den beuteluſtigen Soldaten die herrlichen Palläſte Roms. Am andern Morgen (6. May) ließ er seine Deutschen und Spanier anrücken. Ein starker Morgen-

gennebel begünstigte ihre Annäherung. Sie erstiegen die Mauern. Bourbon, der sich an der Spitze der spanischen Colonne befand, riß, über den Widerstand der Schweitzergarde und der alten Soldaten des Pabstes unwillig, einem seiner Krieger eine Sturmleiter aus der Hand, und wurde, indem er hinanstieg, von einer Musketenkugel tödtlich verwundet. Er ließ seinen Körper mit einem Mantel bedecken, um seinen Tod geheim zu halten. Aber sein Tod reitzte die Stürmenden zur Rache an. Clemens lag, während dieser für ihn so gefährlichen Auftritte, vor dem Altare der Peterskirche auf den Knieen, den Höchsten um den Sieg anflehend. Von hier eilte er furchtsam in die Engelsburg. Die in Rom hereinstürmenden Kaiserlichen hieben auf 4000 Menschen nieder, und überließen sich hierauf allen Ausschweifungen des schrecklichsten Muthwillens, und der abscheulichsten Zuchtlosigkeit. Sechs Tage hindurch war Rom ein Schauplatz wüthender Soldaten, die kein Alter, keinen Stand, und keinen Ort schonten. In der Peterskirche, und in den herrlichsten Zimmern des Vaticans, band man Pferde an, denen man

Bücher

Bücher und Urkunden unterstreute. Die deutschen Protestanten, die sich unter den kaiserlichen Truppen befanden, die sich übrigens menschenfreundlicher und gemäßigter, als die Italiener und Spanier, betrugen, suchten die römische Geistlichkeit durch manchen Muthwillen zu kränken. Sie führten z. B. einige Cardinäle, in ihrem Ornate auf großen Hunden und Eseln reitend, in der Stadt umher; sie verkleideten sich selbst als Cardinäle, und wählten Luthern öffentlich zum Pabste. Clemens VII hätte durch schleunige Unterhandlungen den Lauf dieser Schreckensauftritte hemmen können; aber hartnäkkig wollte er lieber den nahen Anmarsch des Heeres der Liga abwarten. Ein kleiner Haufe von Reitern sollte ihn aus der Engelsburg wegbringen; aber er wollte von der ganzen Armee befreyt seyn. Der Herzog von Urbino war mit derselben wirklich in der Nähe; aber um sich an dem Pabst, der ihn beleidigt hatte, zu rächen, zog er sich wieder zurück.

Die Engelsburg, der Zufluchtsort des Pabstes, wurde hierauf von den Kaiserlichen noch

noch enger eingeschlossen. Der Prinz Philibert von Oranien, den sie zu ihrem Oberanführer gewählt hatten, war nicht vermögend, seine Leute zu einer bessern Kriegszucht zu bewegen. Der Mißbrauch der Lebensbedürfnisse zog bald einen dringenden Mangel, und ansteckende Krankheiten, nach sich, die das Elend der Bewohner Roms vollendeten. Eben diese Ursachen aber nöthigten (7. Jun.) den Pabst, in ernstlichere Unterhandlungen einzuwilligen. Er versprach dem kaiserlichen Heere 400000 Ducaten zu bezahlen, und ihm alle seine Festungen einzuräumen. Bis zur Erfüllung dieser Bedingungen sollte er aber in der Engelsburg in der Verwahrung bleiben. Die Kaiserlichen zogen nun aus Rom in die umliegende Gegend, und die mehresten Städte hatten jetzt das traurige Schicksal der Hauptstadt. Die Ränke des Pabstes, der den geschlossenen Vergleich nicht erfüllte, waren Ursache, daß sie zum zweyten Mahle nach Rom kamen. Jetzt wurden auch alle Schätze unter der Erde zusammengeplündert, und Roms höchst unglückliche Lage dauerte noch sechs Monathe lang. Clemens VII wurde während

rend der Zeit in der Engelsburg scharf bewacht.

Die Nachricht von der unehrbiethigen Behandlung des Oberhauptes der Kirche erfüllte alle echten Katholiken mit Entsetzen und Unwillen. Die spanischen Bischöfe stellten den Gottesdienst ein, und begaben sich in Trauerkleidern an den Hof, um den Kaiser zur Schonung des h. Vaters aufzufordern. Karl, dem die Meynung der frommen Christenheit doch nicht so ganz gleichgültig war, stellte wegen der bedrängten Lage des Pabstes, in der sich derselbe, wie er vorgab, ohne seine Schuld befand, eine Hoftrauer an, und ließ dessen Befreyung vom Himmel durch öffentliche Gebete, und feyerliche Umgänge, erflehen. Er suchte sich auch durch ein eigenhändiges, weitläuftiges Schreiben bey dem Pabst zu rechtfertigen, und alles auf seine Generale zu schieben. Eben diese erhielten aber während der Zeit von ihm den Befehl, den Pabst nicht eher in Freyheit zu setzen, als bis er die Erfüllung des Vergleiches durch hinlängliche Geiseln würde verbürgt haben. Clemens VII

ver-

verzögerte jedoch die Erfüllung des Vergleiches, weil er dem Anzuge eines ansehnlichen französischen Heeres entgegen sah.

Wolsey hielt es jetzt für nöthig, der kaiserlichen Macht in Italien mit Nachdruck entgegen zu arbeiten. Daher beredete er nicht nur seinen König, an dem Kriege gegen den Kaiser ernstlicher Antheil zu nehmen, sondern er reisete auch selbst nach Frankreich, um die Erfüllung der geschlossenen Verbindung zu betreiben. Franz ließ eine Armee von 40000 Mann, unter Lautrec, über die Alpen ziehen. Das bis auf die Hälfte zusammengeschmolzene kaiserliche Heer in Rom durfte sich derselben nicht entgegen stellen; auch wollten die Soldaten Rom durchaus nicht eher verlassen, als bis sie ihren Sold empfangen haben würden. Den Franzosen kostete es daher keine große Anstrengung, Genua, Alessandria, Pavia, und das übrige mayländische Gebieth zu erobern. Die italienischen Staaten benutzten die Noth, in der sich der Pabst befand, ihr Land durch ansehnliche Theile des Kirchenstaates zu vergrößern. Die Venezianer besetzten Ravenna

und

und andre päbstliche Oerter, um sie, wie sie behaupteten, gegen andre Angriffe zu sichern. Die Florentiner wagten es, von der Herrschaft des Hauses Medici sich zu befreyen. Die Herzoge von Urbino und Ferrara eigneten sich gleichfalls manches von dem päbstlichen Lande zu.

Allen diesen war das Bündniß, das Franz I und Heinrich VIII geschlossen hatten, eben so unerwartet, als unangenehm. Der Pabst wurde durch dasselbe aus seiner großen Verlegenheit herausgerissen. Der Kaiser gerieth mit Frankreich und England in einen neuen Krieg. Diese machten so große Forderung an ihn, daß er sie nicht eingehen konnte, und nun schickten sie ihm (1528 Jan.) eine Kriegsklärung zu. Karl war über seinen Gegner Franz äusserst aufgebracht. Er beschuldigte ihn, sein Wort auf eine niederträchtige Weise gebrochen zu haben; er wollte, wenn er sich dieß zu leugnen unterstände, es ihm mit dem Degen in der Hand beweisen. Franz warf Karln gleichfalls Lügen vor; er blieb ihm seine Schimpfreden nicht schuldig. Er verlangte

sogar

sogar, daß er den Ort des Zweykampfes bestimmen sollte. So ernstlich war es aber Karln um den Duell nicht zu thun, und es blieb daher bey bittern Erklärungen, die man einander durch Herolde zuschickte.

Karl konnte seine Kriegsmacht nicht gleich ansehnlich verstärken. Die französische Armee unter Lautrec drang daher immer weiter vor. Die kaiserlichen Truppen in Rom durften es nun nicht länger wagen, ihren Aufenthalt daselbst fortzusetzen. Sie ließen sich von dem Pabst die Einräumung einiger Festungen, und die Bezahlung von 350000 Kronenthalern, versprechen. Clemens hatte aber kaum die Hälfte dieser Summe bezahlt, als er (1527 Dec.) seiner Wache entwischte. Die Kaiserlichen wurden durch seine abermahlige Treulosigkeit so in Wuth gebracht, daß sie einen großen Theil vom Rom zerstörten. Rom wurde von den christlichen, meistens lutherischen Deutschen also eben so schlimm, als von den Gothen und Vandalen, behandelt! Der freygewordene Clemens unterhandelte indessen mit beyden Theilen. Er zahlte den Kaiserlichen heimlich das rückstän-

dige

dige Geld, damit sie den Franzosen Widerstand thun könnten. Als sie (17. Febr.) aus Rom auszogen, bestanden sie noch aus 5000 Deutschen, 2500 Spaniern, und 500 leichten Reitern. Sie eilten, unter Anführung des Prinzen von Oranien, nach Neapel.

Dieses wurde jetzt von Lautrec eifrig belagert. Aber die Kaiserlichen vertheidigten die Stadt so standhaft, daß vier Monathe verflossen, ohne daß die Franzosen ihre Absicht erreichten. Indessen erzeugte die schreckliche Sommerhitze, erzeugte der heiße Scirocco, der 3 Wochen nach einander anhielt, im Lager der Franzosen ansteckende Krankheiten, welche ihre Anzahl gewaltig verminderten. Franz schien sein neapolitanisches Heer vergessen zu haben. Dieses schmolz (Aug.) bis auf 8000 dienstfähige Leute zusammen. Während daß nun Lautrec der baldigen Uebergabe von Neapel mit kummervoller Sehnsucht entgegen sah, erschien ganz unvermuthet der Genueser Andreas Doria, den die französischen Minister durch ihre Kränkungen zur Nothwehre und Rache gereitzt hatten, mit einer Flotte vor Neapel,

und versorgte die ausgehungerten Kaiserlichen mit neuen Lebensmitteln. Damit verschwand nun der letzte Strahl von Hoffnung für die Franzosen, die indessen (am 15. Aug.) auch ihren Obergeneral Lautrec verlohren hatten. Der armselige Ueberrest derselben zog sich nun nach Aversa, wo sie der Gefangenschaft endlich nicht mehr ausweichen konnten. Ein solches trauriges Ende nahm der französische Zug nach Neapel.

Karls Bruder, der König Ferdinand, gab sich Mühe, den Freundsberg zu bereden, daß er abermahls nach Italien ziehen möchte; es fehlte diesem aber eben sowohl an Gesundheit, als an Geld; auch endigte er noch in diesem Jahre sein durch manchen Beweis von Heldenmuth und Kriegsklugheit ausgezeichnetes Leben. Anstatt seiner führten der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig, und Marcus Sittig, ein Heer von 12000 Mann Fußvolk, und 2500 Reitern, nach Italien. Von diesen wurden aber von der Pest, die den dritten Theil aller Bewohner Italiens wegraffte, viele getödtet; die übrigen verliefen sich wieder, weil man ihnen

ihren

ihren Sold nicht auszahlte. Der Herzog Heinrich schlich sich, nur von einem einzigen Diener begleitet, nach Deutschland zurück.

Indessen rückte ein neues französisches Heer, das der Graf von St. Pol anführte, über die Alpen herüber; Leyva, der Obergeneral der Kaiserlichen im Mayländischen, that demselben aber so glücklich Widerstand, daß auch dieses Heer seinen Untergang fand. St. Pol gerieth selbst in die Gefangenschaft. Da nun Heinrich VIII durch Angelegenheiten, die ihn näher angiengen, von der Theilnahme an diesem Kriege ganz abgezogen wurde, so sehnte sich der durch so manche Unglücksfälle erschütterte Franz I um so lebhafter nach dem Ende desselben. Auch für Karln machte der Mangel an Geld, und das Vordringen der Türken, den Frieden mit Frankreich wünschenswerth. Zwey Damen, Karls V Tante Margrethe, verwittwete Herzogin von Oestreich, und Franzens Mutter, Luise, erwarben sich das Verdienst, die beyden Monarchen zu Cambray (1529 am 5ten Aug.) mit einander auszusöhnen. Man nennte diesen Vergleich deswegen den

Damenfrieden. Franz versprach seine beyden in Karls Gefangenschaft befindlichen Söhne mit 2 Millionen Kronenthalern auszulösen, und allen seinen Ansprüchen auf Flandern, Artois und Italien zu entsagen. Er versprach Karls Schwester Eleonora zu heyrathen. Schon vorher (20. Jun.) hatte Karl mit Clemens VII zu Barcelona sich verglichen.

Karl zog nun selbst mit 10000 Mann nach Italien. Er landete (12. Aug.) in Genua, welches durch den Doria von der französischen Herrschaft befreyt worden war. Dem Retter des Vaterlandes, Doria, trugen die dankbaren Genueser die Regierung ihres Staates auf; aber der edle Mann, der sich durch das Bewußtseyn, die Freyheit seines Vaterlandes wieder hergestellt zu haben, schon glücklich genug fühlte, entsagte der Ehre, dessen Regent zu seyn, und half dagegen die nachmahlige republicanische Verfassung desselben bilden. Von Genua begab sich Karl V nach Bologna, wo er dem Pabst, den er vorher so gedemüthigt hatte, die Füße küßte. Dieser setzte ihm dafür (im Februar)

zwey

zwey Kronen auf, die italienische und die kaiserliche. Karl V bestimmte damahls das Schicksal der italienischen Staaten. Das Herzogthum Mayland überließ er dem Prinzen Franz Sforza, der dafür 900000 Ducaten, und zwar 400000 im ersten Jahre, bezahlen mußte. Venedig mußte seine Eroberungen in Mayland und Neapel nicht nur wieder herausgeben, sondern auch, alter Forderungen des Kaisers wegen, 300000 Ducaten bezahlen. Der kluge Herzog von Ferrara behielt sein Land. Der bisherige Markgraf von Mantua wurde mit dem Titel eines Herzogs geziert. Die Städte Siena und Lucca blieben bey ihrer republikanischen Verfassung; Parma und Piacenza durfte der Pabst, und Urbino ein Neffe des Pabstes Julius II, behalten. Dem Herzoge von Savoyen wurde die Grafschaft Asti zu Theil. Florenz sollte die Herrschaft des Hauses Medici von neuem anerkennen. Die republicanischen Hitzköpfe glaubten ihre Freyheit behaupten zu können. Nun wurde die Stadt von der kaiserlichen Armee belagert. Der Obergeneral derselben, der Prinz von Oranien büßte zwar sein Leben ein; aber die

Stadt

Stadt mußte sich (1530 August) ergeben. Noch eine kurze Zeit ließ ihr Clemens VII einen Schein von republikanischer Verfassung. Bald mußten aber die Florentiner, dem Ausspruche des Kaisers zu folge, den Alexander von Medici, den man für einen unehelichen Sohn Clemens VII, oder eines andern Mediceers hielt, und der des Kaisers uneheliche Tochter Margrethe heyrathete, als ihren Herzog anerkennen.

Neuntes Kapitel.

Die beyden letzten Kriege zwischen Karln V und Franz I. Karls V Unternehmungen gegen Tunis und Algier.

Den Frieden mit Frankreich benutzte Karl V zu einer Unternehmung gegen den afrikanischen Freystaat Tunis. Von dem ehemals so ausgebreiteten Staate der Almohaden im nördlichen Afrika *) hatte sich, ausser Spanien, auch noch manche andre Provinz losgerissen, und in einen eignen Staat verwandelt. Sie selbst wurden durch eine andre Regentenfamilie, die sich der Reiche Fez und Marocco bemächtigte, verdrängt.

Tunis wurde (1206) durch den mohrischen Statthalter Abdolwahed in einen eignen Staat umge-

*) Theil VII, S. 293.

umgeschaffen. Zu den Nachkommen desselben gehörte Mahmed, der einen der jüngsten von seinen 34 Söhnen, den Hassan, zu seinem Nachfolger ernennte. Dieser war so undankbar, seinen Vater zu vergiften, damit er seine Anordnung nicht wieder bereuen könnte. Auch ermordete er so viele von seinen Brüdern, als er in seine Gewalt bekommen konnte. Einer der ältern unter denselben, Alraschid, flüchtete nach Algier. Algier, ehedem eine Provinz des Reiches Telmesan, welches gleichfalls zum Gebiethe der Almohaden gehört hatte, war (um 1500) in viele kleine Staaten zerfallen, unter welchen die von Telmesan und Budscha sich auszeichneten. Diesen war selbst der kleine Staat von Algier zinsbar. Dieser konnte sich aber der Nothwendigkeit, den Königen von Spanien Tribut zu entrichten, nicht entziehen. Gegen die Spanier in Oran rief nun das Oberhaupt der Regierung zu Algier den berühmten Barbarossa zum Beystande herbey.

Barbarossa (so nennten ihn die Italiener wegen seines rothen Bartes) hieß eigentlich Aruk, und war der Sohn eines Renegaten

(das

(das heißt eines zum mohamedanischen Glauben übergegangnen Christen) von der Insel Mytilene. Er und sein Bruder Hayradin hatten als kühne Seeräuber so viel Glück, daß sie eine Flotte von 12 Galeeren, und andern kleinern Schiffen, zusammen bringen konnten. Aruk sollte dem Oberhaupte von Algier, der Selim hieß, eine spanische Schanze unweit Oran erobern helfen. Er kam mit 5000 Mann. Wie sehr bereuete es aber Selim, daß er auf den Seeräuber-Admiral sein Vertrauen gesetzt hatte! Aruk bemächtigte sich der Stadt Algier, und der Regierung. Selim wurde von ihm mit eigner Hand im Bade ermordet. Selims schöne Gemahlin Zafira weigerte sich so standhaft, seine Hand anzunehmen, daß sie sich lieber vergiftete. Ihr Sohn suchte bey den Spaniern zu Oran seine Zuflucht. Die Algierer wollten sich nun den Spaniern unterwerfen, und Aruks Türken ermorden; der Anschlag wurde aber entdeckt. Aruk ließ nun viele Algierer niedermachen, und von den übrigen sich große Geldsummen geben. Eine spanische Flotte, die ihnen (1517) Hülfe bringen sollte, vernichtete ein heftiger Sturm. Auch

das

das Oberhaupt der Republik Tunis machte einen unglücklichen Versuch, Algier zu retten. Er kam mit 17000 Reitern, die kein Feuergewehr hatten. Aruk schlug ihn mit 1000 Türken, jagte ihn in sein Gebirge, und bemächtigte sich der Stadt Tunis. Aruks Kriegsglück machte auf das benachbarte Telmesan einen so erschütternden Eindruck, daß ihm die Bürger der Hauptstadt unaufgefordert den Kopf ihres Regenten schickten.

Da Aruk seine Macht auf der nördlichen Küste von Afrika immer weiter ausbreitete; da seine Seeräuberschiffe die spanischen und italienischen Küsten beunruhigten; so gab Karl V seinem Statthalter von Oran den Befehl, den Unternehmungen desselben Schranken zu setzen. Dieser schloß ihn in Telmesan ein. Aruk suchte nach Algier zu flüchten; er wurde aber, des ausgestreuten Goldes und Silbers ungeachtet, bey dem Uebersetzen über einen Fluß, eingeholt und niedergehauen.

Aruk hatte seinen Bruder Hayradin (Scheredin) zum Nachfolger. Dieser blieb

von Karls V Kriegsmacht unangefochten, weil diese mit andern Unternehmungen beschäfftigt war. Dennoch ergab er sich (1520) dem Schutze des Großsultans, der ihn zum Oberbefehlshaber über seine Flotte ernennte, und ihm 2000 Janitscharen schickte, die durch allerley Leute bald zu einem furchtbaren Corps anwuchsen. An ihn wendete sich nun al Raschid.

Hayradin, auf dessen Beystand Alraschid vertraute, hintergieng ihn. Er nahm ihn mit nach Constantinopel, um, wie er ihm vorsagte, eine große Armee und Flotte für ihn ausrüsten zu lassen. Aber diese Flotte und diese Armee war nicht für ihn bestimmt. Er wurde, als er zu Schiffe gehen wollte, in Verhaft genommen. Hayradin stellte sich indessen, als wenn er das Reich von Tunis für ihn erobern wollte. Seine List beförderte die Unternehmung, weil Raschid von den Einwohnern von Tunis geliebt wurde. Hayradin unterwarf Tunis dem Großsultan, und erklärte sich für den Vicekönig desselben. Seine Macht stieg jetzt immer höher, und seine Seeräubereyen wurden immer unerträglicher

licher. Karl V, dessen Aufmerksamkeit er schon ohnedieß beschäfftigte, wurde von Muley Hassan um Hülfe gebethen.

Karl V setzte (1535 Jul.) mit einem ansehnlichen Heere auf 500 Schiffen, von Cagliari der Hauptstadt Sardiniens, nach Afrika über. Seine Truppen erstürmten die mit 6000 ausgesuchten Leuten besetzte Festung Golette, durch die ihm die Flotte und das Zeughaus des Hayradins in die Hände fiel. In dem letztern befanden sich allein auf 300 Kanonen. Hayradin rückte hierauf mit 50000 Mann gegen den Kaiser an; aber er wurde geschlagen. Indessen hatten 10000 Christensclaven in Tunis ihre Fesseln zerbrochen, und die türkische Besatzung der Stadt überwältigt. Jetzt überschickten sie dem Kaiser die Schlüssel der Stadtthore. Dessen Soldaten drangen nun sogleich in die Stadt, und plünderten und mordeten ohne aufzuhören. Auf 30000 von den unglücklichen Einwohnern von Tunis wurden von Karls Soldaten niedergesäbelt. Diese christlichen Barbaren vernichteten zugleich viele arabische Bücher, unter denen gewiß manche für die

Ge-

Geschichte von Nordafrika sehr wichtig waren. Der Kaiser setzte den Muley Hassan wieder zum Regenten von Tunis ein; doch mußte er die Anerkennung seiner Oberherrschaft versprechen; er mußte ihm, ausser Golette, noch seine übrigen befestigten Seehafen einräumen, und einen jährlichen Tribut angelobem.

Karls V Entfernung von Europa ermunterte den König Franz, den Krieg gegen denselben zu erneuern. In dieser Absicht bemühete er sich, den Herzog Franz von Mayland auf seine Seite zu ziehen. Er schickte deswegen (1535) den Merville, einen mayländischen Edelmann, der sich in Paris niedergelassen hatte, als Gesandten nach Mayland. Allein Karl, der diese Unterhandlungen erfuhr, oder nur blos muthmaßte, schrieb dem Herzog einen drohenden Brief, der ihn abhielt, mit Frankreich sich in eine Verbindung einzulassen, und der Herzog scheute sich nicht, des Königs Franz Feindschaft sich zuzuziehen. Merville erstach im Zorne einen von des Herzogs Bedienten. Der Herzog glaubte sich deswegen berechtigt, ihm den

Kopf

Kopf abschlagen zu lassen. Der hierüber äusserst aufgebrachte Franz ließ hierauf seine Armee nach Italien ziehen. Diese nahm bey dieser Gelegenheit das Land des Herzogs von Savoyen, der, als ein Freund des Kaisers, ihm den Durchmarsch verweigerte, in Besitz. Franz glaubte, wegen seiner Mutter, Luise von Savoyen, es sogar behalten zu können. Die damahlige bedrängte Lage des Herzogs von Savoyen benutzten die beyden Schweitzercantone Bern und Zürich, so wie die Stadt Genf, zu ihrem Vortheile. Genf entzog sich der savoyischen Oberherrschaft, und Zürich und Bern vergrößerten, auf Kosten von Savoyen, ihr Gebieth.

Indessen starb (24. Oct.) der Herzog von Mayland. Franz versäumte die günstige Gelegenheit, des Landes desselben sich zu bemächtigen. Karl V nahm es daher als ein erledigtes Reichslehn in Besitz, und suchte den König Franz, der sich um dasselbe bewarb, durch Unterhandlungen hinzuhalten. Franz verlangte das Herzogthum für seinen zweyten Sohn Heinrich, seinen Liebling;

Karl

Karl wollte es aber nur dem dritten, der Karl hieß, zugestehen. Auch machte er noch andre lästige Bedingungen.

Karl V, der sich mit Franz I nicht vergleichen konnte oder wollte, beschloß hierauf seinen Gegner abermahls in seinem eignen Lande anzugreifen. Den Weg hierzu bahnte er sich durch den Besitz des Herzogthums Savoyen, den ihm (1536) die Verrätherey des französischen Generals, des Marquis von Saluzzo, verschaffte. Franz und sein kluger Obergeneral der Marschall von Montmorency, setzten der Gefahr, mit welcher Frankreich bedrohet wurde, die wirksamsten Anstalten entgegen. Sie versahen die Oerter, die sich vertheidigen konnten, mit Garnisonen, verwüsteten die ganze Gegend, durch welche Karl seinen Zug vornehmen mußte, und zogen bey Avignon alle Truppen zusammen, die in ihrer Gewalt standen.

Karl rückte mit 50000 Mann in die Provence ein. Aber seine Flotte, die ihm die meisten Bedürfnisse zuführte, wurde durch widrige Winde, und andre Zufälle, zurückgehal-

gehalten. Der Mangel an Lebensmitteln wurde daher immer dringender. Er verbreitete unter dem Heere ansteckende Krankheiten, welche viele Officiere, und die Hälfte der Soldaten, ins Grab stürzten. Unter solchen Umständen konnten auch die Kriegsunternehmungen keinen glücklichen Fortgang haben; Marseille und Arles wurde vergeblich belagert. Franz und Montmorency hatten ihre verschiedenen Heere nun vereinigt; der Rücken der kaiserlichen Armee wurde von den leichten französischen Truppen, zu welchen sich die Bauern gesellten, lebhaft beunruhiget. Der Zustand der kaiserlichen Armee wurde immer trauriger; die Wege waren mit Leichen, mit Waffen, mit Gepäcke angefüllt. Karl V mußte Frankreich wieder verlassen. Ein andres Heer desselben, welches in die Picardie eingedrungen war, wurde von dem tapfern Adel zurückgetrieben.

Nun erwachte der angebohrne Stolz der Franzosen. Das Parlament zu Paris erdreistete sich, (1537) den Kaiser, unter dem Nahmen Karls von Oestreich, vor seine Schranken zu fordern, weil er den Frieden

zu

zu Cambray gebrochen hätte; es erdreistete sich, ihm als einem widerspenstigen Vasallen, den Besitz der Provinzen Flandern und Artois abzusprechen, und Franz eröffnete (März) nun den Feldzug in den Niederlanden. Dieser brachte ihm aber keinen Vortheil, weil die Niederländer die Städte, die er besetzt hatte, wieder eroberten, und der Krieg in den Niederlanden wurde durch einen zehnmonathlichen Waffenstillstand geendigt, den die Königinnen von Frankreich und Ungern beförderten.

Die Aufmerksamkeit des Königs Franz war jetzt vorzüglich auf Italien, auf das Herzogthum Mayland, gerichtet. Dieses Herzogthum wollte Franz durchaus an seine Familie bringen. Er entschloß sich, um der Macht des Kaisers desto mehr gewachsen zu seyn, sogar zu einer Verbindung mit dem türkischen Großsultan Solimann II. Nun erschien Hayradin, dessen Oberadmiral, an der Küste von Neapel; er landete bey Tarento, bemächtigte sich der Stadt Castro, und plünderte die umliegende Gegend; der Ge-

nueser Doria nöthigte ihn aber wieder zum Abzuge. Da aber die Deutschen von den Türken in Ugern besiegt wurden, so neigte sich Karl V um so eher zu einem Waffenstillstand hin, und diesen vermittelte der Pabst, den Frankreichs Verbindung mit dem Erzfeinde der Christenheit innigst kränkte. Er wurde zu Nizza auf 10 Jahre geschlossen. Jeder Theil sollte seine Eroberungen bis zum vollkommnen Frieden behalten.

Karl V nahm während des Waffenstillstandes mit Frankreich (1541) abermals einen Zug nach der Küste von Afrika vor. Hascen Aga, ein verschnittener Renegat, der sich vom gemeinen Corsaren bis zum Statthalter von Algier emporgeschwungen hatte, beunruhigte die spanischen und neapolitanischen Küsten, so wie die Schiffahrt auf dem mittelländischen Meere, äusserst lebhaft. Karl beschloß deswegen Algier zu erobern. Sein Heer, mit welchem er (1541) nach Afrika übersetzte, bestand aus 30000 der ausgesuchtesten Kriegsleute. Er griff sogleich Algier selbst an. Aber am zweyten Tage nach der

Lan-

Landung (28 Oct.) wurde Karls Flotte von einem schrecklichen Sturme überfallen. Die Soldaten konnten nun ihre Zelten nicht ans Land bringen. Sie fühlten den Mangel derselben um so lebhafter, da ein heftiger Regen den Boden, auf dem sie standen, in einen solchen Morast verwandelte, daß sie kaum stehen konnten. Durch die Nässe wurden auch ihre Waffen unbrauchbar gemacht. Um so leichter war es für die Algierer, die einen Ausfall thaten, eine große Anzahl der Kaiserlichen zu tödten. Am Morgen, der auf dieses unglückliche Gefecht folgte, erblickte Karl seine Flotte in den traurigsten Umständen. Sie hatte 15 Kriegsschiffe, 140 andre Fahrzeuge, und 8000 Mann verlohren. Viele von denen, die sich an die Küste retten wollten, wurden von den herumstreifenden Arabern niedergemacht. Die übrigen retteten sich nach dem Vorgebirge Metafuz. Dieses war von Karls Lager nicht weiter als 3 Tagemärsche entfernt, und dennoch kostete es ihm viele Gefahr und Mühe, dasselbe zu erreichen. Hier schiffte sich Karl mit dem traurigen Ueberreste seines schönen

Heeres

Heeres ein; aber durch einen neuen Sturm wurden die Schiffe, die ihn nach Spanien zurückbringen sollten, so zerstreut, daß sie nur einzeln in den nächsten spanischen und italienischen Hafen anlandeten.

Niemand empfand über Karls unglückliche Unternehmung gegen Algier gewiß eine lebhaftere Freude, als Franz I, der zur Feindschaft gegen Karln V erst neulich wieder eine neue Ursache bekommen hatte. Franz wollte auch Venedig zur Theilnahme an seiner Verbindung mit Soliman II bewegen. Ein gewisser Rincon, der schon in Constantinopel gewesen war, sollte, begleitet von Fregoso, einem verbannten Genueser, den Franz zum Gesandten nach Venedig bestimmt hatte, die Sache einleiten helfen. Allein der Statthalter von Mayland, der Marquis del Guasto, der ihre Absicht erfuhr, ließ ihnen, als sie den Po hinabfuhren, durch einige Soldaten aufpassen, die sie, nebst den meisten Personen von ihrem Gefolge, ermordeten, und sich ihrer Papiere bemächtigten. Franz fühlte sich wegen des Schicksals

fals seiner Gesandten, wegen dieser unerhörten Verletzung des Völkerrechtes, von der lebhaftesten Rache beseelt. Noch nie hatte er zum Kriege gegen Karln V größere Zurüstungen gemacht. Mit fünf Armeen rückte er (1543) zugleich ins Feld. Eine zeigte sich an den Gränzen von Spanien; die andre trat in Piemont auf, und die drey übrigen rückten gegen die Niederlande an. Mit allen diesen 5 Heeren richtete Franz aber nichts aus. Karl V hatte jetzt an Heinrich VIII einen Bundesgenossen, der ihn nachdrücklicher als sonst unterstützte, weil er sich an Franz, wegen seiner Theilnahme an den schottischen Händeln, zu rächen wünschte. Er schickte dem Kaiser 6000 Mann Hülfstruppen. Diese gesellte Karl dem Heere bey, durch welches er Landrecy belagern ließ. Franz rückte zur Entsetzung derselben mit einer großen Armee herbey. Karl führte das Heer, welches die Belagerung deckte, selbst an. Der Boden der umliegenden Gegend war so beschaffen, daß keiner der beyden Theile einen Angriff wagen durfte. Indessen glückte es dem König Franz, die Festung

mit

mit einem neuen Vorrath von Lebensmitteln zu versehen. Karl gab nun die Hoffnung, Landrecy zu erobern, und die Belagerung desselben, auf.

Die Verbindung des Königes Franz mit dem Großsultan Soliman zeigte sich jetzt für Karln V ziemlich nachtheilig. Während daß die Türken in Ungern immer weiter vordrangen, stieß die türkische Flotte, die Hayradin Barbarossa anführte, zu der französischen, und belagerte, in Verbindung mit derselben, die Stadt Nizza, den einzigen Zufluchtsort des Herzogs von Savoyen; die Annäherung der genuesischen Flotte unter Doria, während daß die kaiserliche Armee zu Lande anrückte, bewirkte aber das Ende der Belagerung.

Im folgenden Jahre (1544) wurde der Krieg in Italien sehr lebhaft eröffnet. Der Oberanführer der französischen Armee, Enghien, ein junger, tapferer und entschlossener General, eröffnete den Feldzug mit der Belagerung der piemontesischen Festung, Carig-

rignan. Del Guasto wollte sie entsetzen. Seine Annäherung war dem Enghien um so unangenehmer, je mehr Carignan sich in dem Zustande befand, sich nächstens ergeben zu müssen. Er wünschte daher dem Guasto eine Schlacht zu liefern; aber der Hof hatte es ihm untersagt. Voll der ungeduldigsten Erwartung schickte er eiligst den Montluc nach Paris. Alle Minister sprachen gegen die Schlacht; Montluc aber überzeugte den König, daß sie eben so nöthig, als vortheilhaft sey. Franz springt vom Stuhle auf, und sagt mit gen Himmel gehobenen Händen: „nun so gehe denn wieder nach Piemont, und schlage in Gottes Nahmen!" Alle muthigen Edelleute Frankreichs begaben sich nun als Freywillige zur Armee. Auf einer großen Ebene bey dem Dorfe Cerisoles erfolgte hierauf (am 14. April) eine der merkwürdigsten Schlachten. Die Kaiserlichen hatten 10000 Mann Fußvolk mehr, als die Franzosen; aber die im Dienste der letztern befindlichen Schweitzer entschieden den Sieg. Auf 10000 Kaiserliche wurden getödtet; sehr viele geriethen in die Gefangenschaft der

Fran-

Franzosen, denen das ganze Lager, nebst dem Gepäcke und der Artillerie, zu Theil wurde.

Die Franzosen konnten aber ihren Sieg in Italien nicht benutzen, weil sie zur Vertheidigung ihres eignen Landes zurückeilen mußten. Der Kaiser rückte mit 50000 Mann in Champagne ein, und belagerte endlich St. Disier, eine sehr wichtige Festung an der Marne. Heinrich VIII, der in den Kaiser drang, er möchte sogleich gegen Paris anrücken, schloß die Seestadt Boulogne ein, und ließ durch den Herzog von Norfolk Montreuil angreifen. Allein der Dauphin, dem sein Vater ein zahlreiches Heer übergeben hatte, schaffte, ein Treffen sehr weise vermeidend, aus der Gegend, wo die Feinde standen, alle Lebensmittel weg, und schnitt ihnen die Zufuhre ab. Da sich nun St. Disier lange wehrte, so gerieth der Kaiser in eine große Verlegenheit. Endlich kam St. Disier durch eine List des Ministers Granvella, der den Commandanten durch einen untergeschobenen Brief hin-

hintergieng, in die Gewalt des Kaisers. Der Dauphin hätte dem Kaiser noch einen glücklichern Widerstand entgegensetzen können, wenn er durch die List einer eifersüchtigen Maitresse nicht daran verhindert worden wäre. Die Geliebte seines Vaters, d' Etampes, haßte seine Maitresse, die Diana von Poitiers, so leidenschaftlich, daß sie, um des Dauphins Unternehmungen zu vereiteln, den Kaiserlichen die französischen Magazine verrieth.

Karl rückte hierauf gegen Paris an. Heinrich VIII sollte, seinem Wunsch gemäß, eben diesen Weg nehmen. Noch war Karl nur zwey Meilen von Paris entfernt. Frankreichs Hauptstadt gerieth in die lebhafteste Bestürzung. Allein der Dauphin schickte ihr nicht nur eine Hülfe von 8000 Mann, sondern beschleunigte auch seinen Marsch so sehr, daß er seine Stellung zwischen der Stadt und der kaiserlichen Armee einnehmen konnte. Karl zog sich hierauf mit seinen sehr verminderten und entkräfteten Truppen nach Soissons zurück. Da sich nun Heinrich VIII nicht dazu verstehen

stehen wollte, die Belagerungen von Boulogne und Montreuil aufzugeben, und zu ihm zu stoßen, so schloß Karl (1544 Sept.) zu Crepi im Bezirke von Laons mit seinen Gegner Frieden. Jeder Theil sollte das, was er erobert hatte, wieder herausgeben, und seinen gegenseitigen Ansprüchen entsagen. Karl V erklärte sich endlich bereit, dem Prinzen Karl das Herzogthum Mayland zu geben. Aber auch dieser starb (1545 Sept.). Er soll eben so, wie sein ältrer Bruder Franz, auf Veranstaltung der kaiserlichen Parthey, vergiftet worden seyn. Allein der Dauphin Franz trank gleich darauf, nachdem er sich beym Ballschlagen sehr erhitzt hatte, ein Glas kaltes Wasser. Dies war vielleicht richtiger die Ursache seines schleunigen Todes, als eine Vergiftung.



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf